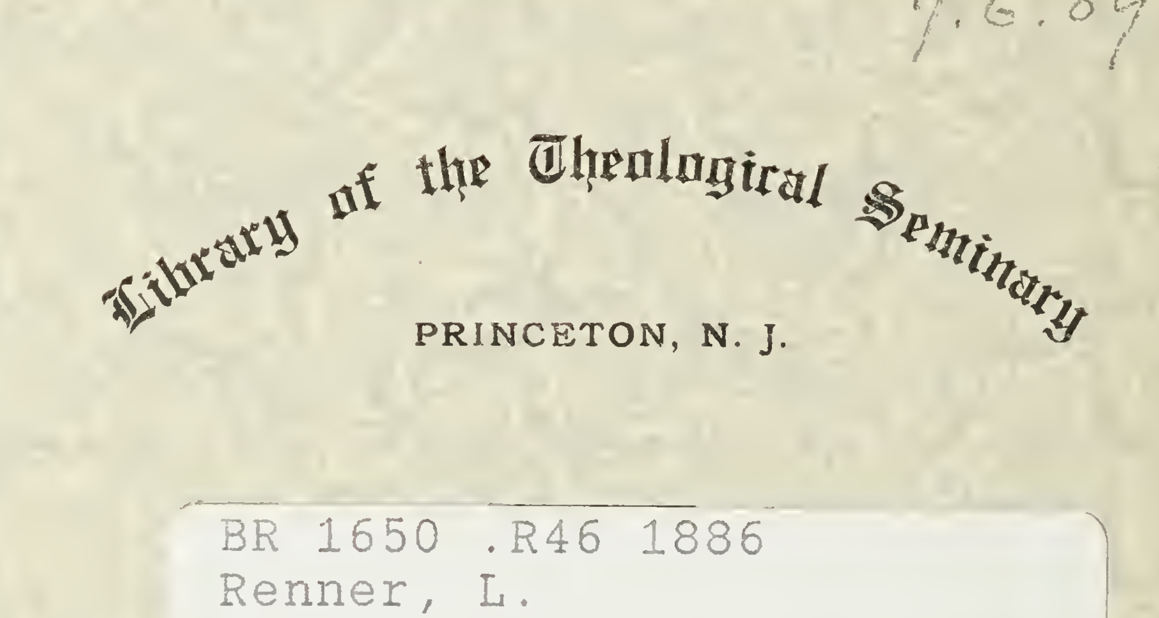
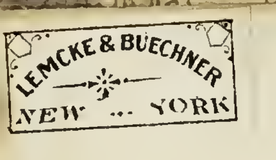







LEMCKE & BUECHNER
NEW YORK

Lebensbilder aus der Pietistenzeit.



Lebensbilder

aus der Pietistenzeit.

Ein Beitrag

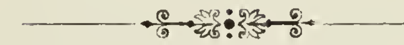
zur Geschichte und Würdigung des späteren

Pietismus.

Von

Dr. L. Renner,

Superintendent und Consistorialrath.



Bremen u. Leipzig,

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

1886.

Buchdruckerei der Taubstummen-Anstalt (Jul. Bergas), Schleswig.

Vorwort.

Aus Studien, die mich zunächst über die kirchliche Vergangenheit der Graffschaft Stolberg-Wernigerode — seiner Zeit ein wahres Versuchsfeld des Pietismus — unterrichten sollten, und die sich naturgemäß zu einer eingehenderen Beschäftigung mit dem Pietismus überhaupt erweiterten, sind die folgenden Lebensbilder entstanden. Sie sind theils nach den gedruckten Quellen der pietistischen Literatur gezeichnet, welche die hiesige Bibliothek in seltener Vollständigkeit besitzt, theils nach einem nicht unbeträchtlichen und bisher unbenutzten handschriftlichen Material, das mir im Gräflichen Archiv hieselbst und an etlichen anderen Stellen freundlichst zugänglich gemacht wurde.

Die Bilder stellen Männer der letzten pietistischen Generation dar, die das Spener-Francke'sche Erbe gleich entschieden gegen falsche Stabilität wie gegen falschen Fortschritt auf kirchlichem Gebiete festhalten, also nicht den Übergang des Pietismus in den Rationalismus bezeichnen, Theologen, aber nicht Männer der theologischen Wissenschaft, für welche der Pietismus so gut wie nichts gethan, im Grunde auch nichts thun wollte, sondern der kirchlichen Praxis, in der

er seine Stärke suchte und in der That Manches leistete, was heute noch als vorbildlich gelten kann.

Auf dem Hintergrund allgemeiner Zeitschilderung möchten die Lebensbilder einen bescheidenen geschichtlichen Beitrag zur Kenntnis der letzten Periode des Pietismus liefern, die auch nach den großen neueren Monographien über diese, für die Gegenwart noch so bedeutsame Geistesbewegung auf protestantischem Gebiet wenig und fast nur nach ihren Schwächen bekannt ist. Daß diese Kenntnis mancherlei werthvolle Winke und Anregungen Solchen zu bieten im Stande sei, die zu praktischem Wirken in Kirche und Schule berufen sind, ist mir gewiß. —

Vom Leben des seiner Zeit in weiten Kreisen bekannten Abtes Steinmetz existirt nur eine dürftige Skizze in dem „Lebenslaufe", der nach seinem Tode mit seinen Leichenschriften veröffentlicht wurde. Nichts als ein in Kapitel getheilter Abdruck desselben ist, wie auch der Verfasser in der Vorrede selbst erklärt, Bernhardi's „gottseliges Leben und segensreiches Wirken" J. A. Steinmetz's. Ein solcher Lebenslauf, nur noch dürftiger als der Steinmetz'sche, findet sich auch in den Urlsperger'schen Leichenschriften und bildet mit einem bei seinem Amts- und Ehejubiläum veröffentlichten Gedichte und etlichen vielleicht aus mündlicher Tradition geschöpften Notizen das Material, aus dem Koch in der Geschichte des Kirchenlieds eine biographische Skizze Urlsperger's, die einzige vorhandene, auf wenigen Blättern

zusammengestellt hat. Für Lau's Biographie bot nicht einmal ein solcher Lebenslauf den leitenden Faden dar; zusammenhängende Aufzeichnungen existirten nur von seiner Jugendzeit und seinen letzten Stunden.

So waren es außer ihren Schriften allerlei, theils in der Literatur jener Zeit, theils in ungedruckten Briefen, Tagebüchern, Akten u. s. w. zerstreute Mittheilungen, aus denen ein anschaulicheres Bild der genannten Männer gewonnen werden mußte. Wer je die mühsame Arbeit unternommen, Lebensbilder längst Verstorbener nach solchen Skizzen zu zeichnen oder aus zerstreuten Bruchstücken und Stückchen zusammen zu setzen, der wird die Schwierigkeiten nachstehender Arbeit zu würdigen wissen und ihre Mängel mit Nachsicht beurtheilen.

Schon mit Rücksicht auf die Nichttheologen unter den Lesern dieser Blätter schien es mir angemessen, in einer kurzen einleitenden Darlegung über Ursprung, Wesen und Entwicklung des Pietismus die Gesichtspunkte anzudeuten, unter welchen die Lebensbilder betrachtet sein wollen. Daß die hier ausgesprochenen Urtheile sich mit denen Anderer hie und da berühren, hat mich nur in der Überzeugung bestärkt, bei meinem Bemühen, den Pietisten ihr Geheimnis abzulauschen, nicht fehlgegangen zu sein und nicht falsch gehört zu haben.

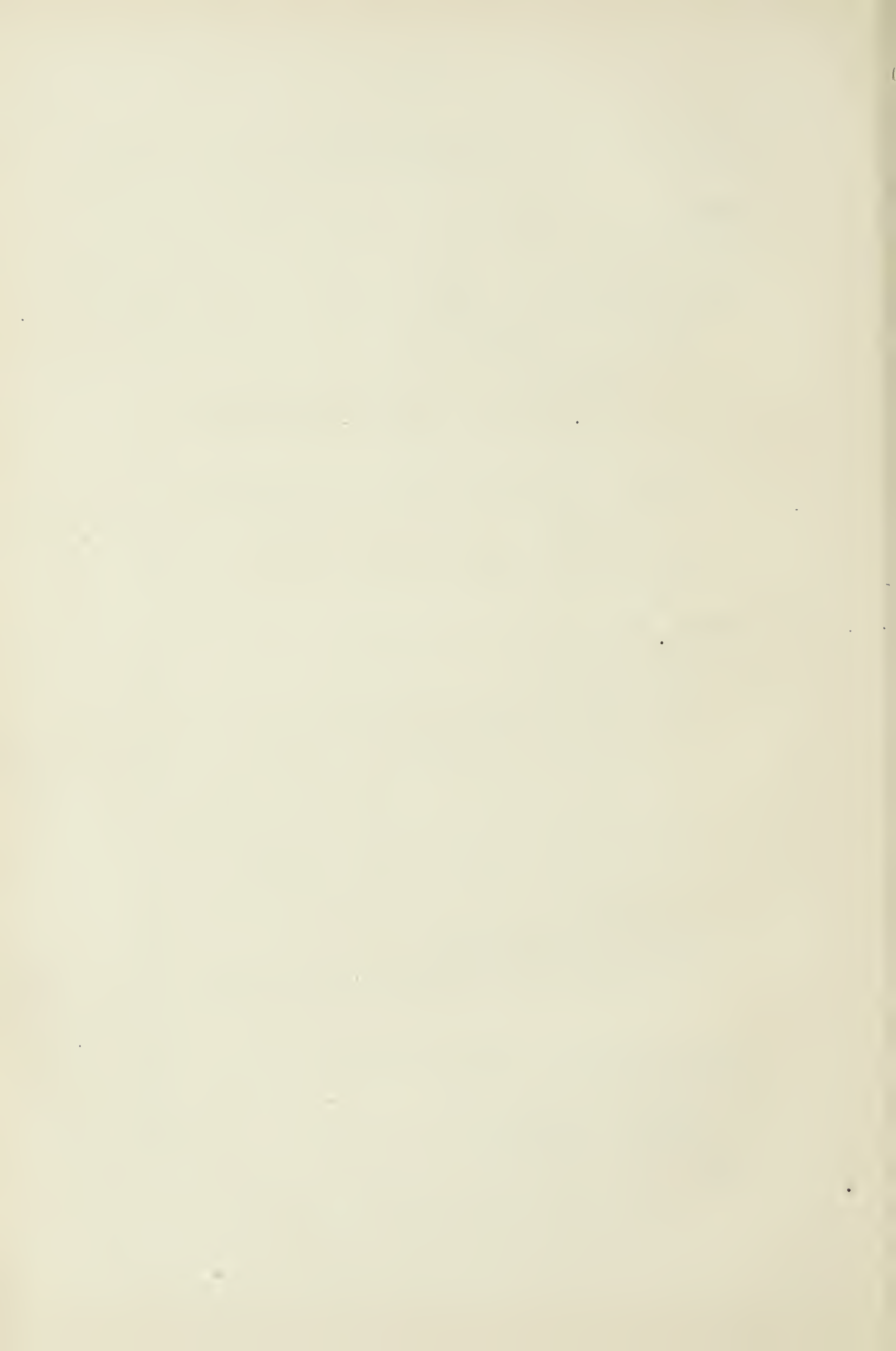
Für jeden Verständigen versteht es sich von selbst, daß die Orthodoxen, die hier als den Pietisten gegenüber viel-

fach im Unrecht befindlich dargestellt werden, nicht als Vertreter der Orthodoxie überhaupt angesehen, und daß namentlich nicht jene mir besonders werthen Orthodoxen mit ihnen verwechselt werden sollen, die durch die Schule des Pietismus hindurch gegangen sind und von ihm gelernt haben, was von ihm zu lernen ist.

Wernigerode a. H., den 1. Juli 1886.

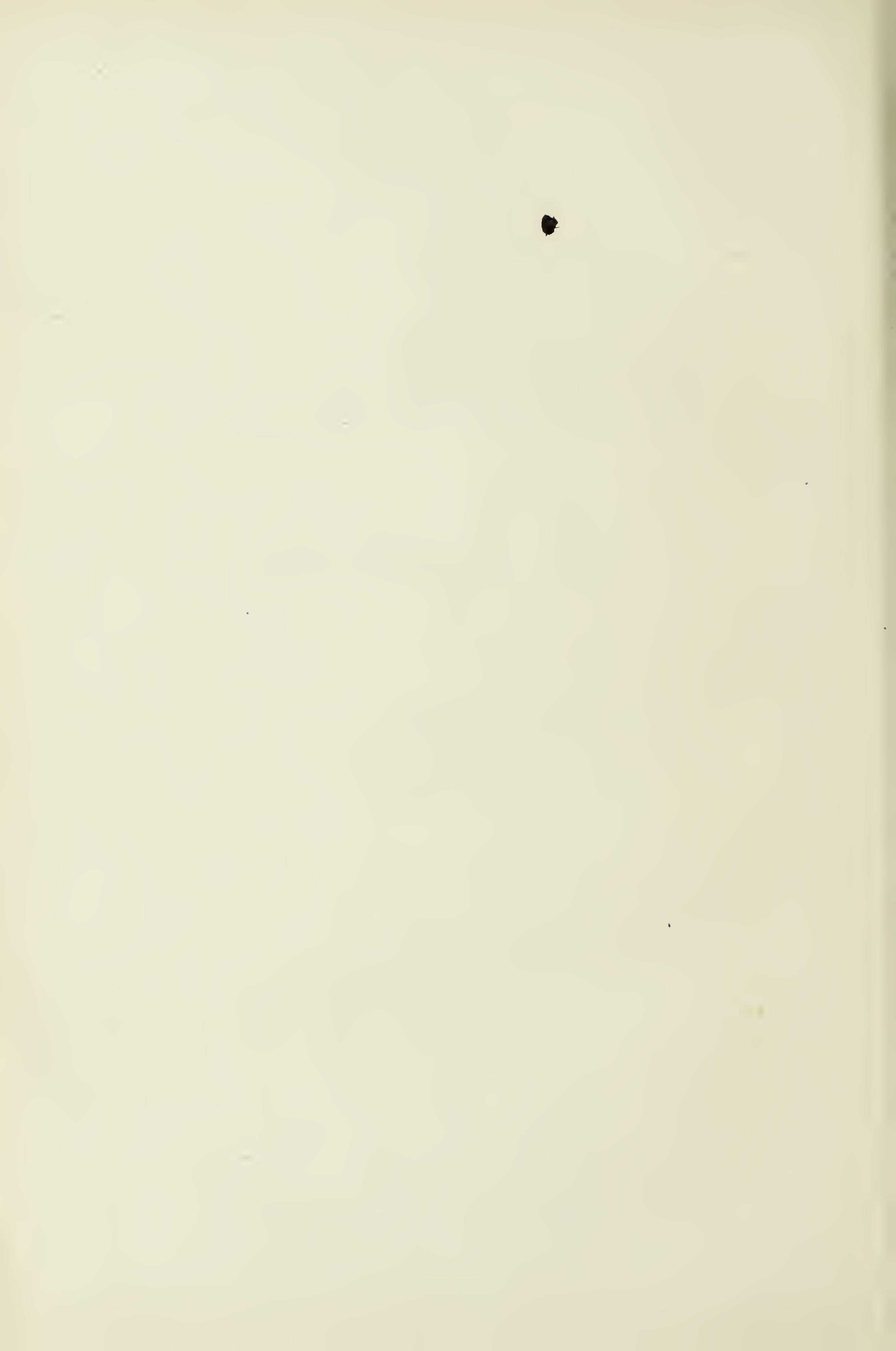
R.

Inhalt.



Einleitendes und Allgemeines

über den Pietismus.



Der Pietismus ist eine Reaktion religiöser Innerlichkeit gegen die Veräußerlichung des Christenthums, evangelischen Glaubens und Lebens in der lutherischen Kirche. Verwandte Bewegungen in der reformirten sind selbst da, wo sich ein historischer Zusammenhang zwischen ihnen und dem Pietismus nachweisen läßt, doch in ihren Ausgangspunkten und Zielen von diesem so verschieden, daß es nicht zur Klarheit dienen kann, wenn man bei der Bestimmung dessen, was der auf lutherischem Boden aufgekommene und für gewisse hier auftretende Erscheinungen gebrauchte Name des Pietismus bedeutet, auf jene theils früheren, theils gleichzeitigen Erscheinungen in der reformirten Kirche rücksichtigt. —

Auch die Reformation war eine Reaktion religiöser Innerlichkeit gegen die Veräußerlichung des Christenthums in der mittelalterlichen Kirche. Das bezeugt ihr Ausgangspunkt, ein Protest gegen das Buß- und Ablaßwesen dieser Kirche. Das bezeugt vor allem ihr Kernbekenntnis von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, mit dem sie stehn und fallen will: im Grunde doch nichts Anderes als die unmittelbare Aussage des gläubigen Herzens von der innerlich erfahrenen Rechtfertigung im Gegensatze zu den Reflexionen des scholastisch-theologischen Verstandes über die Faktoren einer möglichen Rechtfertigung. Weil aber jener Protest für häretisch erklärt und die Vertreter desselben, die Reformatoren und ihre Gesinnungsgenossen, aus der Papstkirche ausgeschlossen wurden, so vollendete

1

sich die Reformation in einer kirchlichen Neubildung mit reformirter, und wenigstens der hergebrachten gegenüber, neuer Lehre.

An eine solche kirchliche Neubildung hat der Pietismus nie gedacht. Denn von fanatischen, schwärmerischen, separatistischen Maßlosigkeiten, die auch schon vor ihm da waren und sich an seine Fersen hängen wollten, von ihm aber bekämpft wurden, ist bei der Wesensbestimmung und Beurteilung desselben eben so gewiß abzusehen, als das apostolische Christenthum nicht nach der falschen antinomistischen Gnosis, die inmitten der apostolischen Gemeinden aufwucherte, und die Reformation nicht nach den Gräueln der Bauernkriege und der Wiedertäuferei beurtheilt werden darf.

Die genuinen Vertreter des Pietismus sind jedem Separatismus entschieden feind. Die Union auf Grund einer Indifferenzirung der innerhalb der evangelischen Kirche vorhandenen Lehrunterschiede lehnen sie ab und treten deshalb in Opposition zu der Zinzendorfschen Brüdergemeinde mit ihren indifferenzirten Lehrtropen. Sie bekennen ihre volle Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, und wenn sie auch der herkömmlichen Streittheologie geringe Sympathien entgegenbringen, so wollen sie doch selbst in Berlin vor den Ohren eines reformirten Königs sich eine „bescheidene Polemik gegen die Calvinisten" nicht wehren lassen. Auch ihre wissenschaftliche Dogmatik zeigt sachlich keine nennenswerthen Verschiedenheiten von der überlieferten orthodoxen; bei weitem nicht so belangreiche wie sie sich heute zwischen den Aufstellungen anerkannt lutherischer Dogmatiker finden. Sie legen nur den Finger auf gewisse Fundamentalsätze der reformatorischen und orthodoxen Lehre und mahnen an vielfach vergessene Consequenzen,

die sich aus ihnen für die Gestaltung des christlichen Lebens im Individuum und in der Gemeinschaft klar ergeben. Nicht die Lehre, sondern das Leben, das sie in weiten Kreisen den durch die Reformatoren wieder fest gestellten Grundlagen und Normen entfremdet sehen, wollen sie reformiren.

Der Pietismus bedeutet nicht eine eigenthümliche Bewegung und Neugestaltung auf dem Gebiet der Lehre. Eine Zeit, der das Wesen des Christenthums in Lehrbestimmungen aufging und die kaum noch für etwas Anderes Interesse hatte, als für die reine Lehre, versuchte immer wieder, ihn als eine Summe von Lehrabweichungen nachzuweisen, und heute hat man in den Spuren dieses Mißverständnisses weiter zu wandeln noch nicht ganz aufgegeben. Zu einer gerechten Würdigung des Pietismus wird man aber so nie gelangen. Nicht gegen falsche Lehre, sondern gegen den Verfall des christlichen Lebens tritt der Pietismus in die Schranken. Er erklärt jenen Verfall aus Mängeln nicht des kirchlichen Bekenntnisses, sondern der mit ihm in Widerspruch stehenden kirchlichen Praxis. Für diese fordert er Reformen und nimmt an, daß sie der Lehre der Reformatoren durchaus entsprechen. Ihre Meinung zu treffen ist er selbst da überzeugt, wo er seinen praktischen Absichten zu Liebe die herkömmliche Lehrweise leise umzubiegen anfängt.

„Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen; es kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern es ist inwendig in euch“. Wie man auch das „in euch“ deute, immer bleibt gewiß, daß in diesen Worten des Herrn das geistige Wesen, die lebendige Innerlichkeit des Christenthums jeder Veräußerlichung desselben gegenüber klar festgestellt ist; daß der Herr, der gewißlich eine Kirche will, doch eine solche will von

lebendigen Steinen, so gewiß für diese Kirche die apostolischen Sätze Geltung haben, daß das Reich Gottes nicht Essen und Trinken ist, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste, daß in Christo weder Beschneidung noch Vorhaut etwas gilt, sondern der Glaube, der in der Liebe thätig ist, und eine neue Kreatur.

Die Deformation des Mittelalters bedeutet aber im Grunde nichts anderes als eine solche Veräußerlichung. An die Stelle des Reiches Gottes, das nicht hier oder da ist, tritt die römisch katholische Kirche mit einer so massiven Aeußerlichkeit und Sichtbarkeit, daß nun die Glieder des Reiches Gottes auf Erden so gut zu zählen sind, wie die Bürger des Königreichs Frankreich und der Republik Venedig. An die Stelle des himmlischen unsichtbaren Hauptes der Kirche tritt sein sichtbarer Stellvertreter in Rom. An die des einigen Hohenpriesters mit seinem einmaligen Opfer und seiner ewigen Erlösung die vom Papst bevollmächtigte Priesterschaft. An die des göttlichen Worts die Lehre der Kirche. An die des Glaubens, der ein innerliches vom Geiste Gottes gewirktes Ergreifen der Gnade ist, eine äußerliche Unterwerfung unter die Autorität der Kirche und eine äußerliche Zustimmung zu ihrer Satzung. An die jenes innerlichen und unmittelbaren Zusammenhangs der Gläubigen mit Christo wie der Glieder mit dem Haupt und der Reben mit dem Weinstock, wodurch die Kirche zum Leibe Christi und mit seinem Leben erfüllt wird, ein äußerliches Verhältnis gegenseitigen Gebens und Nehmens, Forderns und Leistens zwischen der in der Priesterschaft repräsentirten kirchlichen Anstalt und des ihr sich unterwerfenden Christenvolks, wobei die Gabe der Kirche immer ausschließlicher Sakramentsspendung mit unfehlbarer Heilswirkung — ex opere operato — wird

und die innere Leistung des Christen sich immermehr in eine rein passive Widerstandslosigkeit — non obicem ponere — verwandelt, der äußerlich allerlei äußerliche Werke und Genugthuungen zur Seite treten.

Die Folge dieser Veräußerlichung war ein klaffender Widerspruch zwischen der angeblich durch die Gnadenmittel in die Herzen der katholischen Christen ausgegossenen Gnade und ihrem sittlichen Verhalten; ein Widerspruch, der in den Gräueln des päpstlichen Hofs, wie im Leben der Weltgeistlichen und Klostergenossen zeitweise wenigstens seine schlimmste Illustration, und in der Behauptung einer vom Glauben und sittlichen Leben der Geistlichen völlig unabhängigen Amtsgnade seinen vollendeten Ausdruck fand.

Gegen diese Veräußerlichung des Christenthums richtet die Reformation auf Grund der klaren und ausreichenden Beurkundung apostolischen Glaubens und Lebens in der Schrift ihren Protest. Christus, das lebendige Haupt, der einige Meister und ewige Hohepriester seiner Gemeinde, wird einer schließlich auf menschlicher Willkür beruhenden Gnadenmittelanstalt gegenüber, die sich zwischen ihn und diese Gemeinde gestellt hat, wieder in seine Rechte eingesetzt. Christus redet mit ihr durch sein Wort und Evangelium und handelt mit ihr durch das Sakrament, jedem Sünder in Wort und Zeichen die Gnade Gottes darreichend, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Ihren heilsamen Empfang bedingt nicht schon ein äußerliches Verhalten zum Gnadenmittel oder zur Gnadenmittelanstalt, der spendenden Kirche, sondern ein inneres Begehren und Ergreifen der Gnade selbst: der aus der Buße, der lebendigen innerlichen Sündenerkenntnis, geborene Glaube. Dieser Glaube nicht ein menschliches Wissen von der Gnade Gottes in Christo, nicht ein fleischliches Vertrauen auf dieselbe,

nicht eine rein natürliche Einbildung ihres Empfangs und Besitzes, sondern eine gottgewirkte, lebendige Bewegung des innersten, ungetheilten Geisteslebens, des heilsbedürftigen und heilsverlangenden Herzens, zu Christo dem Heiland hin. Dieser Glaube, welcher die Gnade Gottes als persönlichen Besitz und persönliche Erfahrung ins Herz nimmt, bestimmt dasselbe der erfahrenen Gottesliebe gegenüber zu dankbarer Gegenliebe. Denn dieser Glaube ist jenes mächtige, schäftige Ding, das über sich führt in den Himmel und dort durch Christum mit Kindeszuversicht und Kindesfreudigkeit hintritt vor Gottes Angesicht; aber eben so auch unter sich fährt zu den Brüdern, um, wie es selbst einen barmherzigen Heiland und Gnade gefunden hat, nun auch andern brüderliche Liebe zu beweisen und ein Heiland zu werden.

Um Gott unverkürzt seine Ehre und den Sündern einen gewissen Trost zu lassen, hatte Luther diesen Glauben, durch den wir gerecht und selig werden, auf Grund der Schrift und im schärfsten Gegensatze zu aller feinen wie groben katholischen Werkgerechtigkeit als das völlig verdienstlose Hinnehmen der Gnade Gottes bezeichnet. Aber dem immer wiederholten römischen Vorwurf gegenüber, daß durch diese Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und bei solcher Fassung des Glaubens dem schlimmsten Antinomismus, einer Religion ohne Sittlichkeit, Thür und Thor geöffnet werde, hatte er stets auf das Entschiedenste betont, daß dieser Glaube, sofern er nur wirklich die Gnade Gottes in Christo ergriffen habe, den ganzen Menschen erneuere; nicht bloß sein äußeres Thun und Lassen, sondern sein innerstes Denken, Begehren und Wollen gottgefällig gestalte, seine innerste Gesinnung heilige. Wo der rechtfertigende Glaube, da freilich keinerlei menschliches Verdienst, aber unzweifelhaft

der Geist Gottes im Herzen; und wo der, da nicht mehr die ungebrochene Sünde, sondern ein neues Denken und Wollen, Tichten und Trachten und so ein neues Leben.

Das ist die feste Schlußkette, die sich durch alle reformatorischen Bekenntnisse hindurchzieht. So scharf Rechtfertigung und Heiligung geschieden werden für die subjective Betrachtung der bekennenden Gemeinde, die sich als die in Sünden todte und Gott als den lebenspendenden weiß und die Wohlthat Christi in ihrer unendlichen Größe und Herrlichkeit preisen und für ihr Vertrauen und ihre Hoffnung einen festen Grund in der freien von jedem menschlichen Verdienst unabhängigen Gnade behalten soll — eben so entschieden wird jeder Trägheit und fleischlichen Sicherheit gegenüber der lebendige, unzerreißbare Zusammenhang zwischen Rechtfertigung und Heiligung betont und mit Nachdruck der rechtfertigende Glaube als ein lebendiger, Leben weckender, das Herz wiedergebärender, sittlich erneuernder bezeichnet. Es wird gemahnt an die guten Werke der Gläubigen, die sie nicht thun, um ihre Rechtfertigung zu Stande zu bringen — sie ist Gottes That und nicht unsre That, und der Glaube hat ein von Gott bereits gesprochenes Gnadenurtheil nur hin und in unser Innerstes hineinzunehmen — nein, die sie thun und nicht lassen können, gerade weil sie die Gnade Gottes erfahren haben und ihrer gewiß geworden, weil sie aus Feinden Gottes seine Kinder geworden sind. Das sind die rechten guten Werke — nicht des stolzen Selbstvertrauens oder der verzagten Furcht, sondern der demüthigen, dankbaren, kindlichen Liebe.

So gewiß es die ganze historische Stellung und der eigentliche Beruf der Reformation mit sich brachte, jene Unabhängigkeit der Rechtfertigung von der Heiligung zunächst

und zumeist zu betonen, so wenig hat sie diesen innern, unlösbaren Zusammenhang zwischen beiden unbezeugt gelassen. Was Luther in dieser Beziehung gesagt, läßt sich in die aus seiner Feder stammenden Worte fassen: „Christus Gottes Sohn ist nit kommen, noch darumb gestorben, daß wir sollten den Geboten frei und ungehorsam sein; sondern daß wir die Gebot durch seine Hülfe und Mitwirken erfüllen sollen. Darumb wie es heißt: Werk ohn Glauben sind Nichts, so heißts auch: Glaube ohne Frucht ist auch Nichts. Denn die Werk ohn Glauben ist Abgötterei; Glauben ohn Werk ist Lügen und kein Glauben."

Aber dieser Zusammenhang war schon in der Reformationszeit von Vielen, die sich zu der neuen Kirche bekannten ohne innerlich ihr anzugehören, übersehen und am Ende des sechzehnten und noch mehr des siebzehnten Jahrhunderts dem Bewußtsein Vieler in der lutherischen Kirche entschwunden. Die lehrende Kirche hatte auf diesen Zusammenhang doch nicht genug hingewiesen und im Leben der Gemeinde, in weiten Kreisen wenigstens, war von ihm wenig zu spüren. Selbstverständlich nicht so, daß es je einen rechtfertigenden Glauben gegeben hätte ohne Wiedergeburt. Aber dieser lebendige, das Herz und von hier aus das Leben des Menschen erneuernde Glaube war, namentlich auch nach jenem großen Kriege, der drei Jahrzehnte hindurch die Kirche verwüstet und das sittliche Leben der Deutschen mit seinen Gräueln verpestet hatte, in großen Massen des evangelischen Volks nicht mehr vorhanden; und die berufenen Lehrer der Kirche, statt ehrlich zu bekennen, was ihr fehle, trösteten sich und das Volk mit dem, was man noch hatte, mit der reinen Lehre und Sakramentsverwaltung, und ließen wieder eine äußerliche Zustimmung zu dieser Lehre, eine äußerliche

Betheiligung an den heiligen Handlungen, namentlich an Beichte und Abendmahl, ein äußerliches Sichverlassen auf Gnade und Gnadenmittel als Ersatz gelten für den rechtfertigenden Glauben.

Verhängnisvoll in dieser Beziehung wirkten auch die Lehrstreitigkeiten nach, welche im sechzehnten Jahrhundert durch lange Jahrzehnte die lutherische Kirche tief erregt hatten. Sie hatten das Interesse der lutherischen Theologen dermassen vereinseitigt, daß diese auch jede berechtigte dem Bedürfnis des Lebens entsprechende Aenderung der Lehrform („inusitatas loquendi formulas") für eine Fälschung des Lehrinhalts anzusehn und als Irrlehre zu verketzern geneigt waren. Ausschließlich mit dem Ausbau der reinen Lehre beschäftigt hatten sie den klaren Blick verloren für das wechselnde Bedürfnis des Lebens; hatten auch der überlieferten Lehrform gegenüber die Freiheit verloren, neben dem einen und wichtigsten, was die Reformatoren zu ihrer Zeit und in dem Kampfe, zu dem sie berufen waren, mit einer gewissen Ausschließlichkeit bekennen und betonen mußten, unter veränderten Zeitverhältnissen und in veränderter Frontstellung gegen andere Feinde, auch ein anderes, das die Reformatoren keineswegs geleugnet oder verschwiegen hatten, mit einer nun zeitgemäßen Accentuirung zu bezeugen.

So konnte es kommen, daß wieder veräußerlichte und zum todten Formalismus wurde, was nach der Reformatoren Meinung und Absicht innerlich und lebendig sein sollte.

Die Kirche war im Grunde doch wieder nichts anderes als eine äußerliche Veranstaltung zur Predigt des reinen, bekenntnismäßigen Worts und zu einer dem entsprechenden Verwaltung der Sakramente. Die Thätigkeit des Lehrstandes ging lediglich in diesen beiden Dingen auf; was wir

heute specielle Seelsorge nennen, kannte man kaum. An die Stelle der Rechtfertigung durch den Glauben war die reine Lehre von der Rechtfertigung getreten. Der Glaube war vor Allem eine Zustimmung zu dieser Lehre. Zwar bezeichnete diese selbst das Vertrauen auf die Gnade Gottes als das wesentlichste Moment im Begriffe des rechtfertigenden Glaubens; aber im Leben war aus dem geistgewirkten, lebendigen, von Selbstgericht und Selbstverurteilung unabtrennbaren Vertrauen auf die Gnade jenes fleischliche Sichverlassen auf die Gnadenmittel geworden, welches zwar Niemand zum wahren Frieden brachte, aber doch Viele so sicher machte, daß rechtgläubige und fromme Männer wie H. Müller in Rostock es über sich gewinnen konnten, den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Abendmahlstisch die vier großen Kirchengötzen zu nennen, denen man äußerlich Gottesdienste feiere und nun seines „äußerlichen Christenthums sich getröste, aber die innere Kraft desselben verleugne."

Wie das sittliche Leben bei dieser veräußerlichten Religion, geist- und kraftlosen Kirchlichkeit sich gestaltete, davon geben die bekannten Sittenschilderungen aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs und aus der Folgezeit so klares Zeugnis und das erhellt aus dem beweglichen Proteste, den gerade die lebendigen Zeugen der lutherischen Kirche wider den jämmerlichen Verfall des christlichen Lebens in allen Ständen ablegen, so unzweideutig, daß alle modernen Versuche, diesen Verfall extensiv und intensiv geringfügiger darzustellen, an solchen unverdächtigen Zeugnissen der Zeitgenossen scheitern müssen.

Der rapide Fortschritt des Pietismus trotz der von ihm begangenen Fehler, trotz der als geile Schößlinge aus seiner Pflanzung aufschießenden Irrthümer und trotz der Ketzer-

gerichte, die sofort über ihn gehalten wurden, ist nur dadurch erklärlich, daß der religiös sittliche Nothstand der Kirche zu schreiend und die Ohnmacht der hergebrachten kirchlichen Praxis ihm gegenüber zu offenbar war, als daß der doch bei Vielen noch vorhandene Sinn für die Wahrheit den energischen Protest gegen beide, wie ihn der Pietismus erhob, nicht hätte mit Zustimmung begrüßen sollen.

Die Innerlichkeit und Lebendigkeit des Glaubens, wie sie sich in der Wiedergeburt und Heiligung erweist, das war der eigentliche Inhalt dieses Protestes, der nicht der orthodoxen Lehre, sondern der kirchlichen Praxis seiner Zeit entgegentrat; namentlich jener Praxis in Predigt und Beichtstuhl, welche sich an einem ohnmächtigen Schattenbilde des rechtfertigenden Glaubens genügen ließ, von dem sittlich erneuernde Kräfte auf Einzelne und Gemeinden selbstverständlich nicht ausgehen konnten.

Der Pietismus hatte von Haus aus keinen Grund, Lehrreformen vorzunehmen. Ein Spener dachte nicht daran, das Werk der Gnade im Sünder abhängig zu machen von menschlichem Thun und Verdienen; die Rechtfertigung von der Heiligung. Er dachte nicht daran, die Bedeutung von Wort und Sakrament herabzusetzen und eine Gnade zu lehren ohne Gnadenmittel. Er leugnete nicht, daß die Taufe, auch die Kindertaufe, das Bad der Wiedergeburt sei. Aber je innerlicher und lebendiger er die Wirkungen der Taufe und das durch sie hergestellte Verhältnis des Getauften zu Christo, dem Haupte der Gemeinde, faßte, um so weniger konnte er zugeben, daß dies Verhältnis bei rein äußerlicher Kirchlichkeit und trotz offenbarer Knechtung unter Sünden, Schanden und Laster fortbestehe. Er lehrte nicht anders als die orthodoxen Dogmatiker eine Verlierbarkeit der Tauf-

gnade und somit der Wiedergeburt, aber auch die Möglichkeit, sie wiederzugewinnen, und verlangte von denen, die aus dem Gnadenstande gefallen und unter das Sündenjoch gerathen, Umkehr, Bekehrung — wahrhaftige Buße, lebendigen Glauben, Erneuerung des Herzens, Heiligung des ganzen Lebens.

Das war der Kern der pietistischen Bewegung vom ersten Auftreten Speners an, von dem sie ihren Ausgang nahm, bis zu ihrem Verlaufen in dem von England, Frankreich und den Niederlanden in die deutsch evangelische Kirche mit hohem Wogengange einströmenden Rationalismus.

An die Stelle eines neuen Romanismus, der, wenn er auch formell den schärfsten Gegensatz gegen das Tridentinum lehrte, doch thatsächlich den mittelalterlichen, katholischen Irrthum wiederholte und ein rein äußerliches Verhalten zu der kirchlichen Anstalt, ihrer Lehre und ihren heiligen Handlungen als Christenthum gelten ließ, wollte sie wieder das apostolische und evangelische Christenthum setzen, das in innerlichen, lebendigen, vom Geist Gottes gewirkten Beziehungen der Herzen zu Christo besteht — ein Christenthum, das den Christen der Liebe Gottes in Christo durch Wort und Sakrament lebendig versichert und in der Erfahrung und Gewißheit dieser Liebe sittlich erneuert.

Welche Wandlungen auch mit dem Pietismus im Laufe seiner Entwicklung vorgingen, das bewußte Streben nach diesem Ziele, ein veräußerlichtes Christenthum wieder zu verinnerlichen, ein todtes Kirchenthum mit Glauben und Leben zu erfüllen, war der sich gleichbleibende Kern unter allen diesen Wandlungen, und dessen gutes Recht zu bestreiten, wird einer unbefangenen Geschichtsbetrachtung nie gelingen. Der Anerkennung dieses Rechts vermochte sich der bedeutendste

Gegner des Pietismus im vorigen Jahrhundert, Valentin Loescher, so wenig zu entziehen, daß er vorschlug, man solle nicht jenes Streben der Pietisten, die Gottseligkeit zu fördern, sondern „die Fassung der Mittel und Wege, welche von ihnen zur Beförderung der Pietät gebraucht werden", Pietismus nennen. Das thaten aber seine Zeitgenossen nicht. „Die Gottseligkeit mit rechtem Eifer treiben und dahin vermahnen, daß doch auch in Uebung gebracht werde, was man lehre" — hieß schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bei Vielen Mysticismus und Schwärmerei; an die Wiedergeburt, Bekehrung erinnern hieß „papistisch lehren und den Trost aus Christi Verdienst nehmen"; auf bessere Zeiten in der Kirche hoffen, hieß Chiliasmus. Und das alles zusammen hieß Pietismus.

Allerdings aber ist die Frage nach dem Recht seiner Ziele leichter zu beantworten wie die nach der Berechtigung der Wege, die er zu diesen Zielen einschlägt. Der Pietismus hat im Lauf seiner Entwicklung verschiedene Wege von ungleicher Berechtigung versucht. In den folgenden Lebensbildern werden wir alle besprechen; hier beschränken wir uns auf eine Aufzählung der wichtigsten.

Dadurch kündigt sich der Pietismus von vornherein als das Gegentheil alles Enthusiasmus an, daß er die eigentlichen Lebensquellen für die in kirchlichem Formalismus erstarrte Kirche im prophetischen und apostolischen Worte sucht: in der Schrift. Er will die Bibel hineintragen in die Gemeinden und die Gemeinden einführen in das Verständnis der Bibel. Von ihm ist ein Anstoß ausgegangen zu Bibeldruck und Bibelverbreitung in der evangelischen Kirche wie kein anderer seit den Tagen der Reformation. Zur Schrift will er die Predigt zurückführen, die sich in dogmatische,

apologetische und polemische Abhandlungen verirrt hat und so unverstanden über die Köpfe der noch kirchlicher und staatlicher Ordnung gemäß geduldig unter der Kanzel aushaltenden Gemeinde dahinfährt. Der Predigt will er die ganze Schrift öffnen; er ist deshalb kein Freund des absoluten Perikopenzwangs. Zur Schrift will er das theologische Studium zurückführen, in dem neben Philosophie, Dogmatik und Polemik der Schriftauslegung kaum ein Plätzchen gelassen ist. Wie aber Summa und Kern der Schrift Gesetz und Evangelium ist und das rechte Verständnis derselben ohne Buße und Glauben nicht denkbar, und weil nach des Herrn Willen eine aus diesem rechten Schriftverständnis geborene Predigt der Gemeinde zu solchem Verständnis verhelfen, sie zu Buße und Glauben erwecken soll, deshalb sollen bekehrte Geistliche das Wort verkündigen, d. h. solche die in der Buße eine lebendige, gründliche Kenntnis der menschlichen Sünde und im Glauben eine lebendige, erfahrungsmäßige Kenntnis der Gnade Gottes in Christo besitzen. Diese lebenswarme Verkündigung soll aus Gotteshaus und öffentlichem Gottesdienst heraustreten und die Gemeinde aufsuchen in ihren Häusern. Sie soll von der Kanzel herabsteigen, wo sie sich an das Ganze der Gemeinde wendet und durch die damals recht steife homiletische Regel gebunden ist, um in freierer Weise mit den Einzelnen zu verkehren und das Wort ihrem Verständnis und Bedürfnis besser anzupassen.

Collegia philobiblica d. h. fortlaufende wissenschaftliche und praktische Erklärungen biblischer Bücher, inauguriren die Wirksamkeit des Pietismus auf der Universität, und collegia pietatis, Privaterbauungen, Konventikel zur Vorbereitung auf die künftige Predigt oder zur Wiederholung

der letzten, auch zu freier biblischer Besprechung sind eines der mächtigsten Mittel des Pietismus zur Erweckung der Gemeinde. So wird in der pastoralen Thätigkeit neben dem Vortrage wieder das Gespräch in sein Recht eingesetzt, welches einerseits den Geistlichen über die Wirkung des Worts in der Gemeinde orientirt, anderseits die Gemeinde zum Mitzeugnisse von der heilsamen Wahrheit und zu gegenseitiger Erbauung, wozu sie kraft des allgemeinen Priesterthums berufen ist, den Mund öffnet.

Diese gesprächsweise Mittheilung der Schriftwahrheit fordert der Pietismus vor Allem da, wo vor Allem sie berechtigt und nothwendig ist, in der kirchlichen Unterweisung der Jugend, auf die er wie jede lebenskräftige Reformbewegung das allergrößte Gewicht legt. Er führt in die Kirche die Katechisation und in die Schule an Stelle der herkömmlichen memorativen die katechetische oder dialogische Unterrichtsmethode ein, über die noch kein methodischer Fortschritt der Folgezeit hinausgekommen ist.

Setzt dieses Verfahren den Geistlichen in den Stand, sich des lebendigen Verständnisses und einer mehr denn bloß gedächtnismäßigen Aneignung der Heilswahrheit bei dem Kinde zu versichern, so soll doch auch das Letztere der Gemeinde gegenüber in einem öffentlichen kirchlichen Akte davon Zeugnis ablegen, ehe es unter die vollberechtigten Glieder der Gemeinde aufgenommen wird. Der Pietismus bringt die von der Reformation geplante, hie und da eingerichtete, aber in den weitesten Kreisen vergessene Konfirmation wieder zu Ehren.

Das so zwischen dem Kinde und seinem Pastor geknüpfte Band kann nun durch jene Konventikel erhalten und gefestigt werden. Aber diese häuslichen Versammlungen sind freie.

Gerade so sind sie nach pietistischer Anschauung das Gefäß, welches den Sauerteig lebendigen Christenthums in der Gemeinde sammelt und zum Segen für das Ganze kräftig erhält. Neben diesem freien muß es einen geordneten, regelmäßigen, seelsorgerischen Verkehr geben zwischen dem Geistlichen und jedem mündigen Gliede der Gemeinde, einen kirchenordnungsmäßigen festen Kern aller speciellen Seelsorge. Das ist die Beichte und die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, deren Verachtung damals meist noch mit polizeilichen Strafen geahndet wird. Der Pietismus reformirt das veräußerlichte Beichtinstitut; zwar nicht so, daß er die Einzelbeichte abschafft, wozu freilich seine Reform wider seine Absicht thatsächlich ausschlägt; vielmehr so, daß er das bloße Auffagen einer auswendig gelernten Beichtformel durch das vorhergehende Beichtgespräch zu ergänzen versucht.

Die so zum Glauben erweckte und in ihrem Glauben befestigte Gemeinde soll nun diesen Glauben auch vor der Welt in Wort und Wandel bekennen und so das Reich Gottes bauen helfen. Von dem priesterlichen Recht und der priesterlichen Pflicht aller Christen, die herrlichen Tugenden deß zu verkündigen, der sie von der Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Lichte, redet der Pietismus wie hiervon Niemand seit Luther in Luthers Kirche geredet hat. Er ahnt sehr deutlich, wie Großes ein geordneter Helferdienst gläubiger Laien für die Erbauung der Gemeinde leisten könne; er ahnt auch, welche Rechte der Kirchenleitung einer solchen, die eigentliche Gemeinde repräsentirende Laienschaft zufallen müßten. Daß er diesen mehr und minder klaren Erkenntnissen in Bezug auf Gemeindeorganisation und Kirchenverfassung nicht praktisch Folge zu geben versucht, ist ihm so schwer nicht anzurechnen in einer Zeit, die noch so tief in

überspannten Amtstheorien befangen ist, daß sie gegen den pietistischen und biblischen Satz von der Mangelhaftigkeit der Theologie unbekehrter Pastoren mit ganzen Büchern zu Felde zieht, und noch so tief in überspannten Vorstellungen von den Rechten des Landesherrn, daß sie sich nicht entblödet, das Summepiskopat zu einem integrirenden Theile der weltlichen Hoheitsrechte der Fürsten zu machen.

Für solche Neubildungen auf dem Gebiete der Kirchenverfassung war die Zeit nicht reif. Die Fürsten dachten nicht daran, sich ihrer summepiskopalen Rechte, wie sie dieselben bisher geübt, zu begeben, und die Synoden, mit denen sie solche Rechte hätten theilen müssen, waren als specifisch reformirte Einrichtungen in weiten Kreisen von vornherein verdächtig und unmöglich.

Der Pietismus konnte nur auf dem Wege freier Anregungen, Vereinigungen und Gründungen die Mithilfe der Laien zum Bau des Reiches Gottes in Anspruch nehmen. Das hat er reichlich gethan, und es gehört nicht viel Unbefangenheit des Urtheils dazu, um anzuerkennen, was er auf diesem Wege Großes geleistet. Er hat nicht bloß durch die Hände von Laien aller Stände Waisen- und Wittwenhäuser gebaut, Armenschulen errichtet. Er hat durch den Arm der Fürsten die christliche Volksschule, jene mächtigste Helferin der Kirche zur Erziehung eines christlichen Volks, man kann wohl sagen in's Leben gerufen — die ersten Lehrerseminare und die ersten Versuche, die allgemeine Schulpflicht gesetzlich zu ordnen, sind sein Werk. Er hat sich der bedrängten Glaubensgenossen in katholischen Ländern angenommen und die ersten evangelischen Missionare zu den Heiden gesandt. Er hat dem Zeitbedürfnis entsprechend Proselytenanstalten gegründet für Konvertiten aus dem Juden-

thum und aus dem Katholicismus. Was heut der Gustav-Adolfsverein anstrebt, hat auch er schon ins Auge gefaßt und in seiner Weise versucht. Die evangelische Mission unter den Juden ist sein Werk. Was wir heut innere Mission nennen, das hat er nach dem Bedürfnis seiner Zeit und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln wirksam in Angriff genommen. —

Müssen wir so das Recht des pietistischen Protestes gegen ein veräußerlichtes Christenthum und eine zu dessen Bekämpfung ungenügende kirchliche Praxis einfach anerkennen, können wir auch die Wege, die er zur Neubelebung der Kirche einschlägt, an sich als unevangelisch und unlutherisch nicht bezeichnen — selbst die am wenigsten ungefährlichen, wie die häuslichen Versammlungen zur Sammlung und Erbauung der Gläubigen, sind, recht geleitet, heute in der lutherischen Kirche nicht bloß gestattet, sondern sogar begehrt —, so brauchen wir deshalb doch nicht unsere Augen vor den Verirrungen zu verschließen, deren die Praxis des Pietismus im Verfolg dieser Wege sich schuldig gemacht und so sein Recht theilweise in Unrecht verwandelt hat.

Der Pietismus betont mit Recht die lebendige Innerlichkeit des Christenthums gegenüber einem todten kirchlichen Formalismus, die Gnadenwirkungen im Herzen und Leben der Gläubigen gegenüber einem mechanischen, unfruchtbaren Gebrauch der Gnadenmittel. Das Zustandekommen dieser Gnadenwirkungen im Innern des Menschen ist ein Geheimnis, welches die Schrift nur mit großen Strichen andeutet. Durch Wort und Sakrament soll der Sünder zu Buße und Glauben erleuchtet und bekehrt und in Buße und Glauben erneuert, geheiligt, in Christi Bild verklärt werden. Er soll zu bußfertiger Erkenntnis seiner Heillosigkeit, zum Verlangen nach

Heil, zum gläubigen Ergreifen desselben in Christo, zur dankbaren Hingabe des Herzens und Lebens an ihn gebracht werden. Dieser auf dem geheimnisvollen Ineinandergreifen göttlicher Mittheilung und menschlicher Empfänglichkeit, der Gnade Gottes und der Freiheit des Menschen beruhende Vorgang, kann in den Einzelnen nach verschiedener innerer Veranlagung und äußerer Führung sich verschieden gestalten. Auf diese Verschiedenheit deutet die Schrift bestimmt genug hin. Sie beschreibt nicht die Einzelheiten einer normalen Bekehrung. Offenbar hat sich die der älteren Apostel, eines Johannes und eines Petrus, innerlich und äußerlich anders vollzogen als die des Paulus; und Paulus denkt nicht daran, seine Bekehrung zu einer Norm für seine Zuhörer und Schüler zu machen. Luthers Bekehrung hatte viel ähnliches mit der Paulinischen; aber auch er denkt nicht daran, seinen Weg durch die Kämpfe eines tief in der Werkgerechtigkeit befangenen Mönchs zum rechtfertigenden Glauben an die freie Gnade als absolut vorbildlich hinzustellen. Der Pietismus aber, immer und immer wieder an jene inneren Gnadenwirkungen gegenüber einem rein äußerlichen ceremoniellen und menschlichen Thun erinnernd und auf Herzensbekehrung dringend, hat sich verleiten lassen, dies Innerliche und Lebendige in feste Formen und Methoden zu bringen, die den Erlebnissen Einzelner nachgebildet sind. Statt die Heilswahrheit zu predigen, der ihr eigenthümlichen Kraft zu vertrauen und ihr zu überlassen, daß sie die Herzen in die Tiefen der Sündenerkenntnis und zu den Höhen eines lebendigen Glaubens führe, hat er immer wieder einen besonderen Weg durch die Tiefe in die Höhe mit Specialitäten beschrieben, die der individuellen Erfahrung Einzelner angehören und verallgemeinert zu einer Menschensatzung neben

der Schrift und wider die Schrift werden. Er hat eine Sündenerfahrung, einen Bußkampf bei der Bekehrung und nach derselben eine Heilsgewißheit und ein Seligkeitsgefühl von solcher Intensivität gefordert, wie sie die Schrift nicht fordert und wie sie in Vielen nach ihrer eigenthümlichen Anlage und Begabung nicht möglich sind. So hat er gerade das Freie wieder in eine Schablone gezwängt und die Gefahr geschaffen, daß das Innerlichste wieder veräußerliche, daß der lebendige Vorgang, den der Geist des Herrn wirkt wie und wo er will, sich in todte menschliche Nachahmung verwandele, in künstliche Nachbildung dessen, was Wahrheit und Leben sein soll.

Der Weg, den der spätere Pietismus alle und jeden führen will, die nicht in der Taufgnade geblieben, und das sind nach seinem Urtheil die meisten Christen seiner Zeit — der Weg von den „ersten Rührungen" durch den Bußkampf hindurch bis zu dem „Durchbruch" und der Versiegelung ist ein menschliches Gebilde; die pietistische Bekehrungspraxis eine menschliche Methode, die den Naturgrund übersieht, auf dem die Gnade ihr Werk aufführt; die den mannigfach gearteten Aufzug der gottgesetzten Individualität des Menschen nicht achtet, in welchen die Gnade ihre Fäden einschlägt, um individuelle Gestaltungen des einen Bildes Gottes zu Stande zu bringen.

Diese Unfähigkeit des Pietismus, das Recht der Natur als einer göttlichen Setzung voll zu würdigen, ein Mangel, der nicht außer Zusammenhang mit der Unnatur seiner ganzen Zeit steht, macht sich wie in jenem methodistischen, so auch in einem andern Irrthum fühlbar, den wir den puritanischen nennen möchten. Wohl wissen wir, daß der Sinn, in dem wir so das Wort gebrauchen, sich nicht ganz mit der histo=

rischen Bedeutung desselben deckt. Aber in diesem Sinne gehört jetzt das Wort dem allgemeinen Sprachgebrauch an, und, was für uns besonders wichtig, er hebt eine Seite des Puritanismus hervor, welche dessen unmittelbare Abkunft vom Genfer Calvinismus sehr bestimmt kennzeichnet.

Wie den inneren Vorgang der Bekehrung, so will der spätere Pietismus auch das Leben des Bekehrten in eine selbstersonnene Schablone einschnüren. Im Gegensatz zu der apostolischen Mahnung: „Es ist alles euer", soll es sich von gewissen Gebieten menschlicher Kultur, die zwar nicht aus der Sünde stammen, aber den unreinen Einflüssen der Sünde besonders ausgesetzt scheinen, statt sie mit Vorsicht zu betreten, schlechterdings zurückziehen. Hierher gehört die Stellung der pietistischen Moral zu den sog. Mitteldingen d. h. zu solchen Äußerungen des natürlich-menschlichen Lebens, die in direkter und unmittelbarer Beziehung zur Erhaltung dieses Lebens oder zum Bau des Reiches Gottes nicht stehen, wie Kunst, Luxus, Erholung, Kurzweil, Spiel u. s. w., die aber doch gottgesetzte menschliche Anlagen ausgestalten und den Gottesgedanken menschlicher Kultur in seiner ganzen Fülle realisiren wollen; weshalb auch sie den reinigenden und verklärenden Kräften des Evangelii nicht zu entziehen, sondern zu unterstellen sind. Hatte die antipietistische Denkweise Unrecht, wenn sie diese Dinge als sittlich indifferent erklärte, so fehlte die pietistische nicht minder, sobald sie dieselben als schlechthin unsittlich verwarf.

Will man die letztere recht verstehen und billig beurtheilen, dann darf man freilich nicht vergessen, daß ihre Zeit diese Mitteldinge in besonderem Maße gemißbraucht und der Sünde dienstbar gemacht hatte; daß sich z. B. die dramatische Kunst Deutschlands damals im allertraurigsten Zustande

befand, daß die landläufigen Hanswurstkomödien dem Zuschauer Rohheiten und Unsauberkeiten hinzunehmen zumutheten, die für christliche Augen und Ohren unerträglich waren; daß die Amüsements der höheren Stände durch die raffinirte Unsittlichkeit französischer Moden ebenso verderbt waren, wie die Volksfeste und Volksbelustigungen durch eine damals echt deutsche aber zweifellos unsittliche Rohheit und Unflätigkeit. Immer wieder hat es der Pietismus ausgesprochen, daß er Spiel, Tanz, Theater nicht an sich, sondern unter den Modalitäten verwerfe, unter denen sie zu seiner Zeit existierten.

Es ist der Ernst christlichen Denkens und Lebens, der in diesen Einseitigkeiten pietistischer Askese anerkannt sein will; der auch, wenn er gleich fehl greift, achtungswerther ist als die sittliche Laxheit vieler seiner Gegner. In diesen Einseitigkeiten das Wesen des Pietismus zu suchen, sollte aber schon durch die beiden Thatsachen ausgeschlossen sein, daß der Vater des Pietismus, Spener, von ihnen nichts weiß, und daß weite den Hallenser Pietisten treu ergebene Kreise in dieser Beziehung einen freieren Standpunkt festhalten. Spener hat das pietistische Programm aufgestellt, das seine Nachfolger ausführen; in demselben findet sich von dieser überspannten Askese nichts. Im Gegentheil urtheilt Spener über etliche jener von den Hallensern verfehmten Dinge z. B. über den Werth des Tanzunterrichts als körperlichen Bildungsmittels und die sittliche Bedeutung dramatischer Aufführungen sehr verständig. Und die weiten adeligen und hochadeligen Kreise, in denen der Pietismus eine schnelle Verbreitung fand, waren, wenn sie sich auch von dem Libertinismus à la mode streng fern hielten, doch viel zu fest an die als höfisch geltenden französischen Sitten gebunden, als daß sie jene puritanischen Lebensformen in ihren Häusern hätten durchführen können. Im reformirten

oder von reformirten Einflüssen viel berührten Westen Deutschlands mag das hie und da anders gewesen sein. Im lutherischen Osten hielten auch die streng pietistischen Fürsten- und Grafenhöfe an einer Etiquette fest, die durchaus nicht puritanisch war, ohne daß deswegen ihr „rechtschaffenes Wesen" angezweifelt wäre.

Alle Verfehlungen des fortgeschrittenen Pietismus erklären sich unseres Erachtens aus diesen seinen Grundirrthümern, die wir methodistisch und puritanisch nannten.

Darüber nur noch Etliches. Die gegen den Pietismus erhobene schwerwiegende Beschuldigung, daß er in die Rechtfertigung des Sünders menschliches Werk und Verdienst einmenge, trifft die eigentlichen theologischen Vertreter des Pietismus etwa mit demselben Rechte, mit dem man heute einen Theologen, welcher den Glauben als sittlichen Akt, als sittliche, wenn auch vor Gott völlig verdienstlose, nicht leistende, sondern empfangende Bestimmtheit des Menschen faßt, synergistischer und katholisirender Lehre beschuldigen würde.

War aber der entscheidende Vorgang der Bekehrung nach einem langen und forcirten Bußkampfe und also scheinbar nach langer eigner Anstrengung erfolgt, so lag es, trotz des klaren Bekenntnisses der pietistischen Theologie zur freien Gnade, für manchen Oberflächlichen nicht allzu fern, diese Bekehrung doch auch als sein Werk und Verdienst anzusehen und bei der Frage nach seinem persönlichen Heilsstande mehr auf sie als auf Christum zu schauen. Billigerweise muß man sich aber dabei dessen erinnern, daß auch bei der allerbehutsamsten orthodoxen Fassung der Lehre von der freien Gnade und der Rechtfertigung allein aus dem Glauben ein großes

Volk unter uns nicht fehlt, das sich auf seinen Glauben an die freie Gnade statt auf diese selbst verläßt.

Ferner ist unleugbar, daß dieser spätere Pietismus, je fester er die Bekehrung an gewisse wohl erkennbare Vorgänge und Zeichen band, um so eher Gefahr lief, nach diesen Zeichen auch das erkennen zu wollen, was Gott zu erkennen sich vorbehalten hat, und die Gemeinde der Heiligen, die wir glauben, in den Gemeinschaften der pietistisch Bekehrten zu sehen.

Und endlich war es seine methodistische und puritanische Einseitigkeit und Enge, was diesen Pietismus unfähig machte, menschliche Wissenschaft und auch die wissenschaftliche Theologie in ihrer Bedeutung für die Kirche und das Reich Gottes recht zu würdigen. Während Spener noch das „Alles ist Euer" für alle menschliche Kunst und Wissenschaft gelten lassen wollte und sich z. B. mit Heraldik so gründlich beschäftigte, daß er seiner Zeit einer der Ersten in dieser Wissenschaft war, zogen sich die späteren Hallenser keinen Vorwurf mit soviel eigener Schuld zu, wie den, die wissenschaftliche Theologie nicht mit dem Interesse betrieben zu haben, das sie ihr schuldig waren. Nimmt man etwa die beiden älteren Michaelis, Rambach und den nicht überall für voll gerechneten Baumgarten aus, so bleibt kein einziger Hallenser Pietist übrig, der Bedeutenderes auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet hätte. Und dieser Mangel rächte sich um so schwerer, als damals gerade der Unglaube in der vollen Waffenrüstung der negativen Philosophie, des Freidenkerthums und der Aufklärung sich anschickte, die wichtigsten Positionen der Kirche anzugreifen.

Einseitig die theologische Jugend dazu anleitend, daß sie die Bibel zu ihrer eigenen Bekehrung und zu der Anderer

praktisch anwenden lernten, voll Sorgen, daß die Wissenschaft aufbläh̄e und von dem einen Nothwendigen abziehe, versäumten jene Hallenser den Sinn für Wissenschaft in dem heranwachsenden Theologengeschlecht zu wecken; und bei ihrer Geringschätzung alles dessen, was nach ihrer Schablone Natur und nicht Gnade war — dazu gehörte auch gedächtnismäßige Gelehrsamkeit und verstandesmäßige Forschung und Beurtheilung — waren sie auch gar nicht im Stande, die wissenschaftliche Theologie recht zu schätzen.

So verengten sie auch hier die religiös-sittliche Aufgabe, warfen als unnütz und gefährlich weg, was gereinigt und recht gebraucht dem Reiche Gottes unentbehrliche Dienste leisten sollte. Sie vergaßen, daß der Geist des Herrn den ganzen Menschen haben will, und daß auch dessen wissenschaftliches Denken etwas sein soll zu Lobe seiner herrlichen Gnade; daß die Kirche jenes „Haus Gottes" ist (1. Tim. 3,15), das nicht blos ein Heiligstes hat, sondern auch Vorhöfe, und daß die Welt, wenn ihr diese preisgegeben sind, bald mitten im Heiligthum sein wird.

Der Pietismus hat zwar nicht den Rationalismus aus sich geboren, wie man nach gewissen Beurtheilungen annehmen könnte. Denn, daß er durch seine Betonung des praktischen Christenthums die Gleichgültigkeit gegen die geoffenbarte Wahrheit, gegen Schrift und Bekenntnis groß gezogen, könnte man doch nur dann mit Recht ihm vorwerfen, wenn er je eine Heiligung ohne Versöhnung und Rechtfertigung, ein sittliches Thun ohne den Glauben an den Sohn Gottes, wie ihn die Apostel und Propheten verkündigen, gelehrt hätte. Er hat aber in dem Maße das Gegentheil gelehrt, daß er sogar den sittlichen Werth dessen, was in der Volkskirche der natürliche und wiedergeborne oder unbekehrte Mensch

noch Gutes thun kann, unterschätzt und für die verlaufende Gnade auf dem Gebiete der natürlichen Sittlichkeit überhaupt keinen Sinn hat.

Jene negativen, destruktiven Geistesmächte, die wir vorhin genannt und deren Kind unzweifelhaft der Rationalismus ist, hatten längst ihren Siegeslauf in England, Holland und Frankreich begonnen, als der Pietismus eine Macht in der deutsch-evangelischen Kirche wurde. Aber allerdings war es seine schwere Schuld, daß er sich durch seine Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft der Waffen beraubt hatte, mit welchen er ihnen, als sie auch deutsches Denken, deutsche Wissenschaft und Bildung sich zu unterwerfen begannen, hätte entgegentreten sollen.

Hiermit wollen wir uns in dem bekannten Streite der Pietisten und Orthodoxen über den Werth oder Unwerth einer Theologie des Nichtwiedergeborenen selbstverständlich nicht auf die Seiten der letzteren stellen.

Was in dieser Controverse, bei der bekanntlich die Orthodoxen den persönlichen Glauben des Theologen als fast irrelevant für sein theologisches Denken, ja sogar seine pastorale Verkündigung ansahen, auch von den Pietisten Unzutreffendes gesagt ist, die Orthodoxen hatten neben vielem Anderen eines jedenfalls vergessen —, daß der Sinn der Schrift, aus der alle rechte Theologie die Wahrheit schöpft, freilich nur eines ist, daß aber die Erfassung dieses Sinnes eine sehr verschiedene sein kann: buchstäblich, psychisch oder innerlich und pneumatisch; daß ein bloß psychisches Verständnis Bilder und Vorstellungen der Einbildungskraft, Begriffe dem Verstande zuführt, dagegen ein pneumatisches Verständnis zugleich Erfahrungen und Gewißheiten dem Herzen, dem innersten einheitlichen, wurzelhaften Geistesleben, und daß

die Wahrheit nur hier aus dem Theologen das machen kann, was nach der Schrift in den Jüngern Christi, den Zeugen der Wahrheit, für die Wahrheit mitzeugen soll. Und daß diese Anschauung sich in einem Zirkel bewege, einmal die Wiedergeburt von einem pneumatischen Verständnis und dann wieder letztere von der Wiedergeburt abhängig mache, wäre nur dann richtig, wenn der neue Mensch in uns und sein Verständnis der Heilswahrheit jemals fertige, abgeschlossene Größen und nicht im steten Werden und Wachsen wären.

Methodismus und Puritanismus — mit diesen Namen sind zwei dem Boden der reformirten Kirche entwachsene Verirrungen der kirchlichen Praxis und des christlichen Lebens bezeichnet. Ist nun etwa das, was wir am späteren Pietismus als methodistisch und puritanisch bezeichneten, der reformirten Kirche entlehnt?

Den Pietismus überhaupt als ein reformirtes Gewächs zu betrachten, das dem eigenthümlichen Geistesleben der lutherischen Kirche äußerlich eingeimpft und aufgepropft sei, ist nach unseren obigen Ausführungen ein Irrthum. Die auf eine Verinnerlichung des Glaubens und eine Neubelebung der Gemeinde zielenden Gedanken und Vorschläge Speners halten sich durchaus im Einklange mit dem, was bereits Luther gewollt und gelehrt hat. Auch das, was Spener von der Sammlung der Gläubigen gesagt und von ihr für die große Gemeinde der Volkskirche gehofft hat, ist, weil neu in der lutherischen Kirche, deshalb noch lange nicht unlutherisch; so gewiß seine Gedanken über kirchliche Verfassung zwar neues, aber sicher nicht unlutherisches in dieser Kirche verlangten.

Spener, der allerdings in seiner Jugend Basel und Genf kennen gelernt hatte und bis in sein Alter aus reformirten

Büchern sich zu erbauen nicht verschmähte, lehnt ausdrücklich ab, daß er bei seinen Protesten und Vorschlägen reformirten Mustern gefolgt sei. Ebenso würden seine Hallenser Nachfolger die Beschuldigung, sie hätten ihre Anschauungen von Wiedergeburt und Bekehrung oder von christlicher Enthaltung angeblich indifferenten Dingen gegenüber den Reformirten entlehnt, mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben. Der Methodismus Wesleys existirte noch gar nicht, als sie ihren Bekehrungsmethodus längst festgestellt hatten.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß das Methodistische und Puritanische, was sich dem Pietismus in seiner späteren Entwicklung anhängt, einer gemeinsamen Wurzel entspringt, die nicht auf dem Boden lutherischer, sondern reformirter religiöser Grundanschauungen heimisch ist. Als diese Wurzel haben wir bereits die Unfähigkeit des späteren Pietismus kennen gelernt, auch das Kreatürliche und Natürliche als ursprüngliche Setzungen Gottes zu begreifen und zu schätzen. Diese Unfähigkeit ist ein specifischer Mangel altreformirten Denkens, wie er sich in den Anschauungen von Gottheit und Menschheit in Christo, von Gnade und Freiheit in der Bekehrung, von himmlischer Gabe und irdischem Zeichen im Sakrament, ja sogar vom Verhältnis zwischen Geist und Buchstaben, zwischen innerlich wirksamer Gnade und äußerlich hörbarem Worte offenbart. Hier überall zeigt dieses Denken sich unvermögend, Ernst zu machen mit der Bestimmung der Kreatur, Organ des Göttlichen zu werden, der Natur, Träger der Gnade zu sein, alles rein Menschlichen, dem Reiche Gottes zu dienen und in dasselbe verklärt zu werden.

Sind auch äußerliche Zusammenhänge zwischen Pietismus und reformirter Kirche nicht nachweisbar, das steht uns doch

fest, daß die Verirrungen des Pietismus auf Grundanschauungen vom Verhältnis des Göttlichen zum Kreatürlichen, des Reiches Gottes zur Welt hinauskommen, die sich als reformirte charakterisiren und bekanntlich einem überspannten Gegensatze gegen die paganistisch-römische Vermengung und Verwechslung von Gott und Welt entsprungen sind.

Daß diese Verfehlungen des Pietismus im letzten Stadium seiner Entwicklung schärfer hervortreten, als in den früheren, ist eine selbstverständliche Folge allgemeiner Entwicklungsgesetze, ein stets wiederkehrendes Verhältnis zwischen den Anfängern einer neuen Richtung geistigen Lebens und ihren späteren Nachfolgern.

Aber auch das späteste Geschlecht der Pietisten hat doch nicht bloß die Fehler eines früheren verschlimmert; es hat auch die berechtigten Bestrebungen und verdienstlichen Arbeiten desselben weiter geführt. Davon erzählen die meisten Handbücher der Kirchengeschichte außerordentlich wenig und die Monographien aus der Pietistenzeit nicht viel mehr. Ihre Geschichte des Pietismus schließt meist mit dem Aufhören der literarischen Fehde zwischen Löscher und den Hallensern ab. Mit einigen allgemeinen Sätzen über die Verflachung der pietistischen Bewegung zur hohlen Phrase und Manier pflegen sie dann über die Weiterentwicklung des Pietismus nach Franke und die Leistungen seiner Schüler in Kirchenleitung, Pfarramt, innerer und äußerer Mission hinwegzugehen, um höchstens noch der Brüdergemeinde und dem Württemberger Pietismus eine eingehendere Betrachtung zuzuwenden. Der spätere nord- oder mitteldeutsche Pietismus ist in dem Maße vergessen, daß selbst ein Buch wie die Herzog'sche Real-Encyklopädie wohl für die Schweizer König

und Lucius, aber nicht für den seiner Zeit sehr einflußreichen Abt Steinmetz eine Stelle hat und in dem Artikel über die Salzburger den Senior Urlsperger nicht einmal nennt.

Das Andenken dieser vergessenen Leute wieder aufzufrischen und in ihren Lebensbildern Zeitbilder aus der letzten Periode des Pietismus zu geben, der nach Franke's Tode doch noch etwa drei Jahrzehnte hindurch die herrschende Richtung in der deutsch-evangelischen Kirche und Theologie bedeutet, ist der Zweck der folgenden Blätter.

Adam Steinmetz,

Abt zu Kloster Bergen.



Steinmetz's Jugendjahre.

Das evangelische Pfarrhaus, das so vielen treuen Knechten Gottes die erste Erziehung und die ihr ganzes Leben bestimmende Richtung gegeben, war auch die Geburtsstätte von Johann Adam Steinmetz. In dem Pastorate zu Groß-Kniegnitz im Fürstenthum Brieg erblickte er am 24. September 1689 das Licht der Welt, das erste Kind des Pastors Johann Christoph Steinmetz und seiner Ehefrau Anna Barbara, einer Tochter des Pastors Ohlemann zu Schreibendorf bei Landshut.[1]) Er blieb das einzige Kind dieser Ehe und wurde mit ungewöhnlicher Sorgfalt gehütet und erzogen. Trotzdem schwebte er während der ersten Jahre seines Lebens mehr als einmal in augenscheinlicher Lebensgefahr. Einmal wäre er beinahe von Hunden zerrissen, ein anderes Mal hätte er sein Leben durch einen Sturz von einer Mauer fast eingebüßt; ein drittes Mal wäre er in einer Schlammgrube, in die er hinabgestürzt war, unzweifelhaft erstickt, wenn nicht seine Mutter, von einer unerklärlichen Angst getrieben, ihn gesucht und mit knapper Noth noch gerettet hätte. Ein zufällig im Pfarrhause anwesender Freund des Pfarrers Steinmetz, äußerte bei dieser Gelegenheit: „Diesem Kinde wird vom Feinde sehr nachgestellt; vielleicht merkt er, daß aus demselben ein Mann werden soll, der seinem Reiche großen Abbruch thut." Übrigens scheinen diese Unfälle zu bezeugen,

daß die mütterliche Pflege den einzigen Sohn nicht allzusehr verzärtelt hatte, und daß es ihm an dem Muthe nicht fehlte, der dem Knaben wohl ansteht. —

Da damals die wenigen Geistlichen, welche nach dem dreißigjährigen Kriege den bedrängten Evangelischen Schlesiens gelassen waren, weite Diasporagemeinden zu bedienen hatten, und auch dieser beschwerliche Dienst noch durch allerlei Druck Seitens der katholischen Obrigkeit erschwert wurde, so blieb dem Pastor Steinmetz nicht viel Zeit, sich der Erziehung seines Sohnes anzunehmen. Um so treulicher kaufte er diese Zeit aus. Er war ein Verehrer Speners, und sicher war seiner Erziehung höchstes Ziel, seinen Sohn zu einem gottseligen, seines Heilands gewissen und frohen Christenthum anzuleiten. Aber er wußte, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang und daß das Gesetz der Zuchtmeister auf Christum ist; seine Erziehung war strenge. Dieser väterlichen Strenge gedachte aber nachmals Steinmetz mit innigem Dank. Ihr schrieb er es zu, daß er bis zu seinem zehnten Jahre vor groben Sünden bewahrt und in der Taufgnade erhalten sei.

In der Wahl der Hauslehrer, denen er den Unterricht seines Sohnes von dessen siebenten Jahr ab anvertrauen mußte, war Pastor Steinmetz freilich nicht glücklich. Indessen machte Johann Adam mit seinen ungewöhnlichen Gaben, einem pünktlichen Gehorsam und treuen Fleiß, die besten Fortschritte. Und auch in diesen frühesten Kindheitsjahren schon empfand er einen lebendigen Zug der Gnade an seinem Herzen. Die Abscheulichkeit der Sünde wurde ihm in einer bei Kindern ungewöhnlichen Weise fühlbar und trieb ihn damals schon fleißig ins Gebet.

Im zehnten Lebensjahre verlor er seinen Vater und zog mit seiner verwittweten Mutter nach Brieg, wo er das Gymnasium besuchen konnte.

Für die wissenschaftliche Ausbildung der Schüler war auf dieser Schule gut gesorgt; ihrem Herzen bot sie wenig. Trotzdem fällt in diese Schuljahre der Anfang von Steinmetz's Bekehrung. Was ihm die Lehrer nicht sein konnten, mußte ihm nach Gottes Rath ein Mitschüler werden. Nach einem Jahre treuen Fleißes und äußerlich unanstößigen Wandels, gerieth er in schlechte Gesellschaft. Seine Lehrer merkten davon wenig, was sein nun mangelhafter Fleiß versäumte, ersetzten seine außerordentlichen Gaben. Aber er selbst merkte es, daß es mit ihm abwärts gehe, und jener Mitschüler, ein früh erweckter Jüngling, merkte es auch und sagte eines Tages zu ihm: „Mein lieber Freund, wenn ich das Talent von Gott hätte, das Er hat, so wollte ich recht fleißig studiren; aus ihm könnte einmal etwas rechtschaffenes in der Kirche Gottes werden." Diese Worte machten auf den damals sechszehnjährigen Steinmetz einen tiefen Eindruck. Er kehrte um, und der fortgesetzte Zuspruch dieses treuen Eckard erhielt ihn auf dem betretenen Wege, während dieser selbst — wunderbare Irrgänge des Menschenherzens! — nachmals von dem rechten Wege zu schweren Verirrungen abwich.

Steinmetz lag von da ab seinen Studien mit dem treusten Fleiß ob und machte bald Fortschritte, die seine Lehrer geradezu in Erstaunen setzten, freilich auf Kosten seiner Gesundheit. Die ersten Anfänge eines körperlichen Leidens, das ihn später nie ganz verließ, fallen in diese Zeit.

Der Frage nach seiner Seelen Seligkeit, die jetzt ernstlich ihn beschäftigte, gab der bei dieser Kränklichkeit immer

wieder auftauchende Gedanke an ein frühes Ende noch einen besonderen Nachdruck. Die rechte Antwort auf diese Frage kannte er noch nicht.

Da veranlaßte ihn eine gelegentliche Aeußerung des Rektors, Arndts Bücher vom wahren Christenthum zu studiren. Er würde, wie er erzählt, bei dieser Lektüre nicht ausgehalten haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, einer vom Rektor empfohlenen lateinischen Uebersetzung habhaft zu werden. In dem geliebten Latein las er das Buch sogar zwei Mal durch.

Schon bei der ersten Lesung hatte er hier sein eigenes Bild gefunden und namentlich erkannt, daß doch die eigentliche Triebfeder all seines bisherigen Fleißes nichts als Eitelkeit gewesen, das eitle Verlangen, sich hervorzuthun; und das hatte ihn mit großer Unruhe erfüllt. Sie steigerte sich bei der wiederholten Lektüre bis zum gänzlichen Verzagen. Gott will sich deiner nicht erbarmen, er will dich nicht retten — so klang es durch seine angefochtene Seele. Lange Wochen hielt diese Anfechtung an. Aber auch er hielt an mit Lesen und Beten und mit treuem Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel und kam so nach und nach wieder zu Glauben und Frieden. Zwar fehlte ihm noch eine deutliche Erkenntnis Christi als des einigen Versöhners. Aber die Kraft der Versöhnung lebte und wirkte im Grunde seiner Seele.

Zwanzig Jahre alt bezog Steinmetz die Universität Leipzig. Es war eine Zeit, in der die bessere Zukunft, wie sie der Altranstädter Vertrag den Evangelischen Schlesiens zu verbürgen schien, vielen jungen evangelischen Schlesiern Lust machte, Theologie zu studieren, und auch Steinmetz trat als Theologe in die Universität ein.

Zwanzig Jahre waren etwa vergangen, seitdem man in Leipzig eine der schlimmsten Lästerschriften gegen Spener und

seine Anhänger geschrieben, dem Magister Franke das Halten theologischer Vorlesungen untersagt, die akademischen collegia philobiblica und alle Konventikel geschlossen hatte. Die Zeiten hatten sich seitdem geändert und auch der Leipziger theologischen Facultät eine andere Physiognomie gegeben. Der Mann, der hier vor allen den Haß gegen Spener und seine Anhänger geschürt, nicht ohne persönliche Ranküne gegen ihn, der Urheber jener Lästerschrift und der Verfasser verschiedener anderer antipietistischer Schriften, J. Benj. Carpzov lebte nicht mehr; und nun konnten diejenigen seiner Collegen, die für die Spenerschen Gedanken ein unbefangenes Urtheil hatten, eher zu Worte kommen. An ihrer Spitze stand der Senior der Universität, Johannes Olearius, freilich schon ein Siebenziger.

Er hatte 1689 und 90 den extremen Schritten seiner von Carpzov geleiteten Collegen gegen Franke und die andern pietistischen Magister nur mit Widerstreben zugestimmt, und seitdem war einer der letzteren, Paul Anton, sein Schwiegersohn geworden. Wie dieser alle theologische Wissenschaft ohne Herzensfrömmigkeit für ein tönend Erz und nichts nütze haltend suchte er seine Studenten nicht allein im Wissen, sondern auch im praktischen Christenthum zu fördern.

Den nachhaltigsten Einfluß auf Steinmetz hatte der Sohn dieses ehrwürdigen Nestors unter den Leipziger Professoren, Gottfried Olearius, ein grundgelehrter Mann, ebenso bedeutend als Kenner der griechischen Sprache und Literatur wie als Theologe. Mit der Herzensfrömmigkeit des Vaters verband er eine freiere Stellung zu den überlieferten theologischen Lehrformeln.

Seine Herzensstellung charakterisirt sich am treffendsten in einer seiner letzten Äußerungen vor seinem frühen Tode,

in welcher er nichts Vollkommenes auf dieser Erde gefunden zu haben bekennt außer dem Verdienste Christi, dessen er sich von ganzem Herzen getröste.

Diesem Manne verdankte Steinmetz mehr als eine gründliche Einführung in die theologischen Wissenschaften, denen er übrigens den allertreusten Fleiß zuwendete; durch seine Vorlesungen gewann er zugleich eine tiefe und lebendige Erkenntnis Jesu Christi. Über den Zweifel, ob er nicht lieber das Studium der Theologie ganz aufgeben sollte, den ein ernstes Wort aus jenen Vorlesungen in seine Seele geworfen: „Wer sich nicht die Gnade von Gott erbeten hat, bei dem Studium der Theologie Kopf und Kragen zu lassen, der soll davon bleiben" — half der Zuspruch eines frommen Mitstudirenden hinweg. Er mahnte, bei der Theologie getrost auszuharren; was man noch nicht habe, das könne man von Gott durchs Gebet erhalten. Dies Beten übte Steinmetz neben seiner Arbeit aufs treuste, und wenn bis dahin seiner Frömmigkeit ein gesetzliches, unfreies und scheues Wesen angehaftet hatte, so machte das letztere nunmehr einer evangelischen Glaubensgewißheit und Freudigkeit Platz. Sie wuchs in wunderbarer Weise, so oft er im Gebet sein Herz vor Gott ausschüttete, und in dieser Zeit empfing er die ersten fühlbaren Versicherungen der göttlichen Gnade und seiner Kindschaft bei Gott, wie sie als die normalen Bezeugungen Gottes an seine Kinder vom Pietismus — mit dessen eigentlichen theologischen Vertretern er doch bis dahin in direkte Berührung nicht gekommen zu sein scheint — beschrieben werden.

Denn jetzt, nachdem die Versöhnung durch Christum und die Gerechtigkeit, die wir allein in ihm finden, seiner Erkenntnis mehr und mehr aufgeschlossen wurde, erfüllte ihn die Gewiß-

heit des Heils zuweilen mit solcher Wonne, daß er „voll guten Muths die Gassen in Leipzig auf und abging und sich unter Loben und Danken seines Heils in Christo herzlich freute."

Von dem Gange seiner wissenschaftlichen Studien erfahren wir nichts, als daß er sich gleich im Anfange derselben eine gründliche Kenntnis der griechischen Sprache zu erwerben gesucht und dazu namentlich auch die griechischen Väter fleißig gelesen habe.

Bei seinen glänzenden Gaben konnte die Frucht eines so treuen Fleißes nicht ausbleiben, und seine Fortschritte und Leistungen verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen. Von ihnen ermahnt, sich künftig der akademischen Lehrthätigkeit ausschließlich zu widmen, stand er schon im Begriff, diesem Rathe zu folgen und die Übernahme eines Pfarramts bei seinen ferneren Entschließungen ganz außer Betracht zu lassen — als aus Schlesien eine Berufung in den praktischen Kirchendienst an ihn gelangte. Er nahm sie wie eine göttliche Weisung auf und ließ sich dadurch bestimmen, in seine Heimat zurückzukehren, um erst dort nach Rücksprache mit den Seinigen, definitive Beschlüsse über seine Zukunft zu fassen.

Die Berufung kam aus Mollwitz, einem nahe bei Brieg gelegenen Dorfe, wo er während eines früheren Besuchs in Schlesien einmal gepredigt hatte.

Seit dieser Zeit war es der lebhafte Wunsch der ganzen Gemeinde gewesen, ihn dereinst in ihr Pfarramt einrücken zu sehen, und da jetzt die zunehmende Altersschwäche des achtzigjährigen Mannes, der es bekleidete, eine stetige Hilfe für denselben nöthig machte, so sandte sie an Steinmetz eine förmliche Vokation, als Amtsgehilfe ihrem alten Pfarrer zur Seite zu treten.

Im Gefühl seiner Unwürdigkeit und Schwäche und bei den hohen Vorstellungen von der Schwere und Verantwortlichkeit des Predigtamts, die seine Seele erfüllten, hätte Steinmetz am liebsten den Ruf sofort abgelehnt. Aber die wiederholten Bitten der Mollwitzer, zu ihnen zu kommen, und das dringende Zureden seiner Mutter, diesen Bitten nachzugeben und in ihrer Nähe zu bleiben, bestimmte ihn endlich nach ernstlichem Gebet und langer gründlicher Prüfung in Gottes Namen das ihm angetragene Amt anzunehmen.

Seinen Verwandten und Bekannten in Brieg war er übrigens durch jenen Leipziger Aufenthalt fremd geworden. Sie waren geblieben, was sie waren; er war ein Anderer und legte unverhohlen von dem Zeugnis ab, was seine Seele erfüllte, freudig den Heiland bekennend, an den er nun erst recht glauben gelernt. Das war eine Sprache, die sie nicht verstanden.

Vor seinem Amtsantritte in Mollwitz hätte er eigentlich vor dem Brieger Consistorium das übliche theologische Examen bestehen sollen. Da aber seine wissenschaftliche Tüchtigkeit den Examinatoren hinlänglich bekannt war, so beschränkten sie die Prüfung auf ein kurzes Colloquium. Als er auf ihr Verlangen in einem Vortrage gezeigt, wie im Laufe der Jahrhunderte die Gottheit unseres Herrn Jesu Christi bestritten und die Kindertaufe angefochten worden, sprachen sie dem wohlbestandenen Examinirten ihren Glückwunsch, zugleich aber ihr Bedauern aus, daß er in dem kleinen Mollwitz nicht Gelegenheit genug finden werde, sein ausgezeichnetes Wissen und Können der Kirche nutzbar zu machen; zugleich gaben sie der Hoffnung Ausdruck, daß Gott ihm, wenn er hier im Kleinen treu gewesen, seiner Zeit gewiß ein größeres Arbeitsfeld anvertrauen werde.

Steinmetz Pfarrgehilfe in Mollwitz und Pfarrer in Töppliwoda.

Sechsundzwanzig Jahre alt, trat Steinmetz sein Amt in Mollwitz an. Da er in dem vom alten Pastor bewohnten engen Pfarrhause eine Wohnung nicht fand, so blieb er in dem nahen Brieg bei seiner Mutter, versorgte von hier aus seine Gemeinde und konnte zugleich den Wunsch des ihm noch mit herzlichem Wohlwollen zugethanen Brieger Rektors erfüllen, sich der älteren Schüler des Gymnasiums durch Privatunterricht anzunehmen. Steinmetz wäre es ganz unmöglich gewesen, im unterrichtlichen Verkehr mit diesen Jünglingen jeder Einwirkung auf ihr Herz und deshalb des Zeugnisses von Christo sich zu enthalten, und es war an etlichen dieser jungen Herzen so gesegnet, daß sie sich aufrichtig zum Herrn bekehrten, unter ihnen der nachmalige, in weiten Kreisen bekannte Saalfelder Superintendent Lindner. Übrigens offenbarte sich damals schon bei Steinmetz eine ungewöhnliche Lehrgabe. Der Zudrang zu seinen Stunden war so groß, daß die ordentlichen Lehrer des Gymnasiums und nun sogar dessen Rektor in einer Beschwerde vom Magistrat die Schließung dieser Winkelschule verlangten; ein Antrag, den die billig denkende Stadtobrigkeit mit dem guten Rathe beantwortete, die Herrn Lehrer möchten ihre Sache nur ebenso gut machen wie der Pfarrer zu Mollwitz, dann würden ihre Schüler schon bei ihnen bleiben.

Die Predigt Steinmetz's, eine schlichte Verkündigung der Gnade Gottes in Christo mit ernstem Dringen auf Bekehrung, war in Stadt und Land, wo man an die langen gelehrten Vorträge auf der Kanzel gewöhnt war, etwas ganz

Neues. Die älteren Geistlichen staunten und grollten; aber wegen seiner Allen bekannten Gelehrsamkeit und Schlagfertigkeit wagte sich keiner recht an ihn. Nur mit seinem alten Amtsbruder zu Mollwitz hatte Steinmetz allerlei Noth. Die Predigt desselben bestand in „vergeblichen Worten", welche die Leute sicher machten, und sein Wandel war nicht exemplarisch. Machte ihm sein Substitut, von seinem Gewissen gedrungen, Vorstellungen, und waren diese auch noch so herzlich und liebreich, so antwortete der Alte damit, daß er seinen Kopf zwischen die Kniee steckte, um nicht zu hören.

Die Gemeinde aber drängte sich mehr und mehr zu Steinmetz's Predigten und hörte sie mit wachsender Theilnahme. Es bewährte sich auch an mancher Seele, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, die daran glauben. Dieser Zulauf zu seiner Verkündigung, die schnellen und auffallenden Erfolge derselben, die Lobsprüche, die ihm thörichte Freunde zu spenden nicht verfehlten, wurden der Einfalt und Demuth des jungen Predigers zur Gefahr. Es regte sich in ihm, was mit der rechten Armuth im Geist sich nicht verträgt. Das merkte man aber auch bald an seiner Predigtweise. Er predigte nicht mehr die Gnade für arme Sünder, sondern die Tugenden großer Heiligen: nicht evangelisch, sondern gesetzlich. Gottes Vatertreue aber ließ ihn nicht ohne Warnung, und Steinmetz hörte auf die Stimme der Wahrheit.

Zwei Jahre etwa war er Pfarrgehülfe zu Mollwitz, als er von einem Herrn v. Seidlitz, für dessen Pastor er einmal als Stellvertreter gepredigt hatte, zum Pfarrer in Töppliwoda berufen wurde. Diesem Ruf gegenüber hatte Steinmetz von Anfang an die Gewißheit, daß er vom Herrn komme, und er folgte ihm deshalb mit Freuden.

Töppliwoda war ein großes, stark bevölkertes Dorf in der Nähe von Münsterberg. Schon 1543 hatten sich die Einwohner desselben zum Evangelium bekannt; aber 1653 war ihnen das Gotteshaus gewaltsam genommen und erst 1708 in Folge des Altranstädter Vertrags zurückgegeben worden.

Groß genug war das neue Arbeitsfeld für den erst achtundzwanzigjährigen Pfarrer und nicht weniger schwierig. An den kärglichen Zugeständnissen, die der genannte Vertrag der katholischen Obrigkeit abgedrungen, mußten sich die evanlischen Schlesier genügen lassen; an eine Gründung neuer Kirchspiele und Erbauung neuer Gotteshäuser war nicht zu denken. So zählte die Gemeinde zu Töppliwoda mit einer Diaspora in weitem Umkreise nicht weniger als zehntausend Seelen. Und es war eine verwilderte Gemeinde, namentlich in Töppliwoda selbst. Hier war die Verachtung des göttlichen Worts fast allgemein.

Nachdem sich Steinmetz wieder selbst fest gegründet auf dem einigen evangelischen Grunde, der ein gutes Gewissen, zuversichtlichen Glauben, Freudigkeit zur Arbeit und guten Muth zum Kampfe giebt, griff er getrost seine Arbeit auf diesem harten Acker an. Er hatte sich vorgenommen, vor seiner neuen Gemeinde die frohe Botschaft von Christo in ihrer ganzen Lieblichkeit zu predigen und in der allerfreundlichsten Weise mit den Verheißungen des Evangeliums zu locken und zu laden. Aber angesichts der üblen Dinge, die er täglich hörte und sah, geriethen ihm unter der Hand seine Predigten anders.

Er mußte aus dem Gesetze ernstes nachdrückliches Zeugnis ablegen wider die Sünden und Ärgernisse in der Gemeinde. Und daß des Täufers Bußpredigt dem Herrn die Wege

bereitet, bewahrheitete sich auch hier. Gott segnete diesen ernsten aus der Liebe Christi stammenden Weckruf an die Gewissen. Erschreckt durch Mosis Stab lernten sie Christum suchen.

Von Anfang an hielt Steinmetz mit seinen Hausgenossen allabendlich Hausandachten. Seitens Etlicher in der Gemeinde wurde der Wunsch laut, an denselben Theil zu nehmen. So harmlos an sich diese Bitte, ihre Gewährung schloß unter den damaligen Zeitverhältnissen nicht geringe Gefahren für Steinmetz in sich. Konventikel oder häusliche Versammlungen zu gemeinsamer Erbauung galten als eines der sichersten Kennzeichen des Pietismus, und dieser war, wie wir unten ausführlicher erzählen, bei der katholischen Obrigkeit Schlesiens übel beleumdet und seit 1712 durch amtliche Erlasse verfolgt.[2]) Was es für Folgen haben könne, wenn diese Andachten im Pfarrhause zu Töppliwoda dem Oberamt als Konventikel denuncirt würden, ließ sich nicht absehn.

So war es begreiflich, daß Steinmetz anfangs sich weigerte, Nichthausgenossen zu seinen Hausandachten zuzulassen. Aber seine Festigkeit hiebei zu beharren, ward durch das Wort eines Bauersmann erschüttert, der, als ihn Steinmetz auf jene Gefahren hinwies, die mit den erweiterten Hausandachten verbunden seien, unerschrocken antwortete, der Herr Pfarrer habe ja neulich noch auf der Kanzel gesagt, er wolle für die Wahrheit Leib und Leben lassen.

Steinmetz fühlte sich in seinem Gewissen getroffen und um so tiefer, als ihm wohl bewußt war, welcher Segen aus diesen häuslichen Versammlungen Manchem in der Gemeinde zu theil werden könne.[3]) In seinen Zweifeln erbat er sich von vier erfahrenen Männern Rath, was er thun solle. Ihre Gutachten entschieden aber die Frage nicht; zwei von ihnen

redeten zu, in Gottes Namen seine Hausandachten Jedermann zu öffnen, zwei redeten ab.

Steinmetz's zartes Gewissen nahm die Sache so ernst, daß er unter seinen Zweifeln und Kämpfen körperlich litt und sogar bettlägerig wurde. Diese Krankheit brachte die Entscheidung. Einer der Geistlichen, die ihn im Amt vertreten mußten, merkte bald, wo der eigentliche Schade des kranken Steinmetz sitze, und nachdem er ihn zum Reden und Beichten gebracht, erklärte er: „Wenn der Herr es Sie heißt, thun Sie es, Gott wird Sie schützen".

Ein merkwürdiger Traum in dem nun folgenden ruhigen Schlafe des Kranken schien diesem Rathe das göttliche Siegel aufzudrücken, und Steinmetz, innerlich seines Weges gewiß, war bald auch körperlich so weit gekräftigt, daß er seines Amtes wieder warten und gleich bei der nächsten Predigt seiner Gemeinde eröffnen konnte, daß er bereit sei, zu thun, was sie sehnlichst wünsche, und Jedermann den Zutritt zu seinen häuslichen Erbauungen gestatte.

Über den Erfolg dieses Schrittes lassen wir wörtlich den Lebenslauf Steinmetz's berichten, der das Thatsächliche jedenfalls aus mündlichen oder schriftlichen Mittheilungen des letzteren geschöpft hat.

„Gleich das erste Mal fanden sich gegen vierzig Personen ein. Er katechisirte über Joh. 3, 16 und bei dem Schluß wurde er gedrungen zu fragen, ob denn Jemand von den Anwesenden auch etwas davon in seinem Herzen erfahren hätte. Darauf bekannte ein Schultheiß, der geraume Zeit sein Elend gefühlt, wie er zur Versicherung der Gnade gekommen wäre, was unserem Steinmetz eine rechte Herzenserquickung war. Außerdem wurden in dieser ersten Stunde noch siebenundzwanzig Seelen ergriffen, die ihrem treuen

Lehrer auf seine Stube folgten, wo sie nach der ersten Bewegung des Geistes Gottes noch eine Stunde lang vor dem Herrn beteten und weinten. Über acht Tage kamen noch einmal soviel Zuhörer und in der Folgezeit vermehrte sich dieser Haufe noch mehr.“ —

Selbstverständlich blieb aber auch der Widerspruch gegen diese Versammlungen nicht aus, und es ging eine Bewegung durch die Gemeinde, die der Obrigkeit nicht verborgen bleiben konnte. Zum Glück war einer der wenigen billig denkenden katholischen Prälaten Landeshauptmann in Münsterberg. Er wollte in dieser Sache nicht ohne gründliche Untersuchung Recht sprechen und schickte Kommissare, die an Ort und Stelle sich persönlich überzeugen sollten, was man in den Hausandachten vornehme. Der Eindruck, den sie aus denselben mitnahmen, war ein so günstiger, daß er nicht nur damals Nichts gegen sie that, sondern auch später, wenn man Steinmetz bei ihm verklagte, zu antworten pflegte: „Laßt ihn doch beten!“

Neben diesen häuslichen Erbauungen war es ein anderes von den Pietisten empfohlenes Mittel, was Steinmetz zur Weckung und Weiterführung der Seelen in Töppliwoda anwendete: die persönliche Anmeldung zur Beichte und Kommunion. Seiner wiederholten Bitte, daß die Abendmahlsgäste bei ihm persönlich ihren Namen nennen und sich dazu die Zeit wählen mochten, wie sie wollten, leisteten nach und nach alle Folge. Freilich legte ihm diese Anmeldung und das sich anschließende Beichtgespräch eine große Last auf. Da sich oft tausend bis zweitausend Gemeindeglieder zu einer einzelnen Kommunion meldeten, so war er oft vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein mit seinen Kommunikanten beschäftigt. Um sich die künftige Verhandlung

zu erleichtern, legte er Register an, in denen er nicht nur Datum und Namen, sondern auch Anderes anmerkte, was über die äußeren und inneren Verhältnisse der Einzelnen orientiren konnte.

Auch an Hausbesuchen ließ er es bei seiner Seelsorge nicht fehlen, „wiewohl es", so heißt es in seinem Lebenslauf, „viel Gebet und Flehen kostete, hierin die rechte Zeit zu treffen und die Besuche auch so einzurichten, daß dadurch das Vertrauen und der Zweck erhalten wurde."

Der Segen, den Gott auf diese mannigfachen Versuche, Leben zu wecken, legte, war außerordentlich und machte in weiten Kreisen Aufsehen. Es gab bald kein Haus mehr in der Gemeinde, in dem nicht Steinmetz eine innerlich vom Wort ergriffene und erweckte Seele gewußt hätte, und es war ihm ein heiliger Ernst, sie auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen. Diesem religiösen Aufschwung entsprach ein neues sittliches Leben in der Gemeinde. Einer der vielen Schenkwirthe in Töppliwoda klagte den einkehrenden Fremden, daß die Ortsinsassen ihm keinen Verdienst mehr zutrügen und daran sei der Pastor Schuld; die andern Wirthe gehörten bald selbst zu den Erweckten, und ihre Tanz- und Spielhäuser verwandelten sich in Bethäuser.

Je und je haben sich an Erweckungen in größerem Umfange leicht schwärmerische Extravaganzen angehängt. Auch in Töppliwoda blieb Ähnliches nicht ganz aus. Gott schenkte aber dem jungen Steinmetz das klare Auge und die feste Hand, allem unevangelischen Wesen nachdrücklich entgegen zu treten. Als etliche Erweckte auf Dinge wie Verzückungen und Gesichte verfielen, erklärte er ihnen, daß diese außerordentlichen Offenbarungen, wenn anders sie von Gott kämen, einen sehr übeln Schluß auf ihren Seelenzustand zu machen

nöthigten; denn wenn Gott durch die geordneten Gnadenmittel bei ihnen etwas auszurichten vermöchte, würde er so außerordentliche Dinge nicht anwenden. Diese treffende Beurtheilung der vermeintlich hoch Begnadigten hatte den besten Erfolg — die Ekstasen hörten auf. —

Die überaus reiche Thätigkeit in Töppliwoda war für Steinmetz nicht nur eine treffliche Schule pastoraler Einsicht und Erfahrung; sie brachte auch seinem eigenen Herzen großen Segen. Unter der schweren Arbeit lernte er mehr und mehr aus der Kraft des Herrn leben, an seiner Gnade sich genügen lassen, unter Feindschaft und Lästerung, wie sie bei den sichtbaren Erfolgen seiner Wirksamkeit nicht fehlen konnten, auf der Menschen Gunst verzichten und ihre Bosheit mit Geduld tragen.

Diese Feindschaft hinderte nicht, daß sein Name weithin in Schlesien einen guten Klang erhielt, und als die große evangelische Gemeinde in Teschen einen neuen Oberpfarrer brauchte und die Kirchenvorsteher sich an die wegen ihrer Frömmigkeit bekannten Grafen Henkel in Oderberg mit der Bitte wandten, ihnen zur Gewinnung eines tüchtigen Mannes behilflich zu sein, dachten diese sofort an Steinmetz und machten sich selbst auf den Weg nach Töppliwoda, um mit ihm zu verhandeln. Sie hörten ihn in der Kirche und dann im Hause seines Patrons, wo er mit vielen Anwesenden eine Erbauungsstunde hielt, reden. Nach dem, was sie hier gehört und gesehen, trugen sie ihm mit großer Freudigkeit die Pfarrstellen zu Teschen an; sorgten auch dafür, daß dem vorläufigen Antrage bald eine förmliche Vokation aus Teschen folgte. Trotz vieler Thränen und Bitten seiner Gemeinde, die ihn unter allen Umständen in Töppliwoda festhalten wollte, glaubte sich Steinmetz doch verpflichtet, selbst nach

Teschen zu reisen und mit den Beauftragten der dortigen Gemeinde persönlich zu verhandeln. Alle Hindernisse, die nach seiner Meinung seinem Eintritte in das Teschener Oberpfarramt entgegen standen, wurden schnell aus dem Wege geräumt. Sogar die Anstellung eines besonderen polnisch redenden Geistlichen für die vielen Polen in der Gemeinde, denen Steinmetz, des Polnischen unkundig, nicht predigen konnte, ward zugesagt. Noch ungewiß, welche Endentscheidung er treffen solle, kehrte er nach Töppliwoda zurück. Da erhielt er einen anonymen Brief aus Teschen, der ihn warnte, dorthin zu kommen und all die Leiden voraussagte, die seiner dort warteten. Die ungenannten Verfasser waren zwei Geistliche, seine künftigen Amtsgenossen an der Gnadenkirche in Teschen, die seine Übersiedelung dorthin nicht gern sahen. Der Brief war mit einem fremden Petschaft versiegelt und sicher ohne Mitwissen der Briefschreiber war — sollen wir sagen zufällig? — ein solches gebraucht, auf dem die Worte standen: „Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirst, Offenb. 2, 10.“ Diese Worte machten auf Steinmetz einen tiefen Eindruck. —

Das waren die ersten Klänge der häßlichen Tragödie, die sich nach seiner Ankunft in Teschen abspielen sollte; der erste Gruß seiner Feinde, aber mit ihm der tröstliche Zuspruch seines Herrn.

Nach reiflicher Überlegung und ernstem Gebet entschloß sich Steinmetz nach Teschen zu gehen. Ein auf beiden Seiten überaus schmerzlicher Abschied entführte ihn dem reich gesegneten Arbeitsfelde in Töppliwoda.

Steinmetz Oberpfarrer in Teschen, Superintendent in Neustadt a. d. Aisch.

Es waren für die Evangelischen Schlesiens schwere Zeiten, als Steinmetz sein neues Amt in Teschen antrat. Große Hoffnungen hatte man auf die Ausführung der Altranstädter Stipulationen gesetzt, und allerdings war in Folge derselben Manches besser geworden.[4]) Von den im siebzehnten Jahrhundert weggenommenen evangelischen Kirchen waren etwa hundert, ein winziger Bruchtheil freilich, zurückgegeben und zu den drei alten Gnadenkirchen vor den Städten Schweidnitz, Jauer und Glogau sechs andere bewilligt, unter ihnen für die besonders gedrückten evangelischen Oberschlesier eine in Teschen. Karl XII., der tapfere Beschützer seiner schlesischen Glaubensgenossen, der im Altranstädter Vertrag dem Kaiser diese Zugeständnisse abgenöthigt hatte, erklärte 1710 von Bender aus, daß nicht nur das in diesem Vertrage den Evangelischen Zugesagte gehalten, sondern sogar zu ihrem Trost ein Mehreres gewährt worden sei.

Sobald aber das Kriegsfeuer des spanischen Erbfolgekrieges niedergebrannt war, und der Kaiser die Freundschaft evangelischer Fürsten und Völker nicht mehr zu brauchen meinte, nahmen die Dinge in Schlesien wieder den alten Gang an. Es trat den Evangelischen gegenüber wieder die frühere Verwaltungspraxis ein, welche allein den Wünschen des jesuitisch gerichteten Wiener Hofs entsprach und für die ein kaiserliches Rescript an einen teschnischen Landeshauptmann vom Jahre 1669 bezeichnend ist. Es mißbilligt die öffentlichen gegen die Evangelischen gerichteten Erlasse desselben, die freilich auch den Bestimmungen des westfälischen Friedens geradezu

ins Angesicht schlagen, aber mit dem echt jesuitischen Rathe, man solle lieber „in der That selbst als durch dergleichen publicationes, was zum Besten der katholischen Religion gereiche, bono modo befördern, damit nicht den Unkatholischen Gelegenheit zu neuer Beschwerde gegeben werde.“ Das heißt doch, man solle geschickt in der Stille handeln und nicht mit öffentlichen Verordnungen die öffentliche Meinung erregen.[5])

Zum Beweise dessen, wie übel es in Schlesien aussah, als der schlecht unterrichtete Schwedenkönig von fernem Lande aus dem Kaiser für die treue und großmüthige Ausführung des Altranstädter Vertrags dankte, nur einige Thatsachen.[6])

Noch immer hatten die drei wiedererrichteten evangelischen Konsistorien zu Brieg, Wohlau und Liegnitz katholische Präsidenten, und überall ließ sich deren Einfluß auf die Kollegien in einer den Evangelischen ungünstigen Richtung spüren. Für die kaiserliche Vocation und Konfirmation der Geistlichen, welche die zurückgegebenen oder neuerrichteten evangelischen Kirchen bedienen sollten, mußten ungeheure Summen gezahlt werden. Und doch war das Einkommen dieser Geistlichen das allerkärglichste; die fetten Pfründen blieben durchweg im Besitz der katholischen Priester. Dafür wurden aber diese bei der Vertheilung der Steuerlasten geschont, die armen evangelischen Prädikanten hart gedrückt. Zu einer 1716 für den Türkenkrieg ausgeschriebenen Steuer zahlten die letzteren sechzig Gulden, die ersteren etwa sechs.[7]) Die Seelsorge unter den zerstreuten Evangelischen war auf jede Weise erschwert. Die Gebühren für Amtshandlungen, die ein evangelischer Geistlicher in der Diaspora verrichtete, mußten vor allem an den katholischen Parochus des betreffenden Kirchspiels gezahlt werden, und solche Handlungen vorzunehmen, ja überhaupt Seelsorge zu üben ohne zuvor dem letzteren Anzeige gemacht

zu haben, wurde dem evangelischen Pastor aufs strengste untersagt, — eine Erschwerung, die in dringenden Fällen an Kranken- und Sterbebetten dem Verbote aller Seelsorge und Sakramentsspendung gleich kam. Um Übertritte zur evangelischen Kirche unmöglich zu machen, wurde mit gleicher Strenge den evangelischen Geistlichen irgend welche Amtshandlungen bei Katholischen vorzunehmen verboten und dies Verbot in der Praxis dahin gedeutet, daß der evangelische Parochus nicht einmal mehr die evangelische Braut trauen durfte, wenn sie eine Ehe mit einem Katholischen einging. Bald nach dem Altranstädter Vertrag verlangte man von allen katholisch Geborenen und dann zur evangelischen Kirche Übergetretenen, daß sie binnen sechs Wochen zur katholischen Kirche zurückträten, und bedrohte die Ungehorsamen mit Landesverweisung und Vermögensconfiscation. Ja noch mehr; von Wien erging der Befehl, Apostaten — so wurden die zur evangelischen Kirche Übergetretenen genannt — nicht im Lande zu dulden und deshalb bis zu ihrem Rücktritt einzukerkern. Ebenso zwang man Evangelische zur Annahme der katholischen Konfession, wenn man entdeckte, daß ihre Eltern oder Großeltern katholisch gewesen waren.

An den unter dem Druck der Zeit gemachten und vom Papst ausdrücklich gemißbilligten Altranstädter Zugeständnissen in der Ausführung möglichst viel abzwacken, galt als ein hohes Verdienst um Kirche und Staat.

Es ist eine der besten Empfehlungen des Pietismus, daß er dieser katholischen Obrigkeit absonderlich verhaßt war. Und wie hätte er es nicht sein sollen? Unwissenheit und Unentschiedenheit in Sachen des Glaubens, Lauheit und Gleichgiltigkeit gegen die eigne Kirche waren bisher im Lager

der Evangelischen selbst die mächtigen Bundesgenossen der Katholischen gewesen und hatten diesen ihr Werk der Verführung wesentlich erleichtert. Eine Bewegung, welche die Herzen der Evangelischen wieder für den Glauben ihrer Väter erwärmte, die Schrift, die eigentliche Lehrmeisterin dieses Glaubens, auf alle Weise in den Häusern der Evangelischen verbreitete und die Hausgenossen um dieselbe zu gemeinsamer Erbauung sammelte, welche die brüderliche Gemeinschaft unter den Evangelischen stärkte, die Seelsorge mächtig hob, der religiösen Unwissenheit durch Neubelebung des Jugendunterrichts steuerte, namentlich auch der evangelischen Waisen, bis dahin die sichere Beute der katholischen Propaganda, treulich sich annahm — das Alles that der Pietismus — diese Bewegung in der evangelischen Kirche mußte den Haß jener jesuitisch-katholischen und der von ihr geleiteten Obrigkeit auf sich ziehen. Waren die Evangelischen überhaupt Ketzer, deren Unterdrückung mit Klugheit betrieben sein wollte, aber immer verdienstlich blieb — so waren die Pietisten Erzketzer, der Kirche und dem katholischen Staate vor allem gefährlich und übrigens ja auch von evangelischen Obrigkeiten sattsam verschrieen und verfolgt.

So kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich 1712 ein kaiserliches Rescript direkt gegen den Pietismus richtete, und in Folge dessen das Breslauer Oberamt den dortigen Magistrat anwies, darüber zu wachen, „damit weiteres keine irrigen Lehren, durch welche das Publikum mit verrücket werden könnte, eingebracht werden, damit auch der Pietismus sich nicht weiter verbreiten möge.“ [8]) Und da selbst die evangelische Orthodoxie laut genug die Pietisten als Abgefallene und Sectirer ausschrie, so war den Katholischen der Kampf gegen letztere überaus leicht gemacht. Willig reichte diese Orthodoxie den Römischen die Hand zur Bundesgenossenschaft gegen die Pietisten, und war

nur erst der Einzelne seines Pietismus überführt, so hinderte nichts, ihm die den Augsburgischen Konfessionsverwandten gesetzlich verbürgte Toleranz zu verweigern, da er ja von diesen letzteren selbst als Glaubensgenosse nicht angesehen wurde.

Ganz besonders hatte Oberschlesien unter den Vexationen der katholischen Machthaber zu leiden, jener südlichste Winkel Schlesiens, wo vor dem Altranstädter Vertrage keine evangelische Kirche mehr existirte — sie waren alle, eine nach der andern, confiscirt — und die nun gestattete Gnadenkirche zu Teschen die einzige Kultusstätte für alle zerstreuten Evangelischen sein sollte. — Wie leicht war es, unter den etwa 40,000 Evangelischen, die nach Steinmetz Angabe um 1720 von Teschen aus pfarramtlich und seelsorgerisch bedient werden sollten, wegzufangen, was nicht fest stand, und wie schwer war es für die Geistlichen an der Gnadenkirche, die oft zwölf Meilen weit zu einem Kranken zu reisen hatten, alle die gesetzlichen Formalitäten zu beobachten, mit denen die evangelische Seelsorge in der Diaspora verschränkt war! —

Teschen, ehemals die Hauptstadt eines schlesischen Fürstenthums, war ebenso wie die meisten andern Ortschaften desselben vor dem dreißigjährigen Kriege evangelisch gewesen. Im Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts bestimmte ein Teschener Herzog für ewige Zeiten, daß in allen Kirchen der Stadt Teschen nur evangelische Geistliche angestellt werden sollten — freilich ohne sich dadurch hindern zu lassen, nach seinem eigenen Übertritt zum Katholicismus die Evangelischen seines Landes nach Kräften zu drücken.[9]) Das sind die Drangsale der Evangelischen in Teschen, von welchen eine dem lutherischen Magistrate Teschens dedicirte böhmische Übersetzung der Augsburgischen Konfession um 1620 redet. Diese Drangsale mehrten sich im Verlauf des großen Krieges und wurden nach dem-

selben zur völligen Unterdrückung der evangelischen Kirche im Fürstenthum. Kein Evangelischer mehr konnte in der Stadt Teschen Bürgerrecht erwerben. Der evangelische Gottesdienst wurde erst aus der Stadt in die Vorstadt verwiesen und dann auch hier nicht mehr geduldet. Der Konfiskation der evangelischen Kirche in der Stadt folgte die Schließung der evangelischen Gotteshäuser auf dem Lande. Allein im Jahre 1654 wurden 49 Kirchen und eine Kapelle den Evangelischen des Teschener Landes weggenommen.[10])

Was unter den Evangelischen nicht fest war, fiel ab. Die Treuen aber sammelten sich von Zeit zu Zeit an einsamen Stätten in Bergen und Wäldern, und böhmische und ungarische Prediger stiegen über die Berge, um in heimlichen Gottesdiensten ihnen das Evangelium zu verkündigen.

Mit lautem Dank und Jubel begrüßte diese lang beraubte und verfolgte Gemeinde den kaiserlichen Gnadenbrief, der die Erbauung einer der Ranstädter Gnadenkirchen in Teschen gestattete. Im Frühjahr 1709 hielt der nachherige Teschener Pastor Muthmann, damals noch Diakonus in Constadt, die erste Predigt auf dem Platze vor der Stadt, der zum Bau angewiesen war, und redete (Nahum 2, 1) von den Füßen des guten Boten, der den Frieden predigt. Im Herbst 1710 wurde der Grundstein der Kirche gelegt.[11])

Vier Geistliche waren von den Gemeindevorstehern an die neue Kirche berufen. Der eine war Muthmann; an die Stelle eines Andern, im Jahre 1719 wieder verstorbenen, trat Steinmetz.

Obwohl bereits zehn Jahre seit der Grundsteinlegung für den Kirchenbau verflossen waren, so fand er doch statt einer Kirche, an die er berufen war, einen Bretterschuppen vor, der nicht einmal recht vor Regen und Schnee schützte.

Doch besserte man das Dach aus, so rissen die polnischen Bauern die aus der Ferne gekommen waren, um den evangelischen Gottesdienst mitzufeiern, und unten keinen Platz fanden, die Bretter wieder ab, um von außen mittels Leitern zu den Dachbalken zu gelangen und auf ihnen sitzend die Predigt zu hören. So groß war in diesem entlegenen Winkel trotz des langjährigen Drucks, unter dem sie geschmachtet, noch immer bei den Evangelischen der Hunger nach Gotteswort. Der Kirche ebenbürtig war die Schule, ein altes Wohnhaus, zu dessen oberen als Klassen benutzten Räumen man nur auf einer Leiter gelangen konnte.

Als Pastor primarius hielt es Steinmetz für seine nächste Pflicht, den Bau einer dem Bedürfnis der großen Gemeinde entsprechenden Kirche und Schule zu betreiben, und seinen unermüdlichen Bemühungen war es hauptsächlich zu danken, daß nach einigen Jahren beide sowie die dazu gehörigen Wohnhäuser für Geistliche und Lehrer fertig wurden; nur der Kirchthurm blieb noch lange unvollendet.

Es gab aber in Teschen Leute, die ihm für diese Bemühungen nicht dankten; noch weniger für das, was er während des Baus an den Seelen der bei demselben beschäftigten Zimmerleute und Maurer that. Die letzteren waren fast durchweg evangelische Böhmen und Mähren, und Steinmetz hielt es für seine Pflicht, sie nach vollendetem Tagewerke zu Erbauungsstunden zu sammeln, so daß sie, als der Bau bei anbrechendem Winter stillstand und sie in ihre Heimath zogen, nicht bloß einen Schatz guter Schriften dorthin mitnahmen, an denen es Steinmetz nicht fehlen ließ, sondern vor allem auch eine mächtig gestärkte evangelische Überzeugung. Diese Steinmetz'sche Saat, die sie in die Ferne trugen, entfaltete sich dort zu so reicher Frucht, daß

ganze Dörfer in Mähren erweckt wurden, und viele Evangelische getrieben, ihre Heimath, wo sie den evangelischen Gottesdienst schmerzlich entbehrten, aufzugeben und anderwärts die ihnen hier versagte Gewissensfreiheit zu suchen. Diese Auswanderungen geschahen nun zwar wider den ausdrücklichen Rath Steinmetz's. Sie wurden aber von den katholischen Behörden als die Folge seiner Einwirkungen angesehen und dienten jedenfalls nicht dazu, bei der bald gegen ihn erhobenen Anklage seine Richter für ihn einzunehmen.[12])

Was die inneren Zustände seiner großen Gemeinde anbelangt, so fand sich in ihr neben jener unter dem langen Druck der Verfolgung so wunderbar erhaltenen Liebe zum Evangelium eine große und freilich bei dem langjährigen Mangel geordneter Predigt und Jugendunterweisung völlig begreifliche Unwissenheit. Aber schon Muthmann hatte vor ihm zu den Mitteln gegriffen, die nach seiner Überzeugung und nach Vieler Erfahrung allein eine durchgreifende Hilfe versprachen; er hatte Katechisationen mit den Jungen, Besprechungen mit den Alten eingerichtet. Am Sonntagnachmittag wiederholte er, wie einst Spener in Frankfurt, die Vormittagspredigt; an gewissen Wochentagen erklärte er den Katechismus; Sonnabends beschäftigte er sich namentlich mit den aus der Ferne eingetroffenen Kommunikanten des folgenden Sonntags und nahm meist die Sonntagsepistel durch.

Es bedarf kaum der Erwähnung, wie bereitwillig Steinmetz dem treuen Muthmann die Hand reichte, um mit ihm auf diesem Wege weiter zu gehen, den er in Töppliwoda selbst reichlich erprobt hatte. Der mit ihm zur Pastorirung des polnischen Theils der Gemeinde nach Teschen berufene Sassadius, in jeder Beziehung sein Gesinnungsgenosse, folgte ihm willig nach.

Da bis zur Vollendung seines Pfarrhauses Steinmetz seines Kollegen Muthmann Gast und Hausgenosse bleiben mußte, so knüpfte sich noch leichter und inniger die Geistes- und Gebetsgemeinschaft, in der fortan diese beiden Männer standen und gemeinsam ein Werk trieben. Und dies Werk nahm einen überraschend guten Fortgang.

Bald regte sich überall in der Gemeinde ein neu erstehendes Glaubensleben; die Leute drängten sich förmlich zu Gottes Wort. Nicht bloß die Gottesdienste in der Kirche, auch die Katechisationen und Versammlungen im neuerbauten Schulhause oder in den Pfarrhäusern fanden steigende Theilnahme bei Vornehmen und Geringen. Selbst Katholische wagten es, sich zu betheiligen. Steinmetz, Muthmann und Sassadius waren die von der Menge geliebten und gefeierten Pastoren, und die auf des ersteren Betrieb an die reorganisirte Schule berufenen Lehrer, namentlich der Rektor Jerichovius und der Konrektor Sarganek, galten für ihre treuen Helfer.

Aber es waren doch auch unter den Evangelischen Etliche, die auf diese Erfolge mit scheelen Blicken sahen; unter ihnen leider zwei Geistliche, die Amtsbrüder der vorgenannten. Sie fühlten sich beleidigt, daß Steinmetz ohne ihre Zustimmung durch die Kirchenvorsteher nach Teschen berufen war, und begegneten ihm von Anfang an mit Kälte und Mißtrauen. Bei dieser Stellung waren sie nicht im Stande, die Wege pastoraler Arbeit, die von Steinmetz und Muthmann eingeschlagen und von so großem Erfolge gekrönt waren, unbefangen zu prüfen. Alte Voreingenommenheit gegen alles Pietistische bestärkte das Mißtrauen; der Neid, den zu unterdrücken sie nicht groß genug waren, mehrte die Abneigung, und bald ward aus dem Mangel an Wohlwollen

und Vertrauen erklärte Feindschaft. Steinmetz, Muthmann und Sassadius wurden für sie Pietisten, ihre Predigten fehlten gegen die reine Lehre, ihre Versammlungen waren Konventikel im schlimmsten Sinne des Worts.

Wo mit gleich mißgünstigen Blicken die Erfolge Steinmetz's betrachtet wurden, war ihnen nicht unbekannt, und diese lutherische Pseudoorthodoxie entblödete sich nicht — wie ein Zeitgenosse, der den Vorgängen nahe genug stand, schreibt — mit den adversariis causam communem zu machen, sich mit den Jesuiten zu Teschen und einem von ihnen vorgeschobenen bei Katholiken wie Evangelischen gleich übel berüchtigten Dechanten Schwider daselbst zu verbünden — angeblich zur Bekämpfung des Pietismus, in Wahrheit zur Beseitigung des durch seine Gaben, seine hingebende Treue und seine Erfolge ihnen Allen unbequemen Steinmetz.[13])

Der Feldzug begann mit mehr und weniger geheimen Machinationen, ward aber schon 1722 zu einer öffentlichen förmlichen Anklage, die der Fiskal Battik wider Steinmetz und die ihm gleichgesinnten Prediger beim Oberamt in Breslau erhob, selbstverständlich wegen ihres Pietismus, also wegen Lehrabweichungen von der allein staatlich tolerirten symbolischen Lehre der Evangelischen und wegen Abhaltung von Konventikeln. Daneben klagte Dechant Schwider über Eingriffe in seine pfarramtlichen Rechte, d. h. wohl über Vornahme von Amtshandlungen bei Evangelischen innerhalb seiner Parochie.

Die Anklage hatte zunächst nichts weiter als eine Verfügung des Oberamts an das Landesamt in Teschen zur Folge, die Konventikel zu inhibiren und auf die verklagten Prädikanten ein wachsames Auge zu haben, damit, wenn sie des Pietismus besser überwiesen werden könnten, als es

in der Anklage geschehen, der Antrag auf ihre Ausweisung allerhöchsten Orts gestellt werde.

In Folge dessen wurden Steinmetz und seine Mitverklagten vom Landesamt mit einer Geldstrafe von Hundert Dukaten bedroht, falls sie sich nicht aller „Privatzusammenkünfte und Winkellehren“ enthielten. Ihre Bitte, die Katechisationen in ihren Pfarrhäusern abhalten zu dürfen, wurde abschlägig beschieden; nur in der Kirche sollten sie predigen und lehren. Gehorsam verlegten sie nun auch alle nichtsonntäglichen Versammlungen und Katechisationen in die geräumige Sakristei.[14])

Für Steinmetz war es selbstverständlich, daß er keinen Weg unversucht ließ, sich mit seinen Amtsbrüdern Schmidt und Hentschel zu verständigen; von Andern ward er in diesem Bemühen redlich unterstützt. Während dessen aber sammelte der obengenannte Fiskal zur Begründung einer zweiten Anklage gegen ihn neue Beweise und es gelang ihm auch — nicht ohne die geheime Unterstützung seitens der Jesuitenresidenz — beim Landesamt die Einsetzung einer Kommission zu erwirken, welche die Untersuchung gegen die verklagten Geistlichen führen und besonders die namhaft gemachten Belastungszeugen verhören sollte. Unter diesen figurirten aber wieder — die obengenannten evangelischen Geistlichen. 1723 schloß die Kommission ihre Untersuchung und schickte die Acten an das Oberamt zu Breslau.

Hier aber hatten bereits nicht nur die Teschener Kirchenvorsteher, sondern die gesammten protestantischen Stände Oberschlesiens gegen die Untersuchung Protest eingelegt, und noch in demselben Jahre erging die Entscheidung: die beschuldigten Prädikanten seien des Pietismus nicht genügend überführt, zumal Hentschel, auf dessen Aussagen hauptsäch-

lich die Anklage sich stützte, zwar die Merkmale des Pietismus weitläufig angeführt, aber nicht behauptet habe, daß diese Dinge bei den Angeklagten sich fänden; dem Fiskal wurde zugleich der Vorwurf gemacht, bei der öffentlichen Untersuchung ohne höhere Autorisation zu weit gegangen zu sein, es wurde ihm aber von Neuem aufgegeben, die Angeklagten nicht aus dem Auge zu lassen.[15])

Dieses Auftrags entledigte er sich mit dem alten ungebrochenen Eifer. Während von dritten neue Versuche gemacht wurden, zwischen Steinmetz und den ihm übelwollenden Amtsgenossen eine Versöhnung herbeizuführen, stellte Battik seine Spione an, die das Leben und Treiben der angeblichen Pietisten mit gehässigem Auge überwachten.

Vor förmlicher Einleitung einer neuen Anklage glaubten aber doch die Pastoren Schmidt und Hentschel eine öffentliche Rechtfertigung ihres Verhaltens sich und Andern schuldig zu sein und diese so am besten sich verschaffen zu können, daß sie einer dem Pietismus nicht ergebenen theologischen Fakultät die Frage vorlegten, ob ihren pietistischen Amtsbrüdern das Zeugnis lutherischer Rechtgläubigkeit ausgestellt werden könne. Klüglich wählten sie die beim Kampfe gegen den Pietismus damals in erster Linie stehende Wittenberger Fakultät, und diese entschied, daß, wenn die eingesandten Berichte gegründet, gegenwärtig die angeklagten Geistlichen als rechtgläubig nicht angesehen werden könnten; rieth jedoch, gegen dieselben nichts zu unternehmen, solange sie nicht über die ihnen schuld gegebenen Irrthümer selbst gehört worden seien.[16])

Ende 1723 wurde das Gutachten publicirt. Im folgenden Frühjahr aber waren die Teschener Kirchenvorsteher schon in der Lage, ihm ein anderes die Beklagten von jeder Schuld freisprechendes entgegenzustellen. Es war ein Urtheil

der Jenenser Fakultät, verfaßt von Buddeus, mitunterzeichne von Förtsch und Dantz, also von Theologen, welche in dem Streit zwischen Orthodoxie und Pietismus allezeit eine vermittelnde Stellung eingenommen hatten.

Das Gutachten unterscheidet verwerfliche von billigenswerthen Konventikeln und rechnet die in Teschen von öffentlichen und ordentlichen Lehrern mit Genehmhaltung der Vorsteher der Gemeinde angestellten zu den letzteren; es urtheilt insbesondere von der katechetischen Predigtwiederholung: sehr sei zu wünschen, daß sie überall eingeführt würde, weil die wenigsten Christen im Stande seien, eine zusammenhängend vorgetragene Predigt recht zu fassen; es giebt den angeklagten Geistlichen Recht, wenn sie den „bloßen historischen" Glauben verwerfen und auf einen „lebendigen und thätigen" dringen. Was aber ihr Urtheil über das weltliche üppige Tanzen anbetreffe, so sei wohl zu beachten, daß sie nicht von dem Tanzen in abstracto, sondern in concreto geredet, mit Rücksicht auf die Umstände, die sich ordentlicher Weise dabei befänden und fast nicht könnten abgesondert werden, und sie hätten recht und wohl daran gethan, daß sie ein solch sündliches und dem Christen höchst unanständiges Werk bestraft hätten.

Als auch dies Gutachten und das Gewicht der unterzeichneten Namen die Friedensunterhandlungen zwischen den streitenden Pastoren nicht förderten, wollte Steinmetz anfänglich die von Schmidt und Hentschel angerufenen Wittenberger um ein erneutes Urtheil auf Grund besserer Informationen ersuchen. Als er aber nach dem Erscheinen einer in Wittenberg geschriebenen und gedruckten Lästerschrift gegen das Urtheil der Jenenser hiervon Abstand nehmen mußte, überreichte er die Akten dem Oberconsistorium zu Dresden zur Beurtheilung. Dieses, an dessen Spitze Loescher stand, der literarische

Hauptgegner des Halle'schen Pietismus, konnte nicht umhin, sich dahin zu erklären, daß man bei denen in der Teschen'schen Kirche und Schule nach Beschaffenheit der dortigen Gemeinde eingeführten Anstalten, insonderheit aber in den katechetischen Erklärungen des Neuen Testaments und dergleichen Wiederholungen der Predigt Nichts befunden, was der evangelisch-lutherischen Religion, ihren symbolischen Büchern und insonderheit der unveränderten Augsburgischen Confession, noch auch den Anstalten anderer Evangelischen, sonderlich auch der Dresden'schen Kirchengemeinde, zuwider wäre; daß also die drei verklagten Prediger nach ihren Erklärungen über die ihnen zur Last gelegten Lehrabweichungen für Irrlehrer nicht zu halten seien. [17])

Trotzdem erhob 1726 der Fiskal die neue Anklage und recurrirte auch wieder auf Schmidt und Hentschel als Hauptbelastungszeugen. — Die Einzelheiten des neuen Processes übergehen wir. Das Urtheil lautete wieder auf Bestrafung der pietistischen Prediger wegen Weiterführung der Konventikel, und dieses Mal sollten sie eine Geldstrafe von nicht weniger denn 300 Dukaten zahlen. Hiegegen ergriffen Steinmetz und seine Freunde Recurs an den Kaiser. Sie erklärten, katechetische Unterweisungen, wie sie solche ertheilt, seien keine Konventikel, und wenn zuweilen an den Andachten, die im Schulhause von den Lehrern mit ihren Schülern gehalten worden, Erwachsene aus der Gemeinde Theil genommen, so sei das wider ihren — der Verklagten — Willen geschehen, und sie hätten es nach Kräften zu hindern gesucht. Daß sie ohne höhere Erlaubnis ein Waisenhaus errichtet — eine Behauptung, mit der man klüglich die katholische Behörde von vornherein gegen die Verklagten einzunehmen gesucht hatte — sei einfach

unwahr. Sie hätten nur eine Schule und in derselben Räume zur Beherbergung armer und nicht ortsansässiger Schulkinder gebaut.

Dieser Apellation setzte aber der Fiskal eine an höchste Stelle gerichtete Bitte entgegen, in der er ausführte, die Prädikanten hätten, „wie Jedermann in Teschen bekannt, nicht allein das einfältige Bauernvolk, das so leicht zu verführen ist, sondern Bürger und Standespersonen durch Winkelandachten und ihre verführerische Scheinheiligkeit dergestalt eingenommen, daß ihnen schon fast Jedermann anhänge, ihre factiones approbire und sich besonders zu den Konventikeln halte," — „daß viele katholische Christen auf Irrwege gerathen und in Apostasie verfallen, daß auch viele Kinder von beiderseits katholischen Eltern zu diesem Irrwege verleitet worden. [18])

Das Oberamt zu Breslau, das früher sich den Vorstellungen wenn auch nicht der Angeklagten, so doch der für sie eintretenden evangelischen Stände nicht unzugänglich gezeigt hatte, kannte zu gut die maßgebenden Stimmen am kaiserlichen Hof, um sich über die unfehlbare Wirkung dieser Gründe zu täuschen, und es war viel zu klug, um für eine in seinen Augen verlorene Sache sich noch weiter ernstlich zu bemühen. Was es vorausgesehen, geschah. Durch kaiserliches Rescript vom 20. November 1727 [19]) wurden Steinmetz und seine Mitangeklagten mit ihrer Apellation abgewiesen und von Neuem verurtheilt, die über sie verhängte Geldstrafe für Abhaltung von Konventikeln zu erlegen; das Teschener Amtsgericht aber wurde gemahnt, den weiteren Prozeß gegen die Verklagten, also jedenfalls die Untersuchung wegen pietistischer Irrlehren und des angeblich errichteten Waisenhauses, zu beschleunigen, auch alle weiteren „heimlichen Zusammenkünfte" sub poena amotionis ab officio zu untersagen und die

„unter dem Vorwande von Kostkindern Überhand nehmenden Seminarien“ nicht länger zu dulden.

Als Steinmetz 1728 auf einer Reise in Schweidnitz bei einem Evangelischen, der ihn zu Gast geladen, in Gegenwart von sieben oder acht Personen einen Bibelvers ausgelegt und ein Nachtgebet gesprochen, wurde die angedrohte Amtsenthebung denn auch wirklich über ihn verhängt.[20])

Die evangelischen Landstände Oberschlesiens, die sich meist zur Teschener Gemeinde hielten, sahen wohl die Gefahr, die über dem Haupte ihrer treuesten Geistlichen schwebte, und ließen Nichts unversucht, was geeignet schien, das Unheil abzuwenden. Zwanzig angesehene Männer bezeugten in förmlichen „unter ihren adeligen Ehren, Glauben und Seelenseligkeit ausgefertigten Zeugnissen“ die Orthodoxie der Angeklagten. Graf Zinzendorf, der durch mährische in Teschen erweckte Emigranten auf Steinmetz aufmerksam gemacht war und mit ihm Verbindungen angeknüpft hatte, erkannte richtig den sichersten Weg, ihn seiner Stelle und Gemeinde zu erhalten; er wandte sich an den Beichtvater des Kaisers und bat um sein Eintreten für die verklagten Teschener Pietisten.[21])

Aber Alles vergeblich. Battik hatte, indem er sie als die eigentlichen Urheber der in Mähren, Oberschlesien und namentlich im Teschen'schen sich mehrenden „Apostasien“ hingestellt, Register gezogen, die viel zu laut klangen, als daß eine von diesen Remonstrationen und Suppliken hätte Gehör finden können.

Unter dem 21. Januar 1730 erging das kaiserliche Urtheil: daß Steinmetz als Urheber eines ohne landesfürstlichen Consens erbauten Schulhauses und weil er nicht nur zu Schweidnitz mit andern Prädikanten korrespondirt, sondern auch zu Teschen mit seinen Kollegen Muthmann und Sassadius

Konventikel abgehalten, und Schulrektor Jerichovius und Konrektor Sarganek als ihre Sekretarii aus allen kaiserlichen Erblanden binnen einer sechsmonatlichen Frist abgeschafft werden sollten.[22])

Vor Publikation dieses Urtheils hatte der höchste Gerichtshof in Wien einen ausführlichen Bericht über die evangelische Schule und das damit verbundene Alumnat in Teschen gefordert; von der Annahme, daß es ein Waisenhaus sei, war man zurückgekommen, und charakteristisch genug steht in dem Urtheil unter den Delikten Steinmetz's die Erbauung des Alumnats oder Schulhauses voran. Wichtiger noch als die Unterdrückung der Konventikel war der katholischen Propaganda die Schließung evangelischer Schulen, Alumnate und Waisenhäuser.

Etwa um dieselbe Zeit wurde zu Glaucha im Fürstenthum Öls ein Waisenhaus mit Alumnat, in welchem neben 65 armen evangelischen Waisen auch Kinder wohlhabender Eltern erzogen wurden, durch einen obrigkeitlichen Gewaltakt geschlossen, die Waisen dem Elend Preis gegeben und die Erbauer, zwei Geistliche, des Landes verwiesen.[23]) Durch Mangel an Predigt, Seelsorge und Jugendunterricht sollten die Evangelischen Schlesiens ausgehungert werden. Der Pietismus aber, der sich der religiösen Erziehung der Jugend mit Vorliebe annahm und in der Gründung und Leitung von Erziehungsanstalten und Schulen ein erstaunliches Geschick bewies, war der Erreichung jenes Zieles besonders hinderlich und deshalb den Jesuiten besonders verhaßt.

Und diese waren doch auch die eigentlichen und siegreichen Feinde Steinmetz's und seiner den evangelischen Glauben in weiten Kreisen Oberschlesiens belebenden Wirk-

samkeit. Die verletzte Eitelkeit seiner Amtsbrüder Schmidt und Hentschel hätte ohne die Bundesgenossenschaft im katholischen Lager vielleicht überhaupt Nichts zu unternehmen gewagt und sicher wenig ausgerichtet. Und katholischerseits waren der öffentliche Ankläger Battik und sein Mitankläger, der Teschener Dechant Schwider, doch ohnmächtige Leute; jenen ließ das Breslauer Obergericht gelegentlich fallen und dieser war eine auch bei seinen Confessionsgenossen übel berüchtigte und wegen Erpressungen kürzlich noch bestrafte Persönlichkeit. Die eigentlichen und mächtigen Agenten in dieser ganzen Affaire beherbergte die Teschener Jesuitenresidenz. Aus den Fäden, die von hier aus in die Wiener Hofburg reichten, wurden die Stricke gedreht und die Netze gewoben, in denen Steinmetz und seine Freunde schließlich zu Grunde gingen.

Ohne Vorgang war übrigens diese aggressive Abneigung katholischer Machthaber gegen den Pietismus und ihre Parteinahme für die orthodoxe Gegnerschaft desselben nicht. Bei der Vertreibung Franke's aus Erfurt spielte die Kurfürstlich-Mainzische Regierung, verstimmt wegen der Anziehungskraft, die Franke's Predigten und Reden auch auf Katholische ausübten, etwa dieselbe Rolle wie hier in Teschen die kaiserliche.

Es ist ein eigenthümliches Geschick, daß dieser den Katholiken und namentlich den Jesuiten so verhaßte Pietismus sich immer wieder Kryptokatholicismus und sogar Kryptojesuitismus hat nachsagen lassen müssen. Wohlwollen, Anerkennung haben seine angeblichen Geistesverwandten in der katholischen Kirche ihm jedenfalls nicht entgegen gebracht! —

Urkunden, welche uns direkt einen Blick in das innere Leben Steinmetz's während dieser Trübsalszeiten eröffneten, besitzen wir leider nicht. Doch fehlt es an Andeutungen

nicht. Man hat im Pietismus Züge mittelalterlicher Mystik wiederfinden wollen, eine Familienähnlichkeit, deren sich der Pietismus so lange nicht zu schämen braucht, als sie sich auf das Evangelische in der katholischen Mystik bezieht. Gewiß ist, daß die Führer des Pietismus sich jener heiligen „Passivität" befleißigten, die sich wohl als das evangelische Gegenbild der mystischen „Gelassenheit" ansehen läßt, jener stillen Ergebung in Gottes Willen, die aus einem festen Glauben an seine schließlich alles zum Besten lenkende Liebe und Weisheit entspringt, sich hütet, durch Sorgen und Grämen ihre Trübsale zu erschweren und durch eigenwilliges Thun Gottes Wege zu kreuzen.

Diese echt pietistische Passivität hat Steinmetz in jenen schweren Tagen sicher nicht gefehlt, und bei dieser Grundstimmung seiner Seele wird uns die Notiz wohl verständlich, daß unter den Anfeindungen, die sich nicht bloß gegen seine Person, sondern auch gegen seine Gemeinde und Kirche richteten, ihm besonders schwer geworden, daß er nicht allezeit klar wußte, ob er still leiden und die Dinge gehen lassen dürfe, wie sie wollten — oder ob er von Amts wegen sein Recht durchzusetzen versuchen müsse.

Zu solchem festem Auftreten und Vorgehen würde ihm der Muth nicht gefehlt haben. Als man ihm einst polizeilich verboten, die Leiche eines Gemeindegliedes aus der Stadt abzuholen, wozu er nach den verbrieften Freiheiten der Evangelischen berechtigt war, that er es trotz dieses Verbots in Gottes Namen, und der Pöbel, der ihn und seine Lutherischen zu steinigen gedroht hatte, krümmte ihm kein Haar. Im Jahre 1726, als die Untersuchung gegen ihn im vollen Gange und das Verbot der Konventikel schon nachdrücklich ausgesprochen war, predigte er in der Gnaden-

kirche über „Privaterbauungen und Privatzusammenkünfte" der Christen und erklärte dieselben nicht nur für erlaubt, sondern für geboten, so gewiß sie ein Erbauungsmittel seien, und so gewiß gegenseitige Erbauung zu den Rechten des allgemeinen Priesterthums und den Pflichten der brüderlichen Liebe gehöre. Man müsse freilich durch seinen Wandel den Beweis liefern, daß solche Versammlungen in der That erbaulich wirkten und ihres Zwecks nicht verfehlten, und man dürfe den öffentlichen Gottesdienst darüber ja nicht verachten. „Beides gehört zusammen, öffentliche Lehrer und besondere Erweckungen. Jene sollen zu diesen förderlich und dienstlich sein. Darum sollen die Christen solche, die an ihnen arbeiten und ihnen vorstehen, desto lieber haben." — „Man kann heutzutage Gesellschaften leiden, dabei gefressen, gesoffen, gespielt wird, aber das kann man nicht leiden, wenn man zusammengeht, zu singen, zu beten und Gottes Wort zu hören." „Ob es also erlaubt sei, bei Zusammenkünften sich untereinander mit Gottes Wort zu erbauen? — Die Meisten sagen: Nein; aber der heilige Geist sagt: Ja. Es ist nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich befohlen. Nur muß allerdings Vorsicht dabei gebraucht werden, daß der öffentliche Gottesdienst dadurch nicht gestört werde, noch Jemand seinen eignen Ruhm und Ehre dabei suche."[24]) —

Am 22. Mai 1730 verließ Steinmetz mit seinen Schicksalsgenossen und von einem kaiserlichen Dragoner transportirt die Stadt Teschen. Das Tagebuch der Jesuitenresidenz berichtet über diesen Abschied: „Unter dem Wehklagen der Ketzer reisten heut die drei verbannten Prädikanten ab." Auch ohne diese Notiz wüßten wir, mit welchem Herzeleid der weitaus größere Theil der Evangelischen diese geliebten Lehrer und Hirten scheiden gesehen.

Zwei theure Gräber ließ Steinmetz in Teschen zurück. Mitten in der Kampf- und Leidenszeit hatte ihm Gott ein treues Weib beschert, die Tochter eines seiner Kirchvorsteher, ein Fräulein v. Bludowsky. Aber nur kurze Zeit war sie die Mitgenossin seiner Leiden. Nach kaum einjähriger Ehe starb sie im Wochenbett, und das Töchterlein folgte der Mutter nach etlichen Jahren in die selige Ewigkeit. Ohne Weib und Kind, wie er gekommen, zog er aus Teschen einer dunkeln Zukunft entgegen.

Noch auf dieser letzten trübseligen Wanderung durch Schlesien bewährte sich seine Gabe, Seelen anzufassen und dem Herrn zu gewinnen. Der Dragoner, der ihn bis zur Grenze zu bringen hatte, von Haus aus ein roher, harter Mensch, wurde durch das, was er auf dieser Reise bei seinen Gefangenen, den lutherischen Ketzern, sah und hörte, und durch manches Wort der Lehre und Mahnung aus Steinmetz's Munde tief ergriffen. Von durchschlagender Wirkung auf ihn soll ein Gebet gewesen sein, dessen heimlicher Zeuge er war und in dem man seiner mit herzlicher Fürbitte gedachte. Er kehrte als ein anderer Mensch heim, nahm seinen Abschied und wurde nachmals evangelisch. —

Eine vorläufige Unterkunft fanden die Exulanten zu Poelzig bei Zeitz im Schlosse jenes frommen Grafen Heinrich Erdmann v. Henkel, der in den hochadeligen Pietistenkreisen seiner Zeit eine hervorragende Rolle spielte und zu der Berufung Steinmetz's nach Teschen mitgewirkt hatte.

Steinmetz hatte vor Gott gelobt, dem ersten Rufe zu folgen, der an ihn gelangen und ihm eine neue Thätigkeit in der Kirche eröffnen würde, möge das angetragene Amt sein, welches und wo es wolle. So sagte er in Gottes Namen Ja, als der Markgraf Georg Friedrich Carl von

Brandenburg-Baireuth ihn als Superintendenten nach Neustadt a. d. Aisch berief; nicht ohne Zuthun des Grafen Zinzendorf, der dem frommen Fürsten geschrieben hatte, es sei jetzt gute Gelegenheit, wenn er eines Propheten Lohn (Matth. 10, 41) haben wolle.[25]) Die gleich darauf an Steinmetz gelangende Berufung in eine theologische Professur und eine andere in eine Generalsuperintendentur änderten an seinem Entschlusse, nach Neustadt zu gehen, selbstverständlich nichts.

Auch für die andern Vertriebenen fanden sich bald Ämter. Muthmann ging als Hofdiakonus nach Saalfeld und später nach Poeßnek, Sassadius als Pastor nach Straußfurt in Thüringen; Sarganek folgte Steinmetz nach Neustadt, wo er das Rektorat an der Oberschule übernahm, und Jerichovius fand nach kurzem Aufenthalt in Leipzig eine Stelle als Pageninformator in Kopenhagen.

Über Steinmetz's Thätigkeit in Neustadt, die nicht von langer Dauer war, liegen nur spärliche Berichte vor.

Amtsvorgänger, die im Sinne Speners gewirkt hätten, scheint er hier nicht gehabt zu haben. Wenigstens richtete er erst Katechisationen mit der Jugend und Versammlungen mit Erwachsenen ein; die letzteren so, daß Männer und Frauen ihre gesonderten Erbauungsstunden hatten. Aber auch in der kurzen Zeit seiner dortigen Wirksamkeit fehlte es nicht an Segen. Die Spuren desselben waren 1738, als norddeutsche Freunde des damaligen Abts Steinmetz in Kloster Bergen, Neustadt besuchten, noch erkennbar.[26]) Mit besonderem Eifer nahm sich Steinmetz des im Argen liegenden Schulwesens an. Unter seiner Leitung reorganisirte Sorganek die Oberschule, und das von ihm neu errichtete mit ihr verbundene Alumnat nahm schnell den erwünschten Aufschwung.

Als er nach zweijährigem Aufenthalt in Neustadt von Lehrern und Schülern in einer Schlußermahnung Abschied nahm, konnte er nur mit demüthigem Dank auf das zurückblicken, was diese Schule bei seiner Ankunft gewesen und was sie in kurzer Frist durch Gottes Gnade geworden war.[27])

Übrigens sind dieses „Letzte Wort väterlicher Ermahnung" und die Abschiedspredigt — beide gedruckt — nicht frei von jener ermüdenden Breite, an der so viele geistliche Reden dieser Zeit laboriren; auch die beliebten Citate aus der patristischen Literatur fehlen der Predigt nicht.

Schon nach dem ersten Halbjahre seiner Neustädter Amtsthätigkeit erhielt Steinmetz eine Berufung nach Preußen. König Friedrich Wilhelm I. hatte ihn bei einem Besuche, mit dem er den Feldmarschall v. Seckendorf auf Meuselwitz beehrte, gesehen und nicht wieder vergessen. Diesem ersten Rufe folgte Steinmetz nicht. Als aber 1732 die Abtswürde in Kloster Bergen bei Magdeburg und die Generalsuperintendentur im Herzogthum Magdeburg, die Senior Urlsperger in Augsburg zu übernehmen sich geweigert hatte, ihm angetragen wurden, und als sein Landesherr — freilich nach längerem Zögern und erst auf Zinzendorf's Fürsprache — in seinen Weggang einwilligte, glaubte er diesem Rufe folgen zu sollen und verließ im Oktober des genannten Jahres Neustadt a. d. Aisch.

Auch hier ließ er ein ihm theures Grab zurück. Kurz vor seinem Umzuge starb seine hochbetagte Mutter, seit langen Jahren seine Hausgenossin in guten und bösen Tagen.

Steinmetz, Abt in Kloster Bergen.

Wo heute die grünen, schattenreichen Hügel zwischen Magdeburg und Bukau die Bewohner beider Städte zu einer vielbesuchten Erholungsstätte locken, stand seit den Zeiten Otto's des Großen bis in den Anfang unseres Jahrhunderts (1813) Kloster Bergen, nach der Reformation gleich vielen andern Klöstern nicht mehr der Wohnsitz weltflüchtiger Mönche, sondern die Bildungsstätte einer lebensfrohen Jugend.

Kloster Berga oder Bergen hatte zwar in den Kämpfen der Reformation schwer gelitten. Die Klostergebäude waren im Bauernkriege bis auf den Grund zerstört. Aber einer der vielen ausgezeichneten Äbte, deren das Kloster sich rühmen konnte, Peter Ulner, baute dieselben wieder auf, trat mit dem gesammten Konvente der lutherischen Lehre bei und stellte die eine beiläufige Aufgabe der mittelalterlichen Klöster, durch welche sie unzweifelhaft segensreich gewirkt haben, die Pflege der Wissenschaft und die Unterweisung der Jugend, in den Mittelpunkt des auf evangelischem Grunde sich neu aufbauenden Klosterlebens.

Von dieser stillen Arbeit der Konventualen an der Jugend erzählt die Geschichte so gut wie Nichts. Sie nennt das nachreformatorische Kloster Bergen nur als die Geburtsstätte der Concordienformel und neben dem Halle'schen Waisenhause als die berühmteste Erziehungsanstalt des Pietismus.

Wunderbares Spiel der Geschichte! Der mächtigste Anstoß zur Reform der Lateinschulen ging im Reformationszeitalter von Melanchthon aus, und die Gedanken des großen praeceptor Germaniae, der seiner Zeit die Magdeburger Schulen persönlich einrichtete, sind sicher nicht ohne Einfluß gewesen auf Lehrende und

Lernende in Kloster Bergen. Was aber den Namen der heut nicht mehr existirenden frommen Stiftung in der Kirchengeschichte vor Allem lebendig erhält, das ist jene letzte Bekenntnisschrift der lutherischen Kirche, die Melanchthon's Einwirkungen auf die lutherische Dogmatik paralysiren, den Philippismus beseitigen sollte. Und dasselbe Kloster Bergen, dem diese Konkordienformel, die magna charta der lutherischen Orthodoxie, seine Vollendung verdankt, war fast im ganzen achtzehnten Jahrhundert eine der Hauptfesten des bei den Orthodoxen übelbeleumundeten Pietismus.[28])

Denn hier bekleidete seit 1709 Breithaupt die Abtswürde, der ältere Freund und Kollege Franke's erst in Erfurt und dann in Halle, der erste theologische Professor an der neu errichteten Halle'schen Universität, jener Pflanzstätte des Pietismus, die Brandenburg-Preußen den orthodoxen Universitäten Kursachsens in Leipzig und Wittenberg entgegengestellt hatte. Der ehrwürdige Breithaupt bemühte sich sicher mit gewissenhaftem Eifer, den drei wichtigen Ämtern, die er gleichzeitig verwaltete, der Halle'schen Professur, der Generalsuperintendentur und dem Vorsteheramt in Kloster Bergen gleicherweise gerecht zu werden. Hier aber konnte er selbstverständlich nur zeitweise sein, und was man auch von seinen Verdiensten um Hebung des Kirchen- und Schulwesens im Magdeburgischen rühmt, die Thatsache steht fest, daß sich Kloster Bergen bei Steinmetz's Amtsantritt nicht im besten Zustande befand.

Die Zahl der Zöglinge war bis auf etwa zwanzig gesunken, und dieser geringen Frequenz entsprachen durchaus die äußeren und innern Verhältnisse der Anstalt.

Vor Allem waren Bauten nöthig, und bauen und äußerlich organisiren war seit seinen Teschener Tagen Steinmetz

nichts Ungewohntes. In dem sofort begonnenen Neubau für Unterrichts- und Wohnräume fehlten neben trefflichen Bibliotheksälen das für die pietistische Pädagogik charakteristische Naturalienkabinet und der Modellsaal nicht.

Nächst den Gebäuden und Lehrmitteln galten seine Bemühungen der Beschaffung tüchtiger Lehrer. „Die Jugend, welche uns anvertrauet wird, dahin anzuführen, daß sie in Christo eines ewigen Heils theilhaftig werde, bleibt billig, wie es auf allen christlichen Schulen sein sollte, auch hiesigen Orts die Hauptabsicht aller an dieselben zu wendenden Bemühungen" — so steht an der Spitze der Nachrichten vom Pädagogium zu Kloster Bergen, die Steinmetz im Jahre 1744 und 1752 d. h. zur Zeit seiner höchsten Blüthe veröffentlichte.[29]) So tief er selbst durchdrungen war von der Wichtigkeit dieser höchsten Aufgabe aller Erziehung, so gewiß war ihm bei der Berufung eines Lehrers die Herzensstellung desselben, und seine Befähigung zur Lösung jener Aufgabe die erste Frage. Aber er wußte auch, daß Gottseligkeit, wenn auch zu allen Dingen nütze, doch nicht alle Dinge ersetzt; und so sehr ihm seine mannigfachen Verbindungen in Nord- und Süddeutschland und namentlich mit dem eigentlichen Seminar frommer und zugleich technisch wohl geschulter Pädagogen, mit Halle, die Auffindung geeigneter Lehrer erleichterte, so stellte er doch, wie ausdrücklich berichtet wird, nie einen an, den er nicht zuvor persönlich kennen gelernt und von dessen Lehrgeschick er sich nicht mit eignen Augen und Ohren überzeugt hatte.

Von den innern Einrichtungen des Pädagogiums geben uns die vorerwähnten Nachrichten und eine Reihe von Programmen, die zu den öffentlichen Prüfungen einladen, ergänzt durch zerstreute Bemerkungen früherer Schüler der

Anstalt, ein ziemlich anschauliches Bild, das die Familienähnlichkeit mit der pietistischen Musteranstalt in den Franke'schen Stiftungen, die sich von vornherein voraussetzen läßt, in der That nicht verleugnet.[30])

Die pietistische Pädagogik reagirte durchweg gegen die Alleinherrschaft der klassischen Sprachen in den höheren Schulen, und Kloster Bergen hatte um so mehr Grund, diese freiere Stellung einem alt überkommenen Lehrplan gegenüber festzuhalten, als manche seiner Schüler eine Vorbereitung nicht für die Universität, sondern für den unmittelbaren Eintritt in die Armee und Verwaltung suchten. Neben dem obligatorischen Unterricht im Deutschen und Lateinischen gab es einen fakultativen im Hebräischen, Griechischen und Französischen, ja sogar im Englischen und Italienischen. Obligatorisch war der Unterricht in den historischen und philosophischen Wissenschaften, zu welchen eine historische Einleitung in die Philosophie, Logik, Metaphysik, Physik und jus naturae gezählt wurden, und in den oratorischen, wohin man Orthographie, Periodologie, Epistolographie und Poesie rechnete. Daneben wurde aber auch Mathematik, Geographie, ja sogar das Nöthigste aus Genealogie und Heraldik gelehrt. Pietistisch enge erscheinen die Gesichtspunkte nicht, unter welchen dieser Lektionsplan aufgestellt ist, zumal unter den römischen Klassikern, die gelesen wurden, so gut wie heute neben Sallust, Livius, Tacitus und Cicero die Dichter Terenz, Virgil und Horaz figurirten, unter den französischen Schriftstellern auch einem d'Argens und Voltaire eine Stelle eingeräumt war, und einzelne Schüler wie Wieland die englischen Wochenschriften Addisons lesen durften, ja sogar in des Skeptikers Bayle historisch-kritischem Dictionnaire naschten.[31]) Einer Überlastung bei solcher Fülle von

Lehrgegenständen war durch die treffliche Unterscheidung facultativer und obligatorischer Lektionen vorgebeugt, mit welcher sich, wie es scheint, das Fachsystem — an Stelle des heutigen Klassensystems — verband.[32])

Wie viel Zeit lehrplanmäßig den von der pietistischen Methodik so nachdrücklich betonten Wiederholungen gewidmet wurde, und wie oft die in den pietistischen Schulen so beliebten öffentlichen Examina Statt fanden, geht aus den vorhandenen Nachrichten nicht hervor. In praesentia Abbatis et praeceptorum fand aber wöchentlich zweimal entweder ein actus oratorius statt, um „die Jugend in der Wohlanständigkeit, mündlich etwas vorzutragen, möglichst zu üben", oder ein Examen, in dem „theils der Methodus docentium theils die profectus discentium" geprüft und kritisirt wurden. Auf die seit Baco und Komenius in ihrer Bedeutung erkannte Anschaulichkeit des Unterrichts wurde ein besonderer Nachdruck gelegt, und zur Beschaffung von Anschauungsmitteln als Naturalien, Bildern, Modellen selbst große Kosten nicht gescheut.

In den öffentlichen Prüfungen, soweit wir sie aus den erhaltenen Programmen kennen, wechselten mit den deutschen und lateinischen nicht nur französische, sondern sogar italienische Reden ab, meist von abgehenden Schülern gehalten; und die Themata, welche sie abhandeln, sind so mannigfaltig, daß neben historischen und philosophischen naturgeschichtliche, mathematische und selbst solche aus der Fortifikationslehre nicht fehlen.

Die Beaufsichtigung der Schüler war eine überaus sorgfältige. „Soll die Unterweisung zur Seligkeit sowohl, als in den Wissenschaften heilsam von Statten gehen, so muß solche nothwendig durch gute Zucht und Aufsicht unterstützt

werden. Es ist zu dem Zwecke in dem hiesigen Kloster-Pädagogio die Verfassung gemacht, daß auf einer jeden Wohnstube der Scholaren ordentlich auch ein Präceptor mit befindlich sei, der die einem Jeglichen zugewiesenen Arbeiten dirigiere und nicht nur zu Hause, sondern auch bei dem nöthigen Ausgehen die Inspektion führe." Die Zucht aber war milde. Die Lehrer waren angewiesen, jeder Unordnung gegenüber vor Allem die „christlichen sowohl als vernünftigen Vorstellungen" der Liebe zu gebrauchen und erst wenn diese und wenn auch Warnungen, Bedrohungen vergeblich geblieben, eine „Realbestrafung vorzunehmen;" erwies sich auch eine solche fruchtlos, dann wurde der Scholar entlassen. „Insbesondere wird kein Scholar bei uns geduldet, der sich als einen freventlichen beharrlichen Verächter Gottes unseres Heilands, seines Worts und der heiligen Sakramente zu bezeugen erkühnen sollte. Es wird das nicht ohne Ursache erinnert; denn wer uns die Freiheit dazu nicht lassen will, der wird wohl thun, wenn er uns mit seinen Kindern verschont" — erklärt bestimmt jener Schulbericht.

Lassen diese Worte allerdings den festen Willen erkennen, das Ziel des Gesammtunterrichts und der Gesammterziehung „lebendige Erkenntnis Gottes und rechtschaffenes Christenthum," wie Franke gesagt, im Detail der Schul- und Erziehungspraxis keinen Augenblick außer Augen zu setzen, so wäre doch der hieran sich leicht anschließende Verdacht unbegründet, daß man zu diesem Ziele jene verkehrten Wege eingeschlagen, die mit mehr oder weniger Grund für Irrwege pietistischer Pädagogik ausgegeben zu werden pflegen. Zu diesen Verirrungen wäre vor Allem die auch Steinmetz und seiner Anstalt zum Vorwurf gemachte maßlose Häufung von religiösen Unterrichtsstunden im Lehrplan und von Andachtsübungen in der

Tagesordnung zu rechnen. Dieser Vorwurf aber, den schon die kleine Geschichte Kloster Bergens von 1812 zurückweist, wird durch den uns vorliegenden „Entwurf der täglichen Lektionen, Privatarbeiten und Recreationen" einfach widerlegt. Da beginnt und schließt zwar jeder Tag mit einer Andacht, aber sie darf Morgens nicht länger als eine halbe, Abends nicht länger als eine viertel Stunde währen. Der Lektionsplan weist dem Religionsunterricht durch alle Klassen nicht mehr als drei Stunden zu. Am Sonntage sind die Schüler nur zur Theilnahme an dem öffentlichen Vor- und Nachmittagsgottesdienste verpflichtet; freilich sollen sie auf ihren Stuben keine anderen Bücher als „die heilige Schrift und was sonst zur Erbauung ihrer Seelen dienen kann" vornehmen. Die Theilnahme an den Bibelstunden des Abts, die Sonnabends und Sonntags in den späten Nachmittagsstunden statt fanden (s. u.), ist der freien Entschließung der Schüler anheim gegeben.

Nur auf diese Bibelstunden kann sich das Urtheil Wielands, der von 1747 bis 49 der Anstalt angehörte, beziehen: „Steinmetz war bis zur Schwärmerei devot, er plauderte in den Betstunden zwei Stunden lang seinen Unsinn her" und das eines andern zwischen 1752 und 56 in Kloster Bergen erzogenen und jedenfalls Wieland gesinnungsgleichen Mannes: „Es herrschte damals zwar im Kloster Bergen der frömmelnde Ton, der auch im Halle'schen Waisenhause eingeführt war; ich kann aber nicht sagen, daß er auf die Wissenschaft und den Unterricht einen nachtheiligen Einfluß gehabt hätte. Wenn ich die vielen Betstunden, die besonders an Sonntagen zu überhäuft waren, und die man besuchen mußte, ausnehme, so ward Keinem hierin irgend ein Zwang aufgedrungen. Ich weiß es vielmehr aus manchen Äuße-

rungen, daß der brave Abt Steinmetz, der wahre Frömmigkeit mit Weltkenntnis und Weltklugheit verband, die Kopfhängerei, wie sie Manche, die sich einschmeicheln wollten, annahmen, nicht leiden konnte."[33])

Da die Gottesdienste damaliger Zeit länger währten, als unsere heutigen, so konnten wohl die zu Kloster Bergen verlebten Sonntage in der Erinnerung mancher Schüler als eine Quälerei mit Andachtsübungen fortleben, zumal wenn sie den letzteren so wenig innere Neigung entgegenbrachten, wie Wieland und seines Gleichen. Aber das Tagebuch des Wernigeröder Hofpredigers Lau, der 1738 einen Sonntag in Kloster Bergen zubrachte, beweist, daß an diesem Sonntage außer der Theilnahme an einem Predigtgottesdienste Vormittags nur die an einer katechetischen Unterredung Nachmittags für alle Schüler obligatorisch war, und das war zu jener Zeit, in der die Sitte zweimaligen Kirchenbesuchs am Sonntage noch ganz fest stand, gar nichts Auffallendes.

Übrigens dachte Steinmetz nicht daran, von diesen Gottesdiensten allein die „Unterweisung zur Seligkeit" und die „Anleitung zum rechtschaffenen Christenthum" zu erwarten, auf die es ihm ankam. Dazu verlangte er vielmehr die speciellste Seelsorge an jedem einzelnen Schüler, und deshalb waren „die Präceptoren verbunden, an einem Jeglichen bei aller Gelegenheit und mit allem nur ersinnlichen Fleiß dahin zu arbeiten, daß sein Herz zu einer wahren Hochachtung der göttlich geoffenbarten Religion gebracht, Christo seinem Heilande zugeführt und im Glauben an denselben gegründet werde." Steinmetz selbst aber übte diese Seelsorge mit der größten Treue, namentlich an den Konfirmanden. „Man konnte nicht ohne die innigste Bewegung ansehen, wie herzlich er zu ihnen redete, wie dringend er

ihnen das Heil in Christo anpries und mit was für Bewegungen seines Herzens er sich mit ihnen auf die Knie warf und für sie auf das Flehentlichste betete."

Daß er auch bei dieser Seelsorge an Knaben und Jünglingen die Bekehrung derselben im Auge hatte, die Vertiefung ihres naiven Christenthums zu einem vollbewußten und entschiedenen Bruche mit der Sünde und einer aus innerstem Heilsbedürfnis entspringenden gläubigen Hingabe an Christum, versteht sich von selbst. Und wenn es in dem eben erwähnten Tagebuche heißt, daß Steinmetz etwa die Hälfte seiner Scholaren für bekehrte oder innerlich angefaßte halte, und daß in den katechetischen Predigtwiederholungen Sonntags besonders die erweckten Schüler über das Rechenschaft geben mußten, was sie an diesem Tage für ihre Seele gesammelt, so liegt allerdings der Verdacht nahe, daß die methodistisch gefärbte Anschauung von der Bekehrung, wie sie sich in des Abts Schriften unzweifelhaft findet, doch nicht ohne Einfluß auf seine pädagogische Praxis gewesen.

Dem widersprechen aber nicht bloß geradezu gewisse Äußerungen seiner Schüler und das Urtheil des Verfassers jener Kloster-Bergenschen Geschichte von 1812, dessen persönliche Erinnerungen bis dicht an die Zeit Steinmetz's zurückreichen; dem ist namentlich auch ein Wort J. Fr. Haehns gegenüber zu stellen, eines Mannes, der lange Jahre zu Bergen in einer höheren Lehrerstelle unter Steinmetz arbeitete und auf dessen ausdrücklichen Wunsch sein Nachfolger wurde, der in der Hauptsache gewiß eines Sinnes mit Steinmetz war, aber in jener Geschichte des Klosters als enger pietistisch gezeichnet wird, wie er. In den Konferenzprotokollen der Francke'schen Stiftungen, wo Haehn als zufällig anwesender Gast an einer Konferenz Theil nahm, antwortet er auf die zur Verhandlung stehende Frage: „Wie

neigt man die Kinderherzen am besten zur Gottseligkeit?" nicht mit einer Empfehlung gehäufter Religionsstunden und Andachtsübungen oder gar gewisser einem Kinderherzen gegenüber besonders wirksamer Angriffsmethoden. Er will vielmehr, daß der Lehrer, um seine Schüler zur Gottseligkeit zu erziehen, vor Allem sie merken lasse, wie lieb er selbst sie habe und wie er sie betend auf seinem Herzen trage.[34])

Auch in der Auswahl der Leibesübungen und der „Gemüthsvergnügungen", wie sie der Schulbericht nennt, folgte Steinmetz nicht der allerengsten pietistischen Schablone. Daß er die durch Unfläthigkeiten aller Art berüchtigte landläufige Komödie der vorlessing'schen Zeit als erlaubte Erholung, geschweige denn als Bildungsmittel für die Jugend, nicht gelten ließ, wird ihm Niemand verargen. Aber mit gleicher Entschiedenheit verwarf er den von Spener noch zugelassenen Tanzunterricht, und wie ernstlich gemeint diese Verwerfung war und wie wenig er sich in Gewissenssachen auf ein Nachgeben wider bessere Überzeugung verstand, auch nicht den Großen dieser Erde gegenüber, beweist folgende Geschichte.[35])

Friedrich der Große hatte wie sein Vater, der entschiedene Gönner der halle'schen Pietisten, ein lebhaftes Interesse an dem Aufblühen des Pädagogiums in Kloster Bergen. Einst besuchte er die Anstalt, und wenn auch im Ganzen Lehrer und Schüler einen guten Eindruck auf ihn machten, so fand er doch den Gang der letzteren zu plump und verlangte von Steinmetz, daß er für sie einen Tanzmeister anstelle.

Steinmetz ehrte das Gebot seines Königs; aber ein höheres Gebot machte ihm die Einreihung des Tanzunterrichts unter die Bildungsmittel der ihm anvertrauten Anstalt zur Unmöglichkeit.

Als im nächsten Jahre der König, begleitet vom alten Dessauer, dieselbe wieder besuchte, fragte er nach dem Maitre, und Steinmetz antwortete in aller Ehrerbietung: „Ich habe keinen angeschafft und werde so lange keinen anschaffen, als es Ew. Majestät gefällt, mich in meinem Amte zu lassen. Ein Tanzmeister in einer Schule ist wider mein Gewissen.“ Unwillig drehte ihm der König den Rücken. Der Fürst von Dessau aber, des Königs Zorn bemerkend, sagte besänftigend: „Majestät, lassen Sie diesen alten ehrlichen Mann; es werden wenige Siege Ew. Majestät sein, die er nicht auf den Knieen für Sie erbeten hätte. Mir hat er einmal in einer Predigt so bange in meinem Herzen gemacht, daß ich's mein Leben lang nicht vergessen werde.“[36])

In der preußischen Armee gab es, wie ausdrücklich bezeugt wird, während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Menge verdienstvoller Offiziere, die ehedem in Bergen unter Steinmetz erzogen waren, und man darf mit gutem Grund annehmen, daß ein großer Theil jener preußischen Offiziere, welche die Schlachten der schlesischen Kriege schlugen, pietistischen Hauslehrern und Lehrern ihre Erziehung und Bildung verdankten. Diese Helden von Hohenfriedberg, Leuthen und Roßbach hatten dem Könige wohl damals schon den Beweis geliefert, daß man auch ohne Komödien und Tanzmeister Großes für König und Vaterland leisten könne.

Übrigens — und das ist ein schönes Zeichen für die Willigkeit des Abts, den Wünschen seines Königs, soweit er es ohne Beschwerung des eignen Gewissens konnte, nachzukommen — existirte nach dem Schulberichte von 1752 ein Maitre in Kloster Bergen, freilich nicht um Tanzunterricht zu ertheilen, sondern um den Schülern „die gehörige Stellung des Leibes,

ein geschicktes Kompliment und was sonst im Umgang mit wohlgesitteten Leuten erfordert wird," beizubringen.

Unter den Vergnügungen der Schüler war das in Halle verbotene Ballspiel wie jede „gemäßigte Motion" gestattet. Im Allgemeinen aber hatte „man es lieber, wenn die Schüler sich zu allerhand mechanischen Übungen als z. B. zu Drechseln, Glasschneiden, Tischlerarbeiten anführen ließen, weil sie dabei eben denselben Vortheil für Leib und Gemüth, als bei andern Bewegungsarten haben und doch zugleich etwas Nützliches vornehmen und auf's Künftige erlernen." —

Rasch blühte die Anstalt unter Steinmetz's Leitung auf. Mit zwanzig Schülern hatte er 1732 angefangen; 1738 zählte sie schon sechzig, und bald stieg ihre Zahl auf Einhundertundfünfzig. Seine Zeitgenossen rechneten ihn zu den Ersten auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens. Dankbar rühmten seine Verdienste Lehrer und Schüler. Keiner von jenen war eher zu einem Urtheil über ihn befähigt, als sein langjähriger Mitarbeiter und nachheriger Nachfolger, der vorerwähnte J. Fr. Haehn, ein Schulmann, der wie Steinmetz einen Namen in der Geschichte der Pädagogik hat.[38]) Er schreibt von diesem: „Er war überzeugt, das wahre Wohl des Staats, der Kirche und des gemeinen Wesens könne nicht leicht anders als durch wohl eingerichtete Schulen befördert werden. Er besaß die tiefsten Einsichten in das Schulwesen; er machte aber davon nicht viele Projekte, nein, er legte mit ganzem Ernste Hand an die Sache, arbeitete Tag und Nacht mit unermüdlichem Eifer an der Verbesserung der Klosterschule, und es gelang ihm unter göttlichem Gnadenbeistande vortrefflich. Es ist bekannt, zu welchem Flor, Ruf und Namen das Pädagogium unter diesem Abt gekommen ist. Außer der dringenden Liebe Jesu,

welche ihm die allermühseligsten Verrichtungen leicht und vergnüglich machte, bewegte ihn vornehmlich die unaussprechlich große Liebe zu jungen Leuten, zumal wo er ein gutes Talent von Gemüths- und Seelenkräften bemerkte." Ein Echo findet dieses Urtheil in der genannten Geschichte des Klosters, in der Steinmetz geradezu neben Francke gestellt wird; er habe zwar nicht wie Andere über Pädagogik geschrieben, dafür als Pädagoge desto bessere Muster gegeben.

Unter den nachmals bekannt gewordenen Schülern Steinmetz's nennen wir außer dem schon erwähnten Wieland, der aus dem fernen Schwaben kam, um in Kloster Bergen seine Vorbildung für die Akademie zu vollenden, den berühmten Kirchenhistoriker Schrökh, der aus Wien dorthin kam, Adelung, den Sprachforscher und Grammatiker, und Steinbart den Philosophen; Namen, die freilich auch beweisen, daß der Grund, den Bergen im Herzen seiner Schüler gelegt, nicht allezeit den mächtigen Wogen der bald tonangebenden zeitbeherrschenden Aufklärung erfolgreichen Widerstand leistete.

Aber selbst der kraß-rationalistische Steinbart schreibt von seinem ehemaligen Lehrer: „Der ehrwürdige Steinmetz, den ich nie ohne dankbare Hochachtung nennen werde, hatte meinem Vater aus Freundschaft die Pension zur Hälfte erlassen und dafür mich unter diejenigen aufgenommen, welche ihm in den Abendstunden wöchentlich einmal vorlesen mußten. Aber selten ließ er mich vorlesen, sondern wandte die dazu angesetzten Stunden, weil ihm meine Bestimmung zum Vorsteher einer öffentlichen Erziehungsanstalt bekannt war, größtentheils dazu an, mich über das Schulwesen überhaupt und insonderheit über die Pflichten und Klugheitsregeln bei der Direktion einer öffentlichen Anstalt zu unterweisen. Diesem bekanntlich großen und erfahrenen Schulmanne habe

ich die ersten Erweckungen zu dem allgemeinen Vorsatz, mich den Erziehungsgeschäften überhaupt und ins Große zu widmen, zu verdanken."[39])

Zum Schluß ein Wort tiefster pädagogischer Weisheit, das den Nagel auf den Kopf trifft und sich unseres Wissens als ein Steinmetz'sches in mündlicher Überlieferung erhalten hat: „Erzieharbeit ist Kniearbeit."

Steinmetz Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg.

Nicht reichhaltiger als die Nachrichten über sein Wirken als Abt in der Klosterschule sind die über sein Schalten und Walten als Generalsuperintendent in den Gemeinden des ihm anvertrauten Sprengels, des Herzogthums Magdeburg.

Um die Einführung regelmäßiger Katechisationen in den Gemeinden und regelmäßiger Visitationen ihrer Pastoren hatte sich schon Breithaupt redlich bemüht, hatte auch die letzteren mündlich und schriftlich nach Kräften fleißig berathen. Auf dieser Bahn ging Steinmetz gewissenhaft weiter und war bald in Wahrheit ein Seelsorger der ihm unterstellten Geistlichkeit.

Um mit den Geistlichen Magdeburgs und der nächsten Umgegend den hier möglichen, lebendigen und regelmäßigen Verkehr zu haben, richtete er für die Winterhalbjahre, wahrscheinlich weil er in der besseren Jahreszeit als Visitator zu oft von Kloster Bergen fern war, Pastoralkonferenzen ein. Jeden Montag sammelten sich im Kloster die Geistlichen jenes nächsten Bezirks, um unter seiner Leitung „über die

nöthigsten zur gesegneten Führung des Amts dienenden Wahrheiten" zu verhandeln. Mit Gesang, Gebet und Verlesung des nachher zu besprechenden Textes begann die Konferenz und schloß mit Fürbitte und Danksagung. Über die Verhandlungen wurden Protokolle geführt, und aus diesen entstand eine der ältesten Zeitschriften für praktische Theologie, die Theologia pastoralis practica, in regelmäßigen Folgen von 1737 bis 59 unter Steinmetz's Leitung veröffentlicht. Biographieen bedeutender Geistlicher, namentlich auch jüngst verstorbener, Abhandlungen über Fragen der pastoralen Praxis, Anzeigen neuer Bücher, auch ein Protokoll über eine Lehrerkonferenz, wohl eines der ersten, die überhaupt im Druck existiren, bilden den mannigfaltigen dieser für die Kirchengeschichte ihrer Zeit so werthvollen Pastoralblätter. Unter den dogmatischen und ethischen Fragen, die hier vom pastoraltheologischen Gesichtspunkte aus behandelt werden, fehlt — charakteristisch für die Zeitstimmung — die nach dem Verhältnis subjektiver Heilsgewißheit zu objektiver Rechtfertigung nicht; auch nicht die nach dem Recht der Kirchlein in der Kirche und nach der sittlichen Werthbestimmung der sogenannten Mitteldinge.

Tüchtige auf dem rechten Grunde stehende Theologen in die Pfarrämter des Herzogthums zu bringen, war seine wie seines Vorgängers vornehmste Sorge. Das Vertrauen, das ihm bald die Kirchenpatrone schenkten, einerseits und anderseits seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Universitätslehrern und angesehenen Geistlichen, unterstützten ihn bei diesem Bemühen. In der Leitung der Geistlichen verurtheilte und bekämpfte er offen und entschieden, was er als unverträglich ansah mit dem heiligen Amt und als ein Hindernis für das Reich Gottes; und eine ungewöhnliche Gabe, die

Geister zu unterscheiden, machte es ihm möglich, nicht allein der offenbaren Unwürdigkeit und dem öffentlichen Ärgernis, sondern auch der unter gleißendem Mantel versteckten Unlauterkeit entgegen zu treten. Daß er mit diesem Ernst nicht Allen und Jedem gefiel und so zu dem reichen Maß dankbarer Anerkennung auch ein gutes Theil Lästerungen und Verleumdungen hinnehmen mußte, versteht sich von selbst. Er, der die Teschener Kämpfe hinter sich hatte, erwartete es sicher nicht anders und wußte „menschliche Tage" recht zu würdigen. Allem separatistischem Wesen war er wie die ihm eng verbundenen Hallenser pietistischen Kreise von ganzem Herzen abgeneigt. Er „wich den falschen und sectirerischen Geistern nicht ein Haar breit, sondern blieb unbeweglich auf dem Grunde der Wahrheit nach dem Worte Gottes, das allein gewiß ist und lehren kann." Mit den Herrnhutern, die sich in seiner Nähe, in der Grafschaft Barby, ansiedelten, wollte er Nichts zu thun haben.

Den Schulen seiner Diöcese widmete er als echter Pietist ein besonderes Maß eifriger Fürsorge. Dabei überzeugte er sich, daß alle Bemühungen um Hebung der Volksschulen, wie sie, seitdem Pietisten die höchsten Kirchenämter und pietistisch gesinnte Männer auch hohe Staatsämter in Preußen bekleideten, namentlich auch der preußischen Regierung am Herzen lag, doch vergeblich sein würden, so lange diese Schulen nicht von tüchtigen für ihren Beruf gründlich vorbereiteten Lehrern, vielmehr in herkömmlicher Weise von verdorbenen Lateinschülern, verkommenen Studenten und Kandidaten, früheren Soldaten, im besten Falle von ehrsamen Handwerkern geleitet wären. Und da an Gründung selbstständiger Seminarien auf Staatskosten vorläufig nicht zu denken war, so folgte er dem Beispiel Francke's, der auf

eigene Hand in seinem Waisenhaus Volksschullehrer ausgebildet hatte, und errichtete im Kloster Bergen ein Lehrerseminar für Volksschulen, freilich eins der allerdürftigsten Art. Man hat die ganze Misère des damaligen Volksschulwesens vor sich, wenn man hört, wie er Handwerksgesellen, die in Magdeburg reichlich zu finden waren, jedenfalls aber erweckte und fromme, als Bediente für die meist den höheren Ständen angehörigen Scholaren des Klosters zu gewinnen suchte und sie in dieser Stellung, die ihnen des Lebens Nahrung und Nothdurft verschaffte und Zeit genug zum Lernen ließ, zu Lehrern ausbildete. Das war das erste Magdeburgische Volksschullehrerseminar, dessen Bildungsziele die seine Gründung genehmigende Kabinetsordre vom Jahre 1736 dahin definirt, daß die Seminaristen, wenn sie als Schulmeister angestellt werden sollen, im Lesen, Schreiben, Rechnen, wenigstens was die vier Spezies anbetrifft, recht fertig, vor Allem aber im Stande sein sollen, der Jugend prima principia christiana beizubringen.

Aber auch zu einem Predigerseminar — und von diesem war bisher jede Kunde untergegangen — wußte Steinmetz die Einkünfte des Klosters nutzbar zu machen. In einem bald zu erwähnenden handschriftlichen Berichte, wo er von den Diensten redet, welche das Kloster mit seinen nun wieder „Gottlob in guten Stand" gebrachten Finanzen dem Lande leiste, erwähnt er außer den 2400 Rthlr. jährlicher Abgaben und „außer der Schule" auch die Unterhaltung von vierzehn Studiosen der Theologie, die hier zum Predigtamt vorbereitet würden. Jedenfalls waren das die Präceptoren, die den einzelnen Schülerstuben vorstanden, und für die es in der Anstalt unter der Leitung eines Generalsuperintendenten und eines Mannes wie Steinmetz Gelegenheit genug gab,

für „die nützliche Führung des Predigtamts" theoretisch und praktisch zu lernen.

Echt pietistisch war Steinmetz's Sorge für Kirchenlied und Kirchengesang in seiner Diöcese.

Noch immer giebt es Leute, welche meinen, sauertöpfische Kopfhängerei sei vor Allem das charakteristische Kennzeichen der Pietisten gewesen. Etliche immer wieder erzählte Geschichten von forcirten Bußkämpfen tragen hieran Schuld. Aber nach pietistischer Anschauung war der Bußkampf erst der Weg zum vollbürtigen Christenthum. Zu diesem gehörte eine Heilsgewißheit, die das Herz mit seliger Freude erfüllt und den Mund zu Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern öffnet. Darum war Singen und Beten das Lebenselement der „rechtschaffenen" Frommen und spielte auch in ihrem geselligen Verkehr eine große Rolle. Und Dankgebete und Loblieder fehlten ihrer Andacht nicht. Lieder, wie „Lobe den Herrn, o meine Seele" (Herrnschmidt), „Dir, dir Jehova will ich singen" und „Halleluja, Lob, Preis und Ehre" (Crasselius), „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" (C. Schade), „O, daß ich tausend Zungen hätte" (Mentzer) gehören doch zu dem Grundstock von Lob- und Dankliedern, die heute noch die Gemeinde singt, und sind doch nur die schönsten von zahllosen pietistischen Liedern gleichen Inhalts.

Die Neigung fast aller hervorragenden Pietisten zur geistlichen Dichtkunst, ihr Eifer, neue Gesangbücher zusammenzustellen und zu verbreiten, ihre Gewohnheit, in erbaulicher Rede geistliche Lieder auszulegen, stammt aus jener gesangesfreudigen Grundstimmung ihres Herzens. Und neben den vielen werthlosen Gesangbüchern, die sie herausgegeben, verdanken ihnen doch auch solche ihre Entstehung, die wir zu den besten vergangener Zeiten zählen; neben zahllosen

Reimereien, die mit Recht vergessen sind, findet sich unter den pietistischen Liedern ein Schatz wahrer Perlen geistlicher Dichtung, Lieder, welche die Gemeinde nie zu singen aufhören wird. Wir nennen von ihnen außer den angeführten nur etliche, die dem Vertrauen auf Gottes Leiten, der Ergebung in Gottes Willen Ausdruck geben, wie: Meine Seel' ist stille (Schade); Mein Herz gieb dich zufrieden (Freylinghausen); Gott will's machen (Herrnschmidt); Wie Gott mich führt, so will ich gehn (Gedicke); Meine Seele senket sich (Winkler); Was Gott thut, das ist wohl gethan (Rodigast).

Auch Steinmetz hat 1736 ein „Kirchen- und Schulgesangbuch für das Herzogthum Magdeburg" herausgegeben. Bis zu seinem Tode erlebte es drei neue Auflagen und noch 1836 ist es in sechster neu gedruckt. Es umfaßt nicht weniger als 1060 Gesänge, unter ihnen recht viele werthlose. Steinmetz erkennt in seiner Vorrede die Vorzüge der alten Kernlieder ausdrücklich an, macht sie im Druck durch besondere Zeichen kenntlich und hält sie zum Gebrauch im öffentlichen Gottesdienst vor allen andern geeignet. Trotzdem hat er viele andere daneben drucken lassen, die einen Platz im Gesangbuch der Gemeinde überhaupt nicht verdienen; eine Geschmacklosigkeit, die uns allerdings verständlicher wird, wenn wir seine eignen schwachen poetischen Produktionen kennen.[40]) —

Nach einer Andeutung Stisser's, des Klosterpfarrers in Bergen, der nach Steinmetz's Tode mit der Leichenrede seinen Lebenslauf veröffentlichte — die einzige biographische Skizze, die uns des Abts Leben in dürftigen Zügen wiedergiebt — nahm dieser auf den Reisen durch seinen Sprengel jede Gelegenheit wahr, seinen Diöcesanen auch als Prediger das Evangelium zu verkündigen. Eine eigene Kanzel besaß

er als Abt und Generalsuperintendent nicht. In der Kloster-kirche predigte der Parochus des Klosters.

Darum stammen seine im Druck oder handschriftlich erhaltenen Predigten ausnahmlos aus einer vor seiner Wirksamkeit in Bergen liegenden Zeit. Die im Manuscript erhaltenen sind kürzer als die gedruckten, und da Steinmetz wie Francke in der Regel nicht schriftlich conzipirte, so erscheint die Annahme berechtigt, daß die Länge der letzteren auf Rechnung der nachherigen schriftlichen Ausarbeitung kommt. Was ihre Form anbetrifft, so leiden sie mehr oder weniger an der zu ihrer Zeit beliebten Breite. Trotzdem rühmt ein Zuhörer von ihnen, wie sie sich „eben so von einem schwulstigen gezwungenen, als niederträchtigen, verächtlichen Ausdruck“ fern gehalten und auch über die erhabensten Wahrheiten so faßlich geredet, daß es auch dem schwächsten Verstande leicht geworden, zu folgen. Denn weil der ungeübte Verstand nicht in ruheloser Thätigkeit fortzudenken vermöge, so habe Steinmetz zur rechten Zeit seine Gedanken auszudehnen gewußt und so dem arbeitenden Gemüthe des Zuhörers eine Pause verschafft, sich zu recreiren. Und da das Gedächtnis vieler Hörenden kurz und die vorhergehenden Wahrheiten sich ihnen verdunkelten, ehe der Prediger zur letzten Folgerung komme, so habe Steinmetz seine Hauptsätze so geschickt zu wiederholen und am gehörigen Ort wieder anklingen zu lassen verstanden, daß man am Schluß „gleichsam den ganzen lieblichen Akkord der vorgetragenen Sätze auf einmal zu hören“ bekommen.[41])

Was den Inhalt dieser Predigten anlangt, so stimmt Steinmetz ausdrücklich der homiletischen Regel der Hallenser zu, daß jede Predigt den ganzen Heilsweg und nicht nur ein Stück desselben geben müsse. Handle es sich auch zunächst

nur um ein Stück, so müsse dasselbe doch so gezeigt werden, daß der Zuhörer zugleich das Ganze kennen lerne. Und da ihm das Ziel des Heilswegs die Bekehrung, so ist sie, wenn auch nicht das ausgesprochene Thema aller seiner Predigten, so doch ihr überall deutlich erkennbarer Zweck.

Daß das seinen wie den meisten Predigten des zeitgenössischen Pietismus eine gewisse Monotonie giebt, versteht sich von selbst.

Obwohl nicht Klosterprediger wurde Steinmetz doch bald nach seinem Amtsantritt in Bergen veranlaßt, hier regelmäßig vor einer größeren Gemeinde Gottes Wort auszulegen. Im Verkehr mit Gästen, „redlich gesinnten Herrschaften und gut gesinnten Freunden aus Magdeburg", die sich eines Tages im Kloster eingefunden, hatte er, als sich das Gespräch auf geistliche Dinge gelenkt, so erwecklich gesprochen, daß die Anwesenden dringend baten, ihnen die Möglichkeit zu einem regelmäßigen Hören seines erbaulichen Vortrags zu eröffnen. Das war der Anlaß und Anfang jener berühmten Erbauungsstunden, die Steinmetz fast dreißig Jahre hindurch an den Sonnabends- und Sonntagsnachmittagen in Kloster Bergen hielt und für die er, durch freiwillige Gaben dazu in Stand gesetzt, einen Saal baute, der die Scharen von Zuhörern, die aus Stadt und Land zu diesen Vorträgen sich drängten, zu fassen vermochte. Die im Druck uns aufbewahrten Steinmetz'schen Betrachtungen über das Evangelium von den zehn Jungfrauen, über das Lied: „Fort, fort mein Herz zum Himmel", über „die Seligkeit eines Christen auf dem Wege des Glaubens nach Psalm 1", über „das Gnadengeschäft Jesu des guten Hirten beim Tode seiner Gläubigen nach Psalm 23", über „die Versiegelung der Gläubigen nach Eph. 4, 30"; die Passionsbetrachtungen

Steinmetz's über einige Verse des 5. Kapitels des Hohen Liedes sind Veröffentlichungen aus diesen Erbauungsstunden, in denen aber auch ganze biblische Bücher erklärt wurden.

Übrigens ist es charakteristisch für ihre Zeit, daß auch diese harmlosen „Betstunden" wie sie Steinmetz selber nennt, und obgleich sie vom Generalsuperintendenten gehalten wurden, nicht unangefochten blieben. Es existirt handschriftlich ein Bericht über dieselben aus Steinmetz's eigener Feder, der offenbar erhobene Beschuldigungen zurückweist.[42]) „Mit den Betstunden hat es folgende Bewandnis", heißt es da; „ich hatte außer denselben gar keine Gelegenheit, die geringe Gabe, die mir Gott zum Vortrage seines Worts verliehen, anzuwenden, weil ich sonst nicht zu predigen habe. — Sie werden zu einer Stunde nach Mittag gehalten, da alle Kirchen geendigt und die Leute ihre Zeit sonst mit unnützen Belustigungen verderben würden. Man wollte sie gern in der Kirche halten; es ist aber bei dem Kloster nur eine kleine Kapelle, die bloß die Domestiquen fasset. Gott hat sie an Vielen gesegnet, auch manchen Separatisten dadurch dahin gebracht, daß er wieder zur Kirche gegangen. Sie thun also den Kirchen keinen Abbruch, welche, wo rechtschaffene Prediger sind, auch jetzt mehr als sonst besucht werden". —

Wie oben angedeutet war Steinmetz durch die Überlastung mit andern Amtsgeschäften in Töppliwoda und Teschen gezwungen gewesen, von einer wörtlichen und schriftlichen Conception der Predigt abzusehen und nach fleißiger Meditation den Ausdruck seiner Gedanken der freien Produktion des Augenblicks zu überlassen. Dieser freie Vortrag scheint die Redeform gewesen zu sein, in der sich die ganze Fülle

seines Schriftverständnisses und seiner Erfahrung am lebendigsten, fesselndsten und anfassendsten mittheilte.

„Was Gott für einen ausnehmenden und ausgebreiteten Segen auf die Verkündigung des Evangeliums durch den seligen Abt in diesen Erbaungsstunden gelegt," schreibt Einer, der sie besucht, „ist zwar hier schon an manchen Exempeln zum Preise seiner Gnade offenbar worden; allein der größte und herrlichste Segen wird erst in jener seligen Ewigkeit recht bekannt werden. Steinmetz wurde in diesen Stunden mit einer solchen Gotteskraft angethan, daß Menschenkräfte von Natur dazu nimmer hätten ausreichen können. Er redete durch Christi Kraft gewaltig und drang mit der Macht des Evangeliums und der Kraft des Gesetzes so an und in die Herzen der Zuhörer, daß sie, wenn sie dem Worte auch nicht gehorsam wurden, doch gestehen mußten, es sei Gottes und nicht der Menschen Wort, das ihnen gepredigt werde."

Hochgestellte Beamte, Offiziere, angesehene Bürger, daneben aber kleine Leute, Handwerker, gemeine Soldaten aus Magdeburg und Umgegend füllten dicht gedrängt den Saal, in dem die Bibelstunden gehalten wurden. Von der Macht seines Worts wußte Mancher zu erzählen, der nur aus Neugierde und mit den schlimmsten Vorurtheilen gegen den pietistischen Abt gekommen war und in den Tiefen seines Herzens ergriffen mit dem festen Vorsatze hinwegging, regelmäßig wieder zu kommen.

Eine Vorstellung von der mächtigen Wirkung dieser Vorträge kann uns die Thatsache geben, daß vor Kurzem noch im Munde alter Leute, meist geringen Standes, in Magdeburg und der Umgegend der Name des Abts Steinmetz als des Mannes fortlebte, dem ihre Großväter und Urgroßväter den Glauben verdankten.

Neben dieser Gemeinde im engeren Umkreise von Kloster Bergen und einer größeren in seiner Diöcese, hatte Steinmetz noch eine weit zerstreute in den verschiedensten Gegenden des evangelischen Deutschlands; das war der weite Kreis von Freunden, Bekannten, Gesinnungsgenossen, mit denen er regelmäßig oder gelegentlich korrespondirte. Von den vielen Briefen, in denen er ein von ihm erbetenes Urtheil in Fragen des Glaubens oder der kirchlichen Praxis abgab, liegt vor uns handschriftlich einer aus dem Jahre 1746 an den unten zu erwähnenden frommen Grafen zu Castell, der sich über die Wiederbringung aller Dinge äußert und für die Stellung des Halle'schen Pietismus zur Schrift und Kirchenlehre so charakteristisch ist, daß wir ihn hier ganz mittheilen.[43])

„Ew. Hoch-Reichsgräflichen Gnaden," schreibt Steinmetz, „verlangen meine Einsicht und Gedanken zu vernehmen über die Lehre von der sogenannten Wiederbringung aller Dinge. — Ich glaube doch wohl nicht, daß Sie selbsten einigen Geschmack daran finden. Denn Sie haben zu viel von der wahren Gnade der Versöhnung durch's Blut Christi erfahren, als daß Sie sich noch mit einer solchen unnützen Spekulation unterhalten könnten. Ich habe seit vielen Jahren wahrgenommen, daß sich nur solche Gemüther damit tragen und gerne darauf bringen lassen, die noch in der Ungewißheit schweben und vor ihr unausgeheiltes Herz ein Pflaster suchen, was ihnen etwa auf die künftige Ewigkeit einige Hoffnung ihrer Errettung machen könnte, deren sie gegenwärtig aus ihrer Schuld nicht versichert sind. Es hat diese Lehre

1. nicht den geringsten Grund in Gottes Wort, sondern alle Schriftstellen werden mit den Haaren dazu gezogen. Z. E. ein Hauptbeweis davon soll sich finden 1. Corinth.

15, 21—26. Allein der 21. Vers lautet eigentlich im Griechischen also: Wie alle diejenigen, die in Adam (natürlich gesinnet) sind, sterben, so werden alle diejenigen lebendig gemacht werden, die in Christo sind — welches vielmehr wider, als vor die Wiederbringung streitet. Durch den letzten Feind aber, nämlich den Tod, der nach Vers 26 aufgehoben werden soll, kann nach dem Zusammenhang die künftige Höllenstrafe nicht verstanden werden, sondern der leibliche Tod, dem die Gläubigen nicht unterworfen sind, solange bis Christus durch seine Zukunft Alles vollends zu seinen Füßen legt, was uns, den Seinen, nur noch einigermaßen entgegen stehet. Hiegegen zeiget

2. das unbetrügliche Wort Gottes, daß diejenigen, welche aus ihrer Schuld verloren gehen, in der künftigen Ewigkeit keine Errettung zu erwarten haben. Man nehme nur zum Exempel Mark. 9, 43—48, so wird man finden, daß sich's unser Heiland recht angelegen sein lassen, die Seelen vor dem Wahn von der Wiederbringung zu verwahren, in dem er daselbst zu dreien Malen mit großem Nachdruck wiederholet, daß denen, die sich nach Vers 43 nicht von ganzem Herzen in dieser Gnadenzeit zu ihm bekehren, ihr Wurm nicht sterbe und ihr Feuer nicht verlösche; und dergleichen Schriftworte findet man eine Menge. Wäre es denn nun wohl auch natürlich klug gehandelt, wenn man davon abgehen wollte? Hierzu kommt noch:

3. daß die Lehre von der Wiederbringung, wie ich selbst aus vielfältiger Erfahrung wahrgenommen, die schädlichsten Früchte in dem Herzen der armen Menschen hervorbringt und also kein guter Baum sein kann, den der Herr gepflanzt. Bei den Meisten unterhält sie die Nachlässigkeit im Christenthum, und hindert an dem so hochnöthigen Eilen, die Sache

der Ewigkeit auf einen recht gewissen Grund bei sich selbst zu bringen. Bei Andern verursachet es, zumal wenn es gegen das Ende kommt, wie ich es mit Augen gesehen, eine erstaunliche Verzweiflung. Indem sie ihnen nicht nur etwa einen Scheiterhaufen, sondern ganze Qual=Ewigkeiten vorstellen, die sie werden müssen durchpassiren, ehe sie zum Genuß der Seligkeit gelangen können. Ich geschweige,

4. daß dieser Wahn mit der ganzen Analogia fidei oder Glaubens=Ähnlichkeit streitet, und gedenke nur noch eines einigen Hauptgrundes, worauf sich die Vertheidiger dieser Lehre zu stützen pflegen. Sie meinen nämlich: daß sie damit die Liebe Gottes in Christo vortrefflich erhöheten. Allein es quillet solche vielmehr aus einer Feindschaft gegen Gott und Jesum, mit dessen unaufhörlichem Erbarmen, wie es uns in der heiligen Schrift vorgestellet wird, man nicht zufrieden ist, und dem unendlich treuen Sünderfreund gern auf den Hals wälzen wollte, daß der Menschen nicht noch mehrere selig werden, die doch alle bloß aus eigener Schuld und schändlicher Weigerung, die Gnade in Jesu Christo umsonst anzunehmen, verloren gehen. Kurz, wer als ein verdammter und verlorener Sünder oder, wie der Apostel saget, als ein Gottloser die Rechtfertigung aus Gnaden im Blute Jesu erlanget hat und durch den Geist Gottes sich darinnen bewahren lässet, der gestehet es seinem Gott und Heiland gerne zu, daß, wenn er ihn und solche Sünder, wie er ist, millionen Mal verdammte, so bliebe er dennoch ein verehrungswürdiger Gott. Er bleibet zu den Füßen seines Immanuels voll Verwunderung über der ihm wiederfahrenen Liebe, und seine Sache ist es, sich nur darinnen zu weiden. Darum hat er wenig Zeit noch Lust, viel darnach zu fragen, was der Herr mit seinen beharrlichen Rebellen machen wolle.

Ihm ist's auf ewig genug, daß er mit Freudigkeit seiner Seelen sagen könne: Auch mir, auch mir, dem größten Sünder unter allen Sündern und Rebellen, ist Barmherzigkeit wiederfahren!" —

Aus etlichen gedruckten Steinmetz'schen Briefen theilen wir folgenden auszüglich mit, der an eine angefochtene Christin gerichtet ist und füglich als eine Ergänzung des über die Apokatastasis Gesagten und als ein Übergang zum Folgenden betrachtet werden kann.[44]) „Woran mag es doch wohl liegen, daß Sie binnen fast fünf Monaten noch nicht dahin gelangt sind, daß Sie mit Freuden sagen können: Mein Freund ist mein und ich bin sein; sein Blut gehört mir, ich bin gerecht durch seine Wunden. Erwäge ich die Abbildung ihres Zustandes, wie Sie mir solche in dero Zuschrift ertheilt haben, so merke ich freilich wohl, daß sich das Hindernis auch bei Ihnen findet, wodurch die meisten erweckten Seelen so lange aufgehalten werden, ehe sie zu der seligen Zueignung des Verdienstes Christi kommen. Weil sie das Geheimnis der freien Gnade im Blute Christi noch nicht recht einsehn, weil sie noch nicht sattsam fassen, was das heißt, wenn Christus sagt, er sei kommen, die Sünder selig zu machen, oder wenn Paulus Röm. 4, 5 schreibet: Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht u. s. w., so suchen sie die Vergebung ihrer Sünden nicht als Gottlose aus freiem Erbarmen und nicht bloß darum, weil das Lamm Gottes für sie gestorben ist. Sie bemühen sich aus allen Kräften, erst frömmer und besser zu werden. Scheint's unterweilen, daß es ihnen gelingt, so haben sie etwas Muth; fühlen sie aber wiederum ihren Jammer, so sind sie verzagt wie vorhin.

Da sie fein mit David beten sollten: Herr, hilf mir, denn ich bin elend — so denken sie vielmehr: Weil ich elend bin, kann und darf ich nicht beten; und wenn sie beten, so meinen sie, sie werden doch nicht erhört. — — So gehen sie denn hin einen Tag nach dem andern zwischen Verlangen und Furcht, zwischen Hoffnung und Zweifel, beschwert unter der Last des Gesetzes, bis sie es einmal begreifen lernen, man müsse erst aus lauter Gnaden um des Verdienstes Christi willen sich absolviren lassen, ehe man fromm und heilig werden könne. Ist es nicht bis Dato Ew. Hochwohlgeboren auch so gegangen? Das ist wohl die erste und hauptsächlichste Ursache, warum Sie die selige Gewißheit Ihres Gnadenstandes noch nicht erreichet haben. Wollen Sie demnach je eher je lieber das kostbare Kleinod der Vergebung Ihrer Sünden überkommen, so lassen Sie dem Geiste Gottes nur fein Raum, wenn er Sie in die Tiefe Ihres Verderbens führen und Sie recht merklich will sehen lassen, daß Sie nicht nur todt sind zu allem Guten, sonderlich zum Glauben, Beten, Lieben Gottes und Ihres Heilands, sondern daß in Ihrem, wie in aller Menschen Herzen die greulichste Feindschaft sei gegen Gott. Wenn Sie nun dergleichen Etwas an sich merken und in Ihrem Inwendigen darüber bestraft werden, so fallen Sie nicht darüber her und suchen Sie nicht durch Ihre eignen Kräfte und Bemühungen diese widrigen Empfindungen zu vertreiben und statt derselben vermeintliche gute Gedanken bei sich zu erwecken. Nein; sondern stehen Sie lieber stille und beten, daß Ihnen der heilige Geist dabei so recht Ihren Jammer aufdecken und die Macht Ihres ganzen Verderbens offenbaren wolle. Je elender, abscheulicher, fluch- und todeswürdiger Sie sich fühlen, je unwürdiger Sie sich achten,

Ihre Augen aufzuheben gen Himmel, desto näher sind Sie wie der Zöllner der Gnade und Vergebung Ihrer Sünden; lassen Sie sich also dadurch nicht abhalten, dieselbe mit Flehen und Seufzen zu suchen. — Scheint's auch, als ob Sie nicht beten können, so legen Sie sich mit Ihrem Wimmern und Ächzen zum Kreuze des Immanuel, heben Ihre Augen auf und erwägen, wie der Heiland Ihrer Seelen sich aus lauter brünstiger Liebe zu Ihnen so mildiglich für Sie zu Tode geblutet. Stellen Sie Ihnen vor, wie dadurch eine vollkommene Bezahlung für Ihre und aller Menschen Sünde geleistet worden und erbitten Sie sich dabei die Gnade, solches glauben zu können. Und wenn dann der Herr durch seinen Geist die Barmherzigkeit thut, daß Sie einige Zuversicht zu Christo bekommen oder auch nur ein Fünklein Hoffnung in Ihrem Herzen merken — so löschen Sie solches ja nicht wieder aus mit allerlei Zweifeln, Bedenklichkeiten und dergleichen. — — Dieses ist mein einfältiger und hauptsächlichster Rath, den ich Ihnen aus Gottes Wort geben kann. Weil ich aber auch bei manchen Seelen wahrgenommen, daß sie daher zu keiner rechten Gewißheit ihres Gnadenstandes kommen, weil sie zwar ihr Heil lediglich in Christo und dem Blute der Versöhnung gesuchet, sich aber durch den Geist Gottes nicht zu der aufrichtigen Entschließung bringen lassen, sich Christo dergestalt zu überlassen, daß er sie g a n z s e l i g machen könne, so muß ich dessen auch noch mit Wenigem gedenken. — Unser Heiland heißt Jesus, weil er kommen ist, sein Volk selig zu machen von a l l e n ihren Sünden. Wenn nun eine Seele noch gerne in einer oder der andern Sünde, auch nur in einer heimlichen Lust, liegen bleiben und, wenn sie auch vom Geiste Gottes darüber gestraft wird, dennoch Jesu nicht Raum

lassen will, sie davon zu retten: so kann sie ihn freilich nicht als Jesum erfahren. Wer sich aber als einen armen todeswürdigen Sünder fühlt und durch den heiligen Geist dazu bringen läßt, daß ihm Christus sein Heiland helfen soll von allen seinen Sünden, der erfährt bald, was David sagen will, wenn er spricht: Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist, wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in deß Geiste kein Falsch ist. Nehmen Ew. Hochwohlgeboren auch dieses zur Prüfung! Der Herr helfe Ihnen in allen Stücken."

Etwas aus Steinmetz Schriften.

Die zahlreichen Schriften, die unter seinem Namen gedruckt sind, enthalten Predigten und erbauliche Reden, Vorreden und Einleitungen zu den Schriften Anderer z. B. Speners, dessen kleine geistliche Schriften er herausgab, und einige Briefe und Sendschreiben von allgemeinem Interesse, die er zu veröffentlichen gut fand. Wieviel in den „Sammlungen zum Bau des Reiches Gottes," von denen die drei ersten Bände durch Jerichovius allein, die folgenden aber unter Steinmetz's Leitung herausgegeben sind, von ihm geschrieben ist, und was in den „Kloster Bergischen Sammlungen zum Baue des Reiches Gottes" und in der Theologia pastoralis practica aus seiner Feder stammt, läßt sich nicht feststellen [45]).

Unter den Sendschreiben nimmt ein besonderes Interesse ein an einen Pommerschen Pastor gerichtetes in Anspruch, das „von einigen Irrthümern des Herrn Grafen Zinzen-

dorf" handelt und für die Stellung charakteristisch ist, die nicht bloß Steinmetz, sondern der gesammte mit Halle in Verbindung stehende Pietistenkreis Nord- und Süddeutschlands zu der Brüdergemeinde einnimmt.[46])

Steinmetz kannte den Grafen Zinzendorf seit langen Jahren persönlich und war ihm, wie wir bereits hörten, für mancherlei gute Dienste zu Dank verpflichtet. Unter den ersten auf den Zinzendorf'schen Gütern angesiedelten Exulanten aus Mähren befanden sich solche, die Steinmetz in Teschen kennen gelernt und ihm für ihre Heilserkenntnis viel zu danken hatten. Das war der Anlaß zu einem Briefwechsel zwischen ihm und dem Grafen und zu einer ersten persönlichen Begegnung beider 1726 in Dresden, wohin Steinmetz jedenfalls in Sachen des vom dortigen Oberkonsistorium zu extrahirenden Gutachtens aus Teschen gekommen war.[47]) Wenn beide, wie Spangenberg, Zinzendorf's Biograph, schreibt, damals „sich von Herzen zu redlicher Theilnehmung an Freud' und Leid verbanden," so ist das wiederholte Eintreten des Grafen für den von ihm verehrten Steinmetz, erst in Wien beim Kaiser und dann in Bayreuth beim Markgrafen, doppelt verständlich. Dies herzliche Verhältnis, das noch durch etliche Besuche des Grafen bei Steinmetz sowohl in Neustadt als in Kloster Bergen besiegelt wurde, erlitt den ersten Stoß durch die Streitigkeiten zwischen den Hallenser Freunden und Spangenberg, die mit des Letzteren Entlassung aus seinen Halle'schen Ämtern endigten. Nicht um zu versöhnen, sondern um nach vollendetem Bruche ein Urtheil über das Vorgehen der Hallenser gegen Spangenberg abzugeben, war Steinmetz in diese Streitigkeiten hineingezogen, und während er aus der Ferne zwar nicht die separatistischen Verirrungen des ihm wohlbekannten und werthen Spangenberg entschul-

digt, aber auch die scharfe Art, mit der die Hallenser ihn „in statum confessionis gedrängt" und verbittert, nicht gebilligt hatte, so mußte er in Halle selbst, wo er Einsicht in die Akten erhielt, zugestehen, daß die dasige theologische Fakultät in dieser Sache nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt — ein Urtheil, das dem von Zinzendorf in derselben Sache abgegebenen schnurstracks widersprach. Auf den Wunsch der Hallenser mußte es aber nach Herrnhut mitgetheilt werden, wo man sich bei der Vertheidigung Spangenberg's und der Verurtheilung seiner Gegner angeblich auf Steinmetz berufen hatte.[48])

Diese Mittheilung scheint eine Erkaltung zwischen ihm und Zinzendorf hervorgebracht zu haben, wenn letzterer auch 1736 noch den Abt in Kloster Bergen besuchte. Und wenn Steinmetz 1739 noch einige Tage in Herrnhut sich aufhielt, so hatte dieser Besuch schon seinen Anlaß in den übelklingenden Gerüchten über das Herrnhutische Wesen, die ihm seit Jahren zu Ohren gekommen, und über deren Grund oder Ungrund er sich persönlich Gewißheit verschaffen wollte. Was er damals in Herrnhut gehört und gesehen, und ob er gleich Vielem seine Anerkennung nicht versagen konnte, z. B. der sorgfältigen Kindererziehung, dem Ernst bei der Verwaltung und dem Gebrauch der Sakramente, der brüderlichen Gemeinschaft und gegenseitigen geistlichen Handreichung, der die Erweckten „vor allerlei Ausschweifungen" bewahrenden Zucht — es hatte doch seine Bedenken nicht völlig gehoben, und Angesichts der weiteren Entwickelung Zinzendorf's, seiner ferneren Schriften und Unternehmungen, wurde aus diesen Bedenken das im Großen und Ganzen doch abfällige Urtheil über den Grafen und die Brüdergemeinde,

wie es in dem erwähnten offenen Sendschreiben an Pastor Haeckert in Stargard seinen scharfen Ausdruck findet.

Es sind zunächst eine Reihe bedenklicher Irrlehren in den Schriften des Grafen, denen Steinmetz, von Freunden und Fremden wiederholt darum angegangen, öffentlich widersprechen zu müssen glaubt. Dahin gehören Sätze wie folgende:

Die Schrift habe so viele Fehler und zwar nicht etwa nur in den Übersetzungen, sondern im Grundtext, als kaum ein Buch, das heutigen Tags herauskomme. Der heilige Geist habe ja noch etwa dafür gesorgt, daß die Hauptwahrheiten wären beibehalten worden d. h. zum richtigen Ausdruck gekommen; im Übrigen lasse er die biblischen Schriftsteller reden, so gut sie können, und gebe ihnen nicht mehr Verstand und Gedächtnis als sie sonst gehabt.

Christus habe bei seiner Erniedrigung die Gottheit verlassen und sei von seiner Geburt an und in seinem ganzen Leben nichts Anderes gewesen als ein natürlicher Mensch, nur dadurch von uns verschieden, daß er kein Gefallener gewesen.

Der Unglaube, das Nichtglauben an Christum sei die einzige Sünde. Es gebe keine Moralität der Handlungen an sich, abgesehen von der Stellung des Handelnden zu Christo.

Es gebe auch keine feste Heilsordnung; die vorgeblichen des Pietismus seien nichts anderes als Methodismus, Gesetzestreiberei. Der Heiland könne die Ordnung des Heils alle Tage machen und drehen wie er wolle. An die Stelle der so beseitigten apostolischen Heilsordnung in Buße und Glauben, behauptet Steinmetz, setze Zinzendorf die abenteuerlichsten Dinge, z. B. „daß die Seelen, die recht selig werden wollen, von den blassen, todten, abgestandenen, eiskalten Lippen Christi geküßt werden und den todten

Leichnam Christi beriechen und mit seiner Grabesluft durchdünstet werden müßten." Die Wohlthat Christi werde schlechtweg „in eine physikalische Wirkung seines materiellen Bluts" gesetzt. Von Rechtfertigung, Wiedergeburt, Erneuerung werde fast nicht und nicht schriftgemäß geredet; hingegen von der Sicherheit und Seligkeit solcher, die der Brüdergemeinde beigetreten seien, soviel und mit solchen Übertreibungen, daß es scheine, als habe man sich hier vor Satan, Fleisch und Welt nicht mehr zu fürchten.

Die betreffenden Aussprüche Zinzendorf's finden sich in seinen Homilien über die Wundenlitanei, seinen Zeister- und pennsylvanischen Reden; wenigstens in deren ersten Ausgaben. Spangenberg, der Biograph Zinzendorf's, bedauert sie, führt sie auf die sorglose, wenig behutsame Redeweise des Grafen zurück und behauptet, daß dieser selbst noch Vieles von ihnen zurückgenommen, auch in späteren Drucken beseitigt habe.

Auch ohne eine Neigung zur Ketzerrichterei, von der sich in Steinmetz, selbst einst als Ketzer verdammt, entschieden Nichts findet, konnte er in seiner amtlichen Stellung, von Vielen, die auf ihn sahen und bei denen sein Urtheil entscheidendes Gewicht hatte, provocirt, wohl sich verpflichtet fühlen, öffentliches Zeugnis wider diese Irrthümer abzulegen, durch die nach seiner festen Überzeugung der Weg der Wahrheit verlästert werde. Wir verstehen seine bewegliche Bitte am Schlusse dieses Zeugnisses, daß der Herr Allen, die ihn im Glauben als ihren Jesum anerkennen, die Gnade schenke, sich seiner zu freuen, aber mit heiligem Zittern; ihn seliglich zu küssen als ihren Blutbräutigam, aber auch in tiefer Ehrfurcht anzubeten als ihren Herrn.

In der Widerlegung der Gründe, die man für die Herrnhuter und namentlich für den Übertritt zu ihnen —

wozu man auch Steinmetz selbst wiederholt zu überreden versucht — vorzubringen pflegte, ist die Antwort bemerkenswerth, mit welcher Steinmetz die Behauptung zurückweist, daß der Vorzug der herrnhutischen Gemeinde vor der lutherischen Kirche aus der größeren Zahl gläubiger Christen erhelle, die sie aufzuweisen habe. Das beweise, sagt er, wenn es wirklich so sich verhalte, gegen die lutherische Kirche gar Nichts. Es gebe eine Art von Bienen, die man Raubbienen nenne; deren Stöcke seien voll Honig, aber sie hätten ihren Vorrath nicht aus den gehörigen Orten und zur rechten Zeit zusammen getragen, „sondern ihren Nachbarn entnommen und selbige dadurch ruinirt; daher sie doch endlich vom Hausherrn als schädliche Thiere vertilgt werden. Eben ein solches Verhältnis hat es zwischen der herrnhutischen Gemeinde und unserer Kirche in Absicht jenes angeblichen Vorzugs. Hat sie eine größere Anzahl rechtschaffener Seelen als wir, so haben ihre Arbeiter die wenigsten davon durch Gottes Wort aus ihren Sünden herausgeholt, sondern wie die falschen Apostel in den ersten Zeiten des Christenthums einem Paulo und anderen redlichen Aposteln Christi thaten, sich mit fremdem Gut bereichert und eben dadurch angefangen, unsere Kirche auszusaugen, welches nach der berühmten Weissagung des Herrn Grafen Zinzendorf in seinen Briefen an den Herrn Konsistorialrath Burg künftig noch mehr geschehen soll, bis endlich Nichts als ein caput mortuum übrig bleibe. Sollte man wohl daraus mit Recht einen Vorzug folgern können? Das Ende wird's zeigen, was der Hausherr dazu sagen werde."

Angesichts dessen, was nachmals die Brüdergemeinde geworden ist und geleistet hat, wird es immer schwer bleiben, die durchaus ablehnende Haltung des Pietismus — nicht

bloß des Hallenser, sondern auch des Württembergischen — gegen Zinzendorf und die Herrnhuter zu verstehen. Aber der Widerspruch der Pietisten richtete sich gegen die Extravaganzen und Irrthümer des Grafen, und nicht durch sie, sondern trotz ihrer und durch Gottes gnädige Leitung ist die Brüdergemeinde geworden, was sie ist. Unter den Irrthümern Zinzendorf's war es aber namentlich einer, dem die Pietisten mit aller Entschiedenheit entgegentraten, weil sie in ihm eine Verzerrung einer von ihnen vertretenen und ihnen äußerst wichtigen Wahrheit sahen, die sie nicht mit dieser ihrer Karrikatur verwechselt und gerichtet wissen wollten, und jener Irrthum bildete doch die tragende Grundidee der Zinzendorf'schen Unternehmungen und Gründungen. Auch die Pietisten wollten eine Sammlung der Gläubigen, aber in der Kirche, ohne Scheidung des Sauerteigs vom Teige, „damit das fermentum den ganzen Teig in Jast bringe." Zinzendorf hingegen entzog dem Teige den Sauerteig, wenn er die Gläubigen aus den alten Kirchen in seine Brüdergemeinde sammelte, die nicht die alte mährische, sondern eine neue, seine eigne Schöpfung war. Je näher es bei der pietistischen Unterscheidung zwischen lebendigem und Namenchristenthum, zwischen Bekehrten und Unbekehrten in der Gemeinde für einen falschen Eifer lag, zu scheiden, was nur unterschieden sein wollte, und je bereitwilliger die Orthodoxie diese Scheidungen auf die Rechnung des Pietismus setzte, desto entschiedener bekämpfte der Letztere Alles, was nach Separation aussah. In der Lehre der lutherischen Kirche das seligmachende Evangelium anerkennen und doch aus dieser Kirche hinausgehen, war ihm wider den Glauben und wider die Liebe. Die Pietisten glaubten an die Kraft des Evangeliums, gaben den Tod in der Kirche

nicht den wesentlichen Institutionen derselben, sondern der Verkehrtheit der Menschen Schuld und hielten an der Hoffnung besserer Zeiten entschieden fest. Für Zinzendorf's Gründungen außerhalb der lutherischen Kirche trotz seiner von ihm behaupteten Zugehörigkeit zu ihr konnten sie ein Verständnis nicht haben. —

Unter den theilweise nach seinem Tode herausgegebenen erbaulichen Schriften des Abts Steinmetz dürfte kaum eine mehr Interesse in Anspruch nehmen, als die „Betrachtungen über die Versiegelung der Gläubigen mit dem heiligen Geiste" über Ephes. 4, 30: Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, damit ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung. Keine ist mehr gelesen und keine so oft gedruckt; noch in diesem Jahrhundert sind verschiedene neue Abdrücke von ihr erschienen. Sie orientirt trefflich über den pietistischen Standpunkt des Verfassers und enthält die gründliche, freilich recht pietistische Besprechung eines Gegenstandes, über den überhaupt sehr wenig geschrieben ist.

Wir geben den Inhalt der Schrift in möglichst engem Anschluß an ihre eignen Worte.

Unter der Versiegelung der Gläubigen ist eine gewisse, kräftige Versicherung derselben zu verstehen, daß sie, ob zwar an sich selbst verdammungswürdige Sünder, doch um des blutigen Verdienstes Jesu Christi willen nicht allein Vergebung ihrer Sünden erlangt haben, sondern auch der Kindschaft bei Gott theilhaftig worden sind, wo anders sie im Glauben an ihren Heiland bis an's Ende verharren. Die Versiegelung ist eine gewisse, unbewegliche, unwidersprechliche, das Gewissen beruhigende, das Herz erquickende Gewißheit, die einem kein Teufel zweifelhaft machen, und mit der man selbst im Gericht ruhig sein kann.

Sie ist nicht zu verwechseln mit menschlichen Einbildungen vom Gnadenstande, noch mit flüchtigen Gnadenerfahrungen. Diese gehen eben vorüber, während das Siegel fest steht.

Ehe man zu dieser Versicherung kommt, geht man in Ungewißheit und ohne den rechten Frieden dahin. Hat man die Versiegelung, so fallen alle Zweifel, und finden sie sich einmal wieder ein, so ist die Kraft da, getrost ihnen zu widersprechen. Ohne die Versiegelung hat die Seele keine Freudigkeit zu Gott und deshalb keine Zuversicht beim Gebet. Hat man die Versiegelung, so tritt man getrost vor Gott und weiß, daß sein Herz mit allen Gütern der Gnade und allen Schätzen des Heils einem offen steht. —

Wie kommt nun der Mensch zur Versiegelung? — Er muß dem heiligen Geiste Raum geben in seiner Seele, daß er sie von ihrem fluchwürdigen Zustande überzeugen könne — Joh. 16, 8; er muß ein bußfertiger Sünder werden. Das ist aber nur die Vorbereitung für die Versiegelung. Sie selbst kann erst erfolgen, nachdem er sich hat zum Glauben bringen lassen und seine einige Zuflucht zu Jesum Christum genommen, sein Eigenthum zu werden und als sein Jünger ihm zu gehorchen.

Dieser Glaube wird aber nicht erfordert, weil man sich damit die Versiegelung verdienen müsse; sondern weil man anders keine Zuversicht zu Christo faßt und anders dem heiligen Geiste sich nicht so überläßt, daß er sein Siegel uns auf's Herz drücke.

Zu Buße und Glaube muß aber noch als Drittes kommen, wie Offenb. 217 verlangt: Wer überwindet, dem will ich geben von dem verborgenen Manna zu essen und will ihm geben ein gutes Zeugnis und mit dem Zeugnis

einen neuen Namen geschrieben, den Niemand kennt, denn der ihn empfängt.

Mit dem guten Zeugnis ist die Versiegelung gemeint; durch sie versichert und bezeugt uns der heilige Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Und was bedeutet das Überwinden? — Wenn der Geist anfängt, uns von unserem sündlichen Verderben zu überzeugen, regt sich in uns die Selbstgerechtigkeit; wir wollen nicht ganz schuldig und verdammt sein. Wenn er uns überzeugen will, daß wir einzig und allein im Blute Christi Vergebung nnd Gnade finden, so regt sich der Hochmuth; wir wollen das eigne Werk und Verdienst nicht völlig darangeben. Wenn er uns dahin gebracht, daß wir unsere Sünden ganz erkennen und von eigner Gerechtigkeit Nichts mehr wissen, erheben sich Kleinglaube und Verzagen und wollen nicht im Blute Christi volle und gewisse Vergebung der Sünde haben. Und wenn endlich der Geist Gottes verlangt, daß wir die Gnade Christi höher achten als alle Welt und um Christi willen uns und alle Welt verleugnen, so erhebt sich der Widerspruch unseres trägen, selbstsüchtigen, an der Welt hangenden Fleisches. Alle diese Widerstände wollen überwunden sein. Die Seele muß beten, sich mit Gottes Wort wehren, sich einmal über das andere dem Geist hingeben, bis sie gereinigt ist und glauben kann: Ja, das einige Blut Jesu Christi ist genug für mich. Ich brauche Nichts weiter vor Gottes Gericht. Wenn ich Jesum habe, so habe ich mehr, als alle Welt mir geben kann.

Wie und womit geschieht dann aber die Versiegelung? In der Hauptsache ist sie bei Allen gleichförmig; sie ist das Werk des heiligen Geistes. Er macht sie ihres Gnadenstands gewiß. In Nebendingen aber giebt es große Ver-

schiedenheiten. Verschiedenheiten bezüglich der Zeit. Einer empfängt die Versiegelung früher, der Andere später. Das gilt selbst von sonst gleich redlichen Seelen. Gott urtheilt nach seiner Weisheit, wann es einem Jeden am ersprießlichsten sei, das Siegel zu empfangen. Manche kommen erst nach und nach zu der vollen Heilsgewißheit, Andere bald und mit einer plötzlichen, lebhaften Empfindung dessen, was Gott an ihnen thut. Verschiedenheiten auch bezüglich der Mittel, die er anwendet, das Siegel uns aufzudrücken. Hier ist es ein Spruch der heiligen Schrift, dort das Sakrament und dann wieder starke, lebhafte Eindrücke in der Seele, wie man sie im ganzen vorherigen Leben nicht erfahren.

Das Hauptsiegel, das Gott in allen Fällen gebraucht, ist sein Geist; nicht der Geist, der anklopft an unser Herz und in demselben diese und jene flüchtige Bewegung hervorruft, sondern der in ihm wohnt. Röm. 8, 14—16. Apostelgesch. 19, 1. 2. Der Geist aber, wenn er in die Seele als Hauptsiegel kommen ist, braucht hernach auch manche Nebensiegel; mit andern Worten: der Geist, ob es gleich schon genug, daß er im Herzen wohnt, braucht doch noch andere Mittel, dadurch das Herz um so viel mehr zu versichern, es sei bei Gott in Gnaden. Solche Mittel sind vor allem Gottes Wort mit seinen Gnadenverheißungen und die Sakramente. Und *wie* braucht sie der heilige Geist zu unserer Versiegelung?

Mancher liest und hört lange Gottes Wort und Verheißung, ohne daß sie einen tieferen Eindruck auf seine Seele machten; er geht vielmals zum Tisch des Herrn, und zwar mit inbrünstigem Flehen und heiligen Vorsätzen, und geht doch ohne alle „Empfindung" hinweg. Da endlich erscheint für ihn die Stunde, die ihm Gottes Verheißung so kräftig

versiegelt und eine solche Gewißheit in sein Innerstes bringt, daß er vor Freude nicht weiß, wohin. Es kommt die Stunde, die ihm das Sakrament zu einem süßen Himmelsstrom macht, der Leib und Seele durchfließt; womit ihm die selige Versicherung in's Herz gegeben wird, daß Christi Leib und Blut, die er genossen, auch ihn von seinen Sünden erlöst haben.

Zu diesen Nebensiegeln, deren sich der heilige Geist bedient, gehören auch seine kräftigen erneuernden Wirkungen an der Seele, die Veränderung unseres Herzens und Lebens. Er macht dem, der ganz und gar in der Welt seine Lust suchte, die Welt gleichgültig. Dem, welchem Gottes Wort und Gebot zuwider waren, macht er sie lieb. Dem, welcher den Umgang mit Gottes Kindern floh, macht er ihn werth und theuer. 1. Joh. 3, 14.

Das sind offenbare Wirkungen des Geistes Gottes, der in uns ist. Wir selbst können aus denselben uns kein Siegel machen; trotz dieser Veränderungen können wir von den schwersten Zweifeln angefochten werden. Nur der Geist Gottes kann es und thut es, wenn seine Stunde gekommen ist. Nur er kann Zeugnis geben unserem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind. Darum müssen wir das Siegel uns von ihm erbitten.

Sein Zeugnis wird auch in vielen Fällen begleitet sein von lebhaften, süßen Empfindungen der Gnade Gottes — Ps. 51, 10. Hoheliede 2, 3. 4. 6 —, die wie ein Strom alle Zweifel von der Seele wegnehmen und sie ihres Heils so gewiß machen, daß sie dem Tode und Teufel fröhlich trotzen könnte. Eine solche Art der Versiegelung ist aber, wenn auch lieblicher als jede andere, doch keineswegs an sich besser. Im Gegentheil, wenn sie bleiben und im Kampfe

bestehen soll, so muß sie durch andere Siegel gestützt werden. Auch die allerstärksten Empfindungen der Gnade sind von geringem Werth, finden sich dabei nicht die anderen Kennzeichen der Begnadigten z. B. jene Erneuerung des Herzens und Sinnes.

Und wen Gott auf solche empfindliche Weise seiner Gnade versichert, der meine ja nicht, daß er sein besonderer Liebling sei und eine höhere Stufe der Begnadigung erreicht habe als Andere, denen diese Empfindung mangelt. Im Gegentheil, er sehe dies Siegel als ein Zeichen seiner Schwachheit an. Gott muß sich seiner auf eine solch' nachdrückliche, empfindliche Weise annehmen, da sein Kleinglaube an der Versiegelung durch Wort und Sakrament allein nicht genug haben würde. Gott giebt auch zu diesen süßen Empfindungen, damit sie der Seele nicht schädlich werden, seiner Zeit meist die bitteren Salsen der Anfechtung und Züchtigung hinzu.

Woraus kann man aber erkennen, daß die Versiegelung, also die Gewißheit unsers Gnadenstandes, keine leere Einbildung?

Die Frage ist deshalb so wichtig, weil fast die ganze Christenheit gegenwärtig aus solchen besteht, die sich mit falschen Hoffnungen auf Leben und Seligkeit betrügen; weil viele, welche die erste Liebe verlassen haben, sich nun mit der Erinnerung an einen früheren Besitz, mit dem Wissen von dem, was sie hatten und nicht mehr haben, täuschen; weil auch über rechtschaffene Kinder Gottes durch Gottes Zulassung dunkle Stunden kommen, in denen sie ihr Siegel so zu sagen nicht sehen. Ps. 143, 3. Allen diesen ist hochnöthig, die Kennzeichen der rechten Versiegelung zu kennen. Es sind folgende:

Die rechte Versiegelung besteht die Prüfung ihres Ursprungs und Anfangs. Bei der genauesten Nachforschung, wie man dazu gelangt sei, wird man finden, daß man nicht im Traum dazu gekommen, sondern auf dem Wege der wahren Bekehrung, durch Buße und Glauben. Die rechte Versiegelung überwindet auch immer wieder in Kampf und Anfechtung. Sie ist im Wachsen begriffen und erweist sich immer wieder stärker als alle Zweifel. Und weil kein todter menschlicher Gedanke, sondern das Werk des lebendigen Gottes, trägt sie auch gute, gottgefällige Frucht: sie macht das Herz willig und stark, muthig und kühn, Alles zu thun, zu lassen und zu leiden, was Gott will. 1. Joh. 5, 4; Jes. 33, 24; Gal. 2, 20. Es geht zwar durch allerlei Kampf; aber Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt. Zu diesen Früchten einer rechten Versiegelung gehört vor Allem die herzliche Liebe zu Gott und zu den Brüdern, die Lust, Gott zu loben, das Verlangen, ihn zu verherrlichen im Leben und im Sterben. Phil. 1, 20—23.

Woher kommt es aber, daß bei denen, die zu einer Erweckung und geistlichen Auferstehung gekommen, diese Versiegelung so selten sich findet?

Bei dieser Frage ist nicht zu denken an Weltmenschen, die in Unglauben und Sünde sicher dahin leben. Sie bezieht sich auf solche, die nicht mehr mit der Welt laufen und doch nicht mit Freudigkeit sagen können: Ich weiß gewiß, daß mir, so wahr mein Heiland für mich am Kreuz gestorben, meine Sünden vergeben sind, und daß ich, wenn heut' mein Stündlein käme, zu seiner Rechten gestellt würde.

Auszuscheiden sind bei dieser Frage aber von vornherein solche, die nach Gottes heimlicher Weisheit schwerer geführt werden sollen, als andere. Er sieht auf das Künftige und

muß manchem das Kleinod ein wenig schwerer machen, weil dieser sonst verschwenderisch mit dem Schatz umgehen würde. Mancher, der an anderen Seelen arbeiten soll, muß diesen schweren Weg kennen lernen. Auch ist die Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit anderer der Grund, warum es dem Geiste Gottes nicht so leicht wird, sie zur vollen Heilsgewißheit zu bringen.

Sieht man von diesen allen ab, dann liegt es bei den meisten erweckten Christen, wenn sie der Versiegelung nicht theilhaftig werden, an zwei großen Hindernissen.

Die Einen widerstreben der Versiegelung, weil sie meinen, nicht genug zu empfinden, zu haben und zu thun. Sie glauben nicht genug Traurigkeit zu fühlen über ihre Sünden — und doch hängt der Werth der **Buße** nicht ab von der Stärke des bei ihr betheiligten Gefühls. Sie wollen besondere Gnaden empfangen, die sie bei Andern sehen — und doch kann Gott seine besonderen Gründe haben, sie ihnen vorzuenthalten. Sie wollen erst die „höchsten Kräfte im Christenthum", eine große Gabe des Gebets, eine große Bekenntnisfreudigkeit u. A. besitzen, ehe sie das Siegel annehmen, und hindern so beständig das Zeugnis des heiligen Geistes in ihnen. Vielleicht wollen sie auch erst Mannesthaten ausrichten und sind doch noch nicht recht neu geboren. Daß ihnen der Sieg über die Sünde oft noch so schwer wird, soll ein Beweis sein, daß sie zur Versiegelung noch nicht taugen — während doch erst durch dieselbe aus schwachen Kindern Männer werden. Sie verwechseln Sieg und Kampf. Man muß freilich im redlichen Kampfe stehen, wenn man das Siegel empfangen will. Aber Sieg ohne Kampf ist ein Stück der zukünftigen Seligkeit, die auch der Versiegelte hier unten nicht zu schmecken bekommt.

Allen diesen, die Versiegelung hindernden Irrthümern liegt meist ein fundamentaler zu Grunde: Man müsse die Versiegelung sich verdienen. Gott spende den heiligen Geist, Vergebung der Sünden und ewiges Leben um unserer Buße, unseres Glaubens, Bekenntnisses, Gebetes willen. Aber unser Glaube nimmt zwar die Versiegelung hin, wie die Hand des Bettlers das Almosen; Gott schenkt sie uns aber aus Gnaden, um Jesu willen. Grämten wir uns auch um unsere Sünde zu Tode, Vergebung fänden wir doch nicht, wenn Jesus sie uns nicht erworben hätte. Darum müssen wir unsere Heilsgewißheit und Seligkeitshoffnung allein auf das Blut Christi bauen. Traurigkeit über die Sünde, Glaubenszuversicht, Gebetsfreudigkeit, Kraft zum Kampf wider die Sünde — das Alles sind Gaben des heiligen Geistes. Ein besonderes Maß derselben eigenwillig uns nehmen können wir nicht. Soviel er uns giebt, soviel sollen wir redlich gebrauchen als die Pfunde Gottes und sie nicht im Schweißtuch liegen lassen. Hätten wir nur Glauben von der Kraft einer Kindeshand, streckten wir diese schwache Hand aus nach der Gnade Gottes, so hätten wir Vergebung unserer Sünden.

Es ist nicht möglich, daß Gott solchen Seelen, die zuviel empfinden, haben und thun wollen, ehe sie das Siegel des heiligen Geistes annehmen, es spenden könnte. Denn erst muß der Mensch von Allem, darauf er sonst traut und baut, gänzlich herunter, ehe der heilige Geist ihn der Gnade Gottes versichern kann. Das Werk und die Ehre sollen allein Gottes sein.

Aber es giebt auch solche, denen das Siegel vorenthalten wird, weil sie zu wenig empfinden, haben und thun wollen. Sie sind oberflächlich in der Buße und im Glauben. Kaum haben sie angefangen, Etwas von ihrem Sündenelend

zu fühlen und auf die Gnade zu hoffen, so denken sie auch schon, sie hätten das rechte Siegel und das rechte Maß der Gnade. Wenn der heilige Geist sie zu einer gründlichen Buße bringen will, so schlagen sie sich die ernsten, traurigen Gedanken, die ihnen nicht gefallen, aus dem Sinn. Kaum haben sie angefangen, diese und jene grobe Sünde zu lassen, so meinen sie auch schon, sie stünden im rechten Kampfe. Gedanken, die sie sich selbst von ihrem Heiland machen, nehmen sie für den Glauben an ihn. Darum beten sie auch nicht recht um den Glauben und die Versiegelung und brauchen nicht ernstlich genug die Gnadenmittel, durch welche der heilige Geist den Glauben in uns wirkt, ohne den die Versiegelung nicht möglich ist. Sie sind keine treuen Hörer des Worts und keine treuen Beter.

Freilich versäumt Mancher unter ihnen keinen Gottesdienst, hält vielleicht auch seine regelmäßigen Gebetszeiten, aber er faßt das Wort nur in's Gedächtnis. In den schmerzlichen Kampf wider Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen will er nicht hinein. Er kennt wohl die ihm anklebende Sünde, nimmt sich aber keine Zeit zu ernstlichem Wachen und Beten. Daher wird er von der Sünde immer wieder hingerissen und kann nicht versiegelt werden durch den heiligen Geist. Denn so lange der Mensch eine Sünde in sich herrschen läßt, sie scheine vor der Welt grob oder fein, so lange kann er nicht die Versiegelung empfangen. Könnte wohl Gott die gnädige Versicherung seiner Gnade dem geben, in deß Herzen noch der Teufel das Regiment führt? Er kann es nicht, es ist wider seine wesentlichen Eigenschaften und folglich wider seine Ordnung; Christus und Belial stimmen nicht mit einander.

Ihre Oberflächlichkeit und daß sie zu wenig empfinden,

haben und thun wollen, ist bei den meisten Christen unserer Zeit die Ursache, warum sie nicht versiegelt werden.

Wie sich endlich die Versiegelten zu verhalten haben, damit ihnen die erfahrene Gnade nicht dereinst vor Gottes Richterstuhl zur schweren Schuld werde, faßt Paulus in die Mahnung zusammen: Betrübet nicht den heiligen Geist. Der Prophet straft das Volk Israel, daß es den heiligen Geist erbittert und entrüstet habe; darum sei er ihr Feind geworden und habe wider sie gestritten; Jesaias 63, 9, 10. Betrüben wir den heiligen Geist, so entzieht er uns seinen Trost. Solches Betrüben geschieht, wenn wir wider Gottes Wort und das Zeugnis unsres Gewissens handeln. Den Anfang macht man meist durch Unachtsamkeit. Man hört nicht sorgfältig genug auf des Geistes Lehren, Mahnen und Strafen. Man nimmt es nicht mehr genau mit dem Kampf gegen die Sünde, und alte Sünden gewinnen neue Macht, man läßt sich gehn in faulen Geschwätzen, obwohl der Warnung: „Laßt kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehn," die andere: „Betrübet nicht den heiligen Geist" — unmittelbar voran steht. Vom faulen Geschwätz kommt es zur unbedachten That und endlich zur muthwilligen Sünde, mit welcher der heilige Geist in einem Herzen nicht zusammen bleiben kann. Wider solche, die den heiligen Geist betrüben, nachdem sie durch ihn aus ihrem Sündenelend herausgerissen waren, stehen ernste Drohungen 1. Corinther 3, 17 und 2. Petri 3, 21; Hebräer 10, 28, 29.

Solche Drohungen sollen aber die, welche den heiligen Geist betrübt haben, nicht zur Verzweiflung treiben, sondern vielmehr mahnen, umzukehren und auf's Neue Gnade zu suchen. Der Teufel will sie freilich mit der Vorspiegelung davon abhalten, das wäre nicht mehr möglich; Leute wie

sie könnten zu einer wahren Sinnesänderung nicht mehr gelangen. Das ist aber eben Teufels Trug und List, womit er seine Opfer festzuhalten und desto sicherer ins Verderben zu stürzen sucht. Es ist eine Lästerung wider den heiligen Geist, zu sagen, er könne oder wolle dir nicht mehr helfen. Laß dich nicht vom Argen zurückhalten, dich auf's Neue vor deinem Erbarmer Jesu niederzuwerfen. Er hat Gaben empfangen auch für die Abtrünnigen. Wer ihn redlich bittet, wird die Gabe des Geistes erhalten, wenn er auch den Geist betrübt hätte.

Den Schluß dieser Betrachtungen bilden Mahnungen an die, welche sich niemals ernstlich bekehrt und deshalb nicht die Versiegelung erlangt haben. Sie haben jedenfalls den heiligen Geist betrübt, sein Klopfen an der Thüre ihres Herzen gehört, aber nicht aufgethan. Er hat sie überzeugt, daß es mit ihnen anders werden müsse, sie haben nicht gehorcht. Behaupten sie, von seinem inwendigen Mahnen Nichts vernommen zu haben, so ist das nur ein Zeichen, daß der Geist, den sie in der Taufe unzweifelhaft empfangen haben, längst betrübt und von ihnen gewichen ist. Bekehrung ist ihnen vor Allem noth, wenn sie der Versiegelung theilhaftig werden wollen.

Von dieser Bekehrung sollen sie sich nicht durch die thörichte Meinung zurückhalten lassen, für sie sei es dazu zu spät. „Jetzt ist die angenehme Zeit; ich recke meine Hände aus, den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volke," klagt der Herr. Kann man denn seiner Liebe wirklich zutrauen, daß sie uns nur noch eine Stunde liegen lassen wolle in unserm Elend? — Sie sollen auch nicht warten auf ein Zwingen von Seiten Gottes, einen Zug der Gnade, der sie wider ihren Willen bekehren werde. Es wäre keine

Gnade mehr, wenn ein König uns mit Ketten und Banden in seinen Palast schleppte. Der Herr steht vor der Thür und klopft an; wir sollen ihm aufthun, dann will er eingehn und das Abendmahl mit uns halten. —

Es ist ein Verdienst Steinmetz's, die Versiegelung der Gläubigen, einen von Exegeten und Dogmatikern meist nur flüchtig berührten Gegenstand, der freilich auch mit zarten Händen angefaßt sein will, gründlich behandelt zu haben. Denn die Versiegelung ist ein biblischer, in weiten Kreisen ernster bibelforschender Laien wohlbekannter und vielbesprochener, von den Sekten alter und neuer Zeit viel gemißbrauchter Begriff. — Daß Steinmetz über die Versiegelung fünf lange Vorträge halten konnte, und daß dieselben ein Jahrhundert hindurch so oft neu gedruckt werden konnten, ist nicht allein der eigenthümlichen Behandlung des Gegenstandes, sondern vor Allem dem Interesse zuzuschreiben, welches gläubige Christen diesem Gegenstande wie jeder Frage nach der subjektiven Heilsgewißheit entgegen zu bringen pflegen. Denn richtig hat Steinmetz die Versiegelung gedeutet als die göttliche Versicherung der Gläubigen von ihrer Gotteskindschaft — die gottgewirkte Heilsgewißheit. Richtig hat er Stellen wie Eph. 1, 13; 2. Cor. 1, 20 und 22 und Röm. 8, 4—17 neben der von ihm ausgelegten Eph. 4, 30 zur Bestimmung des Begriffs herangezogen; auffallenderweise aber hierzu die verwandten Begriffe der Parrhesie und Plerophorie des Glaubens nicht genug verwerthet. Der Geist Gottes ist der Mittler dieser Versiegelung. Er ist der innere Zeuge, der uns unserer Gotteskindschaft versichert; er ist das Pfand und Angeld, das uns unser zukünftiges Kindeserbe verbürgt. Dies innere Zeugnis wird in der Schrift als etwas zu dem äußeren Zeugnis des

Evangeliums Hinzukommendes gedacht, wie die Heilsgewißheit der Versiegelung als eine besondere zum Glauben hinzukommende Gabe Gottes. Aber das Hören des Worts und der Glaube werden unzweideutig als die unerläßlichen Vorbedingungen der Versiegelung bezeichnet. Eph. 1, 13.

Im Großen und Ganzen halten sich die Steinmetz'schen Vorträge im Rahmen dieser Schriftworte. Die Versiegelung setzt nach Steinmetz die Bekehrung voraus. Den Bekehrten versiegelt Gott das Heil, er giebt zum Heilsstande die Heilsgewißheit, die eine innere Gewißheit nicht nur der empfangenen Rechtfertigung, sondern auch der zukünftigen Vollendung ist, eine innere Versicherung nicht bloß des Kindesstandes, sondern auch des zukünftigen Kindeserbes. Steinmetz kennt zwar Fälle, wo trotz des vorhandenen Gnadenstandes das freudige Bewußtsein von demselben ausbleibt. Aber das sind Abnormitäten. Die Regel ist die Krönung der Bekehrung durch die Versiegelung. Gott versagt sie Keinem, der sie auf dem rechten Wege sucht, und wir sollen sie suchen; denn ein gesunder Glaube schreitet fort zu freudiger Heilsgewißheit.

So schriftgemäß diese Sätze, so leidet doch ihre Ausführung im Einzelnen an jener methodistisch gefärbten pietistischen Anschauung von der Aneignung des Heils. In Verwechslung mit der Rechtfertigung wird erst die Bekehrung und dann auch die Versiegelung als ein einmaliger und abgeschlossener Akt im Leben des Christen gedacht. Das Stufenmäßige in ihrem Vollzuge wird zwar gelegentlich auch angedeutet, kommt aber im Zusammenhange des Ganzen nicht zu seinem vollen Recht. Es wird anerkannt, daß mancher Aufrichtige erst allmählich zur Plerophorie der Heilsgewißheit hindurchdringt; aber die folgenden sehr ernsten

Ermahnungen zielen doch alle darauf ab, daß dieselbe wie ein fertiges Gut ergriffen werde. Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben wird zwar voll und ganz anerkannt. Ja, Steinmetz redet hier und anderwärts von dem absoluten Unvermögen des Menschen in Sachen des Heils mit so starken Ausdrücken, daß dieselben prädestinatianisch gedeutet werden könnten. Aber immer wieder will es scheinen, als sei das lutherische Centraldogma in etwas aus seiner centralen Stellung herausgedrängt. Und wenn Steinmetz auch wiederholt das Gefühlsmäßige bei der Bekehrung für unwesentlich erklärt und Gnadenstand und Gnadengefühl scheidet, er hält sich doch nicht frei von jener Sprachweise, die auf das Letztere einen der reformatorischen Anschauungsweise nicht ganz entsprechenden Werth legt. Und während einer der wenigen neueren Dogmatiker,[49]) die überhaupt von der Versiegelung reden, richtig bemerkte, man solle, statt sich ängstlich den geistlichen Puls zu fühlen und zu grübeln, ob man den wahren, bußfertigen Glauben habe, nach Pauli und der Reformatoren Vorbilde tapfer glauben, lassen, was dahinten ist, vorwärts auf Christum und nicht auf sich schauen und ihm vertrauen, — das habe zu allen Zeiten glaubensfeste Männer in Christo geschaffen —, so läßt sich von den Steinmetz'schen Erörterungen über Bekehrung und Versiegelung, so viel Erweckliches und Erbauliches sie auch haben, doch nicht leugnen, daß sie ängstliche Gemüther zu jener einseitigen Selbstbeobachtung verführen und denen, die von Haus aus geneigt sind, sich in sich selbst zu verlieren, gefährlich werden.

Was Steinmetz unter Bekehrung versteht, sagt er am Ausführlichsten in seinen Betrachtungen über das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen. Wir entnehmen denselben folgende charakteristische Stelle:

Derjenige ist erst ein rechter Christ, der nicht nur bei guten Rührungen und Bewegungen stehen bleibt, sondern sich dem heiligen Geist zur steten Wohnung übergiebt und nicht eher zufrieden ist, bis er durch den heiligen Geist seiner Aussöhnung mit Gott gewiß geworden und nun im beständigen Frieden mit Gott und seinem Heiland Jesu Christo und in dessen Kraft einhergehen kann.

Gleichwie diejenigen Seelen weise handeln, die sich dem heiligen Geist überlassen, daß er sie durch das Blut Jesu zum Frieden mit Gott bringt, also handeln diejenigen übel und thöricht und unverantwortlich gegen Gott und sich selbst, bei denen der heilige Geist zwar anfängt zu wirken, ihr Herz zu rühren und zu überzeugen, die sich aber doch nicht so weit bringen lassen, daß sie der Gerechtigkeit oder der Vergebung der Sünden recht gewiß werden.

In der letzten Zeit, welche wir nun anfangen zu erleben, wird eine große Anzahl solcher Seelen sein, die zwar durch den heiligen Geist zu guten Erweckungen, Rührungen, Empfindungen gebracht werden, aber nicht zur völligen Ausheilung.

Ihr dürft daraus noch nicht den Schluß machen, als wäret ihr kluge Jungfrauen, wenn ihr etwas Gutes an euch findet, wenn ihr etwas Ähnliches mit den Gläubigen habt, eine gute Bewegung in eurer Seele fühlt, die ihr sonst nicht bemerktet, Manches besser erkennt, als ihr es sonst erkannt habt, manchen guten Vorsatz faßt, auch dies und jenes Gute thut.

Das sind recht selige und kluge Jungfrauen, die nicht nur so zuweilen den heiligen Geist durch's Wort an sich kommen, sondern sich dahin führen lassen, daß sie ihm ihr Herz völlig übergeben, bei denen es so weit gekommen, daß

er sie der Vergebung ihrer Sünden durch Christum hat gewiß machen können.

Wollt ihr, daß der heilige Geist sich in eueren Herzen offenbaret, euer Herz bewohnen und euch dazu bringen soll, daß ihr euch eures Gnadenstandes mögt gewiß werden: lasset euch das Evangelium angerathen sein. Manche lesen wohl gern Gottes Wort, aber sie schleppen sich meist mit dem, was man thun und lassen soll; was für Liebe Jesus zu den Menschen hat, was er für sie gethan und gelitten, wie sein Herz bereit sei, allen armen Sündern zu helfen, — beachten sie nicht. Arme Seele, du wirst dein Lebenlang nicht zum Frieden kommen, wenn es nicht durch's Evangelium geschieht. Aus dem Evangelio mußt du den heiligen Geist bekommen.

Es ist wohl wahr, daß man, wenn man um den heiligen Geist bittet, ihn auch erlangt; aber er wird nicht unmittelbar gegeben, sondern durch's Evangelium.

Tritt täglich unter das Kreuz Christi, denn dahin führet dich das Evangelium; es malet dir den gekreuzigten Christum vor die Augen. Siehe sein zerrissenes Haupt, sein schmachtendes Herz, seine wunden Glieder, seine durchstochene Seite, sein geschmähetes Angesicht, seine brennende Liebe gegen alle armen Sünder. Da wird das lindernde Oel des Geistes in deine Seele fließen. —

Proben pietistischer Mystik, die allerdings die äußersten Grenzen des Evangelischen streifen, finden sich in den Steinmetz'schen Betrachtungen über das Lied: „Fort, fort mein Herz zum Himmel".

Nachdem in einer Art Einleitung gesagt ist, daß dies Lied sich an erweckte Seelen richte mit seiner Mahnung, sich doch ja recht in's himmlische Wesen versetzen zu lassen —

Eph. 2, 4—64 —, wird dies Letztere als die allerinnigste und genaueste Vereinigung und Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott erklärt, bei welcher man denselben nicht nur dermaleinst zu sehen bekomme, sondern auch hier schon zu genießen, nämlich als das vollkommenste Gut, an dem man in Zeit und Ewigkeit genug habe, wenn einem gleich Leib und Seele verschmachten sollte; wozu auch die gründliche Befreiung von allem Sündengräuel gehöre, die uns in dem Genuß des höchsten Guts stören würden und so die Wiederaufrichtung des göttlichen Ebenbildes hindern. Dies himmlische Wesen sei für uns zu finden in dem am Kreuz geschlachteten, nun aber zum Throne Gottes erhöhten Lamme, dem Versöhner und Mittler. Durch ihn, aber auch nur durch ihn, erhalten wir Gemeinschaft mit der ganzen hochgelobten Gottheit. In ihm concentrirt sich für uns das himmlische Wesen. Er ist der auserwählte Freund und Bräutigam der Seelen, an welchem sie wie eine Braut an ihrem Bräutigam die allergrößeste Lust findet. Wer ihn einmal erkannt und geschmeckt hat, der singt nicht bloß mit dem Munde, sondern es ist Wahrheit in seinem Herzen: Mein Herze bleibt ergeben, dir immer für und für zu sterben und zu leben, und will vielmehr mit dir im tiefsten Feuer schwitzen als Schönster, ohne dich im Paradiese sitzen veracht't und jämmerlich. Col. 3, 1. 4.

Unsere erste Versetzung ins himmlische Wesen geschah schon damals, als Jesus nach vollbrachtem Versöhnungswerk als der vollendete Hohepriester mit seinem Opferblut in das Allerheiligste des Himmels einging — denn da wurden wir in das Recht versetzt, des himmlischen Wesens theilhaftig zu werden. Wenn nun eine Seele sich dahinbringen lässet, daß sie im Glauben ihre Zuflucht zu diesem

ihrem Heiland nimmt, so nimmt er sie auf in seine Gemeinschaft und giebt ihr Alles, was er hat, nicht nur sein Kreuz und sein Grab, sondern selbst seinen Thron und seine Krone; und das ist unsere andere Versetzung in's himmlische Wesen.

Wer sie erlebt hat, kann sagen: Gott ist mein Gott, Jesus ist mein Jesus; sein Verdienst, sein Friede, seine Freude und Seligkeit sind mein.

Auf diese beiden Stufen der Versetzung in's himmlische Wesen zielen die Worte des Apostels Eph. 2, 4—6.

Es soll aber dabei nicht sein Bewenden haben. Was uns vom himmlischen Wesen in Besitz gegeben ist, das sollen wir nun auch je mehr und mehr genießen. Sobald eine Seele zu Christo gebracht und in ihm ihres Mitbesitzes am himmlischen Wesen versichert wird, sobald kann und soll sie anfangen zu schmecken, wie freundlich der Herr ist. Gott will sich ihr als ihr versöhnter Gott zu erkennen geben; sie soll die Kraft des Blutes Christi zur Rechtfertigung und Heiligung erfahren. Freilich ist sie Anfangs wie ein Kind, das wohl ein Herr ist aller Güte, aber doch dieselbigen nicht wie ein Erwachsener genießen kann, Gal. 4, 2. Und die himmlischen Güter sind so unendlich groß, daß ganze Ewigkeiten dazu gehören, sie immer völliger zu genießen. Wenn es aber nach dem Willen unsers Heilandes geht, so ist kein Stillestehen im Genuß. Es geht aus Glauben in Glauben, aus Gnade in Gnade, aus Leben in Leben, aus Seligkeit in Seligkeit. Ist man dergestalt gesättigt, daß man nach Nichts mehr außer ihm hungert und dürstet, dann kann man erst trunken werden von den reichen Gütern seines Hauses. Ps. 36, 9. Und wenn man trunken worden, so kann man auch versinken in den Abgrund aller Selig-

keit, so daß man nichts Anderes mehr schmecket und siehet, als was darin zu genießen ist. Darum soll man sich nicht genügen lassen, wenn man einige Tröpflein von den süßen Reben der Ewigkeit zu kosten bekommen, sondern, nachdem die Fülle der Gottheit sich uns aufgethan in Christo, soll man fleißig und reichlich nehmen. Gieb uns zu trinken, wie dein Wort verheißt, laß gänzlich versinken den sehnenden Geist im Meer deiner Liebe; laß heilige Triebe uns immerfort treiben zum Himmlischen hin. Es wird unser Herze ganz trunken darin.

Dabei wird sich freilich auch noch Unglaube und Sünde in der Seele finden und sie hindern, so einzudringen in's himmlische Wesen, wie sie wünscht — subtile Stricke, die sie schmerzlich fühlt und unter denen sie seufzt: Was zieht mich niederwärts, daß ich nicht auffliegen kann? Hier aber gilt der Rath: fühlst du dich noch gebunden, entreiß dich nur beherzt; das Lamm hat überwunden, was deine Seele schmerzt. Nichts von all den Banden, die man noch an sich fühlt, ist so beschaffen, daß es nicht vollends überwunden und zerrissen werden könnte. Das Gotteslamm hat um unsertwillen Bande und Stricke getragen, damit wir recht frei würden. Wir haben es in unserm Kampf mit überwundenen Feinden und zerbrochenen Ketten zu thun, die uns nicht halten können, wenn wir uns nicht halten lassen. In dem Blut des Mittlers finden wir sowohl die Kraft zum Überwinden, als auch die Versicherung, daß, was wider unsern Willen uns noch von Sünde anhängt, nicht am Genusse dessen uns hindern soll, das von himmlischen Gütern uns gehört.

Wohlan denn, ihr Seelen, die ihr im Glauben bis zu eurem Heiland hinzugedrungen seid, lasset euch ein Geheimnis aufschließen. Ihr stellt euch insgemein das, was ihr noch

in euch fühlt von anklebenden Banden, gar zu fürchterlich vor. Ihr denkt: Wie werde ich durch das und das vollends hindurchkommen? — Es ist besiegt: Wenn ihr nicht wollt, dürft ihr euch gar nicht erst viel damit einlassen. Das Lamm hat überwunden, entreißt euch nur beherzt. Dasselbe will in euch siegen und den Sieg, den es schon hat, auch in euch hinausführen. —

Steinmetz's letzte Jahre.

Daß es einem Manne wie Steinmetz tief schmerzlich war, gegen Ende seines Lebens den siegreichen Einzug des rationalistischen Unglaubens in die evangelische Kirche zu erleben und zu sehen, wie von dem Evangelium, das er geglaubt und verkündigt, für das er gekämpft und gelitten, ein Stück nach dem andern dem Zweifel und der Leugnung Preis gegeben wurde; daß es ihm, dem Generalsuperintendenten, in dessen Sprengel Halle lag, besonders schwer war, zu beobachten, wie in dieser alten Pflanzstätte lebendigen Glaubens immer unverhüllter jene Verstandestheologie sich ausbreitete, die wie ein Nachtfrost alles aufkeimende Glaubensleben in den Herzen der jungen Theologen ertödtete und sie unfähig machte, künftig in der Gemeinde Leben zu wecken — bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung.

Leider besitzen wir von seinen Urtheilen über die neue und damals in Halle alles wissenschaftliche Denken immer entschiedener beherrschende Wolff'sche Philosophie, welche mit ihren deutlichen, aber leblosen Begriffen die Gebildeten für Zweifel und Unglauben präparirte und die Theologie rationalisirte, nur kümmerliche Fragmente.

Wie richtig er diese von vielen Pietisten trotz Francke's Warnungen in ihrer Gefährlichkeit nicht erkannte Weltweisheit taxirte, bezeugt ein Wort, das er dem ihm früher befreundeten Baumgarten in Halle sagen ließ, dem Manne, der ohne recht zu wissen, was er that, sich mehr als Andere um die Einführung Wolff'scher Methode in die Theologie bemühte: Nichts sei geschickter, die Seelen, in die etwas vom göttlichen Geiste eingeflossen, auszutrocknen, als diese Methode. Und wie richtig er das junge Geschlecht von Theologen beurtheilte, das in dieser neuen Theologie seine Vorbildung für das geistliche Amt suchte, beweist eine Ansprache über Röm. 1, 16, die er 1752 im großen Saale des Halle'schen Waisenhauses an Theologiestudirende richtete. Nachdem er da gesagt, daß einer unmöglich ein wahrhaftiger evangelischer Lehrer sein könne, wenn er das Evangelium nicht brauche — er lege das Hauptwerkzeug aus den Händen, womit er arbeiten solle und ohne das er keinen Menschen retten könne —, fährt er fort:

Es giebt redliche Lehrer, die meinen, wenn sie viele Pflichten fordern und den Seelen gute Beweggründe aus dem Gesetz vorlegen, daß sie sich ändern sollten, so würden sie ihren Zweck erreichen — und haben ihnen doch das Evangelium nicht gepredigt, das allein Leben hat und geben kann. Ich verwerfe keine Pflichten; zu seiner Zeit sind sie alle wohl anzubringen. Allein, wie kann doch der Todte Werke ausüben und wie kann d e r Liebe beweisen gegen Gott, der ein Feind ist gegen das allerliebenswürdigste Wesen? Und was erfolgt gemeiniglich daraus? Es kommen da heraus pelagianische Werkheilige. Sie fangen an, das Böse zu lassen. Gelingt es ihnen, so hoffen sie die Seligkeit dadurch zu erlangen, und kennen doch Christum nicht. Aber es

kommen auch verzagte und verzweifelte Seelen aus diesem unrechten Gebrauch des Gesetzes heraus. Ohne den rechten Gebrauch des Evangelii ist keine wahre Beruhigung des Herzens möglich. —

Wie komme ich dazu, daß ich mich des Evangelii nicht schäme? — Ist's genug, wenn ich allen meinen Fleiß anwende, je mehr und mehr alle theologischen Wahrheiten zu fassen? — Es sei ferne, daß ich dieses Jemand verargen wollte, wenn er sich's angelegen sein ließe, seine Sache recht gründlich zu erlernen. Ja ich wünschte, daß es Alle mit ganzem Ernst thäten. Aber wahrlich! damit allein ist es nicht ausgerichtet. Es ist kein anderes Mittel, in den Stand zu kommen, daß man sich des Evangelii nicht schämt, als dasjenige, wodurch es Paulus dahin gebracht. „Ich schäme mich's nicht denn ich weiß, an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er kann mir meine Beilage bewahren bis an jenen Tag." So wird die Scham gehoben, daß man durch den heiligen Geist in der Ordnung der Bekehrung sich in den Stand setzen läßt, daß man sagen kann: Ich weiß mit einer göttlichen, vom heiligen Geist gewirkten Gewißheit, an wen ich glaube; an einen Jesum, in dessen Blut ich bin gereinigt worden, an einen Jesum, von dem ich täglich geleitet werde, an einen Jesum, der mir meine Beilage bewahren wird bis an jenen Tag. Bei wem es dahin kommt, von dem weiß ich gewiß, daß er sich des Evangelii nicht mehr schämen darf. — Ich bitte Sie um Gottes willen, um Ihres eignen und andrer Seelen willen, lassen Sie dieses auch in Ihren akademischen Jahren Ihre Bemühung sein, sich nicht mehr des Evangelii zu schämen. Sie sind's, durch welche dem Herrn Kinder gezeugt werden sollen, wie Thau aus der Morgenröthe. Sie sind's, durch welche der Herr

seine arme so sehr gefallene Christenheit wieder aufrichten will. Darum ist es aber nöthig, das zu gebrauchen, was Ihnen dazu behilflich sein kann, daß der Geist Gottes Sie zu brauchbaren Werkzeugen Gottes mache. Ich rathe dazu am Meisten das unschätzbare studium biblicum an. Ein gesegnetes Mittel ist es auch, wenn sich Studiosi theologiae unter einander herzlich ermuntern und ermahnen. — Werden Sie nicht einmal die Stunden beklagen, die Sie mit einander verdorben haben, und würden Sie sich nicht freuen, wenn Sie einmal daran denken würden, wie Sie zusammen so manche Stunden Gott zu Ehren zugebracht? O, wie wünsche ich so ofte, daß Gott die alten Tage, die ehemalige Zeit auf dieser Akademie wieder herstellen möchte! —[50])

Als Steinmetz diese übrigens nur nach einer flüchtigen Nachschrift wiedergegebene Rede in Halle hielt, war er durch körperliche Leiden, wie sie sich in seinen späteren Jahren bei seinem von Jugend auf kränklichen Körper häufiger einstellten, behindert.

Die uns bekannten Bilder des Abts, darunter ein Oelgemälde in Lebensgröße, zeigen eine hohe und anscheinend kräftige Gestalt. Charakteristisch für das Gesicht sind die hohe breite Stirn und zwei dunkle, fast stechende Augen unter gleich dunkeln, starken Augenbrauen. Die vollen Gesichtsformen, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust lassen nicht auf eine schwächliche Konstitution schließen.[51])

Trotzdem hatte Steinmetz seit seinem Knabenalter mit Siechthum zu kämpfen und zu den schweren Lasten seiner späteren Ämter die Last eines kränklichen Leibes zu tragen. Daß er trotzdem sein Leben so hoch brachte und erst als dreiundsiebenzigjähriger Greis seine gebrechliche Hütte ablegte,

war ihm und Andern wie ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit.

Während der letzten Jahrzehnte seines Lebens suchten ihn von Zeit zu Zeit schwere Krankheiten heim. Noch vier Jahre vor seinem Tode lag er einen ganzen Winter hindurch so schwer darnieder, daß man täglich sein Ende erwartete. Genas er damals auch, so mehrten sich doch nun seine Leiden in einem Maße, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Das ward ihm um seines Amtes willen sehr schwer, und um zu thun, was er thun konnte, entschloß er sich als einundsiebenzigjähriger Greis noch zur Herausgabe des „Geistlichen Magazins zum nützlichen Gebrauch für Lehrer und andere Christen", einer vornehmlich den Zwecken der Erbauung dienenden Kirchenzeitung, die er mit den Worten einleitete: „Es hat dem unveränderlich treuen Gott und Heiland seit einiger Zeit gefallen, mich mit Leibeszufällen heimzusuchen, die mir nicht zulassen, mein allerliebstes Geschäft, die mündliche und öffentliche Predigt des Evangelii, wie vorhin zu treiben. Dieser mein guter Herr hat mir, wie in meinem ganzen Leben, also in meinem beinahe fünfzigjährigen Lehramt Nichts zu Leide gethan; sondern mich vielmehr mit unbeschreiblicher Geduld getragen und unzähliger Wohlthaten ohne mein allergeringstes Verdienst gewürdigt. Sollte ich denn nicht sehnlichst wünschen, ihm bis auf den letzten Athemzug meines Lebens, wenigstens etwas nütze zu bleiben, und da ich das unschätzbare Wort von der Gnade Jesu und der Kraft seines Blutes nicht mehr mündlich verkündigen kann, solches doch schriftlich einigermaßen in die Herzen meiner lieben Mitchristen zu bringen?"

Nur kurze Zeit sollte Steinmetz selbst diese Monatsschrift redigiren. Im Juli 1762 suchte er, mehr denn sonst

von seinen Leiden gequält, in der Stille des zum Kloster Bergen gehörigen Gutes Prester Erleichterung. Aber schon Tags nach seiner Ankunft nahm seine Schwäche dermaßen Überhand, daß man den Arzt rufen mußte, und als dieser zwei Tage vergeblich auf die Wirkungen seiner Medikamente gewartet hatte, und das Nahen des Todes sich immer deutlicher ankündigte, versammelte sich der gesammte Klosterkonvent um das Sterbebett des vielgeliebten Abts.[52])

Längst war dieser auf sein Ende vorbereitet. Wenige Tage zuvor noch hatte er gegen einen Konventualen, der ihn in seiner Einsamkeit besuchte, geäußert: „Ach, daß doch mein treuer Gott und Heiland mich armen, alten Sünder zur ganzen Freude seines Herzens recht seliglich vollenden und seinen ganzen Liebes- und Gnadenzweck an mir erreichen könnte!" und dem obenerwähnten Haehn schrieb er: „Mein Herr und Heiland sieht bei meiner fast täglich zunehmenden Entkräftung, wie nöthig mir eine baldige Hülfe sei, und kann er nach seinem uns bekannt gewordenen Jesusherzen nicht anders, als mit mir, seinem alten, armen Knechte mitleidig handeln. Er bezeugt sich jetzt in meiner Einsamkeit dergestalt gegen mich, den allerunwürdigsten, daß ich sehr unbillig handeln würde, wenn ich nur das geringste Mißtrauen gegen ihn und seine Liebestreue bei mir wollte stattfinden lassen. O wie unermüdet sucht er mein armes Herz zu bearbeiten, daß, wenn er kommen wird, mich hineinzuholen, ich fertig stehe, ihm mit Freuden entgegenzuhüpfen. Amen. Ja komm, Herr Jesu, zur rechten Zeit und Stunde."

Das Bekenntnis seiner Unwürdigkeit und das Rühmen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes war die Summa dessen gewesen, was Steinmetz sein Leben lang geredet, gelehrt, gepredigt hatte. Es war auch der Haupt-

inhalt seiner Äußerungen in seinen letzten Stunden. Das Wort des Herrn 2. Mose 33, 19: „Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig, und weß ich mich erbarme, deß erbarme ich mich," hatte er schon vor Jahren sich zum Leichentext gewählt mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß an seinem Grabe nur die freie Gnade und Barmherzigkeit Gottes gepriesen werde. Diese Worte ließ er sich denn auch wenige Stunden vor seinem Abscheiden aufschlagen und wiederholte sie mit dem Zusatze: „Ich statuire zwar keine gratiam praedestinativam, aber ich weiß an meinem Theile am Besten, was für überschwängliche Gnade und Barmherzigkeit mir armen Sünder widerfahren ist; das soll also mein Leichentext sein."

Nach diesen Worten redete er nur Weniges noch. Seine Sprache versagte. Doch konnte er den ihm vorgelesenen Schriftworten und Liederversen mit sichtbarer Andacht folgen.

Ohne Kampf schlief er am 10. Juli 1762 in der vierten Nachmittagsstunde ein, um einzugehen zu seines Herrn Freude.

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit war sein Ein und Alles; die genoß er auch reichlich. Gnade und Barmherzigkeit walteten über ihn bis in dem letzten Augenblick seines Lebens. Denn er durfte die sonst redliche und auserwählte Knechte Gottes wohl anwandelnden natürlichen Schrecken des Todes nicht sehen. Vielmehr: recht sanft und stille ließ ihn Gott schlafen ein nach seinem Willen, so kam sein Stündelein" — so schildert die Gedächtnispredigt sein Ende.

Die Leiche Steinmetz's wurde von Prester nach Kloster Bergen übergeführt. Hier ist sie sicher in der alten Abtsgruft beigesetzt worden. Als 1813 die westphälische Regierung die Klosterschule schließen und die Klostergebäude total niederlegen ließ, wird auch diese Gruft verschüttet sein.

Dankbare Freunde retteten aber damals den Gedenk- und Grabstein des Abts Steinmetz, und heut noch steht er an einer Mauer in der Nähe der Bukauer Kirche aufgerichtet. Unter einer Widmung Seitens seines Nachfolgers und des Klosterkonvents, welche die Verdienste des Abts kurz erwähnt, und unter einem leeren Oval, in dem sich wohl einst das Brustbild desselben befand, steht der Spruch:

Certamen certavit, cursum absolvit, fidem servavit.

Als Goethe 1805 bei einem Besuche in Magdeburg vom dortigen Fürstenwall aus Kloster Bergen im grünen Kranze alter Bäume vor sich sah, trat ihm sofort der Name Steinmetz vor die Seele und er sagte: „Dort wirkte Abt Steinmetz, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig; und es bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsal zu erfrieren und zu verdürsten.“ Das ist das Urtheil eines Großen im Reiche menschlicher Kunst und Wissenschaft etwa 40 Jahre nach Steinmetz's Tode.

Was man zu seinen Lebzeiten im Reiche Gottes über ihn urtheilte, finde schließlich seinen zusammenfassenden Ausdruck in den Worten Etlicher, die mit ihm zusammen lebten und wirkten.

„So groß seine Gaben in Ansehung des Vortrages göttlicher Wahrheiten waren, so besonders hatte ihm Gott vor vielen Andern auch die Gabe zugetheilt, mit Jedermann so zu handeln und einem Jeden nach seinem Stande so zu begegnen, wie es der Klugheit der Gerechten anständig ist. Das war ihm sonderlich von Oben gegeben, Menschen Gunst und Gefälligkeit der Wahrheit zum Nachtheil ja nicht zu suchen und billige Freundschaft mit Dank und aufrichtiger Gegenliebe zu erkennen.

Seine natürlichen Gaben, ein durchdringender Verstand, eine gründliche Beurtheilungskraft, die außerordentliche Lebhaftigkeit, die Gemüthskräfte ohne Ermüdung in vielen und mancherlei vorkommenden wichtigen Sachen auf eine anhaltende Weise zu gebrauchen, die ganz ungemeine Fähigkeit, eine Sache geschwind und richtig durchzusehen, das nicht minder glückliche Gedächtnis, dazu eine ansehnliche Gestalt, welche bei der Gabe, mit Jedermann gebührend und anständig umzugehen, ihm beim ersten Anblick eine gewisse Liebe, Hochachtung und Ehrfurcht erwarb — wurden geheiligt und erhöht durch die Gaben des heiligen Geistes, die er in der Ordnung der wahren Buße und des wahren Glaubens unter treuem Gebrauch der verordneten Gnadenmittel nach und nach bis zu einem sehr reichen Maße erlangte.

Der herzliche, recht brennende Trieb, recht viele Seelen, ja lieber Alle gerettet zu sehen, erfüllte sein Herz dermaßen, daß nicht nur sein Mund in Gebet, in Vorträgen und Unterredungen bei allen Gelegenheiten davon überfloß, sondern auch seine vornehmsten und liebsten Beschäftigungen hauptsächlich darauf abzielten. Dieser Hunger nach Seelen, wie man es wohl mit Recht nennen kann, floß aus dem innigsten und herzlichsten Liebeseifer um die Ehre Gottes und Jesu. Das wünschte sein redliches, Gott ergebenes Herz am angelegentlichsten, daß nur Jesus Christus möchte recht hoch gepreiset werden zur Ehre Gottes des Vaters. Das war sein brünstiges Verlangen, nur seinem Gott und Heiland recht nützlich zu sein.

Daher kam es auch, daß ihm bei den zustehenden Schwachheiten seines Leibes immer dies das größte Leiden war, daß er, wie er sich ausdrückte, so unbrauchbar und unnütz seine Tage hinbringen mußte. O, wie wehmüthig hat er darüber,

sonderlich in seinen letzten zwei Lebensjahren, mehrmalen und oft mit Thränen geklagt! Hingegen flossen auch oft Freudenthränen, wenn er hie und da von einer gesegneten Frucht des Evangelii Etwas vernehmen konnte.

Hierbei wußte er am Besten aus einer vieljährigen seligen Erfahrung, wie unaussprechlich süß der Genuß der Gnade Gottes in Christo Jesu sei, und das gönnte er daher auch allen Denen, die sich einmal dem Herrn Jesu ergeben hatten, ja, allen Menschen ohne Unterschied! —

Zu dieser Gabe und Gnade war ihm auch der Geist des Gebets in einem sonderlich reichen Maße mitgetheilt. Die zarte Liebes- und Gnadengemeinschaft mit Gott in Christo wurde unter dem gläubigen, anhaltenden Gebete immer größer, und die selige Gebetsübung wurde durch jene erhalten und vermehrt. Beten, Beten war sein tägliches Geschäft. Alle Umstände, welche innerlich und äußerlich aus der Nähe und Ferne dem Herzen Noth machen oder sonst ein besonderes Anliegen verursachen konnten, erneuerten diese Gabe des Gebetes bei aller Gelegenheit und wurden durch Gebet und Flehen erleichtert, geheiligt, gesegnet. Wie Manches ist da in der Stille durchgebetet und im Verborgenen bei dem kindlichen und gläubigen Hinzunahen zum Gnadenthron ausgemacht und überwunden worden! Wie mancher Segen ist da nicht hergebetet worden von dem Gott, der Gebet und Flehen so gerne hört!

Alles dies zusammengenommen machte ihn desto fähiger, aus Glauben im Glauben fortzugehen und in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi merklich und mächtig zu wachsen. Daher kam er denn auch zu einer solchen ausnehmenden Einsicht in allen Reichthum des herrlichen Evangeliums Gottes von Christo Jesu, daß man wohl

in Wahrheit sagen kann, diese Gnade sei ihm viel reichlicher widerfahren, als manchen andern auch treuen Knechten des Herrn in unsern Tagen.

Er war, wie es von Paulo heißt, von Mutterleibe dazu ausgesondert und dazu berufen, daß Gott seinen Sohn Jesum Christum in ihm offenbarte, damit er ihn in so vielen Gegenden mit Segen verkündigen sollte. Er sahe und fand Jesum den Gekreuzigten überall in der ganzen heiligen Schrift und bekräftigte damit das theuer werthe Zeugnis, das von diesem zeugen alle Propheten, daß nämlich durch seinen Namen Alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Er predigte mit Nachdruck und zeugte gewaltig. Und sein ganzer Wandel war diesem ihm anvertrauten Dienst am Evangelio in allen Stücken gleichförmig. Denn er übte sich mit Ernst und Verleugnung seiner selbst, zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und gegen Menschen. Daher zeigte sich an ihm, bei allem in Ansehung des äußern Berufs nöthigen Ernste, eine besondere Freundlichkeit und Geduld, Tragsamkeit und herzliches Erbarmen, so wie es sich nicht allemal auch bei übrigens redlichen Knechten und Kindern Gottes beisammen findet.

Seine Mildthätigkeit gegen Arme und Hülfsbedürftige war außerordentlich. Da er sich bei den so viele Jahre hindurch verwalteten ansehnlichen und einträglichen Ämtern wohl irdische Schätze zu sammeln Gelegenheit gehabt hätte, so drang ihn doch die Liebe Christi, nicht auf das Fleisch, sondern auf den Geist zu säen und zwar so reichlich, daß gewiß alles leibliche Einkommen auf einen reichen Segen und auf eine reiche ewige Ernte ist ausgestreut worden.

Bei diesem rechtschaffenen Sinn konnte es ihm an Leiden und mancherlei Schmach und Verfolgung nicht fehlen. Die waren ihm aber eine Gnade und Ehre, und sein Herz freute sich, um Jesu willen und mit seinem lieben Heiland zu leiden. Bei aller dieser vor vielen Andern so reichlich erfahrenen und genossenen Gnade blieb er klein und unwerth in seinen eignen Augen. Ja man darf wohl sagen, er war und blieb in seinen Augen der erste unter den Sündern, die auf Nichts als auf Gnade und Barmherzigkeit ihre Hoffnung setzen. Der geringste Fehler konnte ihn auf's Tiefste bewegen, so daß Diejenigen, welche zuweilen davon Zeugen sein durften, es nicht ohne eigne Beschämung sehen und hören konnten, wie arm und gering dieser gewiß auserwählte Knecht sich vor Gott darstellte und um Vergebung seiner Sünden um des Blutes Jesu willen flehte, ja mit was für herzlicher Demuth er auch wohl gegen Menschen, die es nicht hätten erwarten können, seine Gebrechen gestand. Auf diesem Wege erfuhr er aber auch reichlich Gnade und Barmherzigkeit und Friede von Gott und dem Vater unseres Herrn Jesu Christi. Und das machte ihn eben wieder so barmherzig und mitleidig gegen seine Nebenmenschen. Wer die Wohlthat von Gott genossen, ihn im Beichtstuhl zu sehen und zu hören, der hat wohl nicht ohne Thränen ein Zeuge von der tiefen, innigen Beugung sein können, mit welcher der Selige zum Gnadenthron im Glauben an Jesu Blut nahete. Barmherzigkeit, Barmherzigkeit war sein Ein und Alles."

Samuel Lau,

Hofprediger in Wernigerode.



Lau's Jugendjahre.

Neukirch. Elbing. Halle. Jena.

Samuel Lau wurde als der Sohn des Pastors Andreas Lau und seiner Gattin Dorothea, geb. Culmann, zu Neukirch bei Elbing am 12. Oktober 1703 geboren[1]).

Nach seinem Tode hat einer seiner Freunde von ihm gesagt, es sei ihm das Köstliche widerfahren, was der Prophet in den Klageliedern rühme: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Und in der That hat Lau die Last eines Joches sehr frühe gefühlt, jenes, unter dem der Psalmist seufzt: „Meine Sünden gehen über mein Haupt; wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden.“ Er hat aber auch früh den Einen suchen gelernt, der uns dies Joch abnehmen kann, und hat erfahren, was es heißt: „So euch der Sohn frei macht, seid ihr recht frei.“

Lau hat eine schwere Jugend gehabt.[2]) Nicht durch frühen Kampf mit äußerer Noth, um Dasein und Fortkommen, wie er Manchen früh zum Manne schmiedet. Wenn auch Lau's Vater kein nennenswerthes Vermögen besaß, und nach seinem Tode das Weiterstudiren des Sohnes in Frage gestellt schien, seine Pfründe zu Neukirch war immerhin so groß, daß er Knechte und Mägde zur Bewirthschaftung des Pfarr=

ackers halten mußte und seinem Sohne den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer ertheilen lassen konnte. Aber frühe hat Lau alle Bitterkeiten jenes inneren Kampfes durchkosten müssen, dessen Schilderung noch dem Apostel den Seufzer auspreßt: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? so frühe wie es doch auch in jener an Bußkämpfen so reichen Zeit, in die Lau's Jugend fällt, nicht gewöhnlich war, und ungewöhnlich lange währte dieses Ringen unter der Last der Schuld und mit der Macht der Sünde, ehe es in dem freudigen Bekenntnis eines gläubigen, seines Heilandes gewiß gewordenen Herzens endete: „Ich danke Gott durch Jesum Christum meinen Herrn!"

Der frühzeitige Ernst der Selbstprüfung und des Trachtens nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, wodurch schon der junge Samuel in jene inneren Kämpfe geführt wurde, war jedenfalls väterliches Erbtheil und Frucht väterlicher Erziehung. Ob der Pfarrer Andreas Lau einst zu den Leipziger Studenten gehört, die sich in den achtziger Jahren des vorhergehenden Jahrhunderts zu den Collegia philobiblica der pietistischen Magister Francke, Anton und Schade hielten, oder ob er unter den Erstlingsstudenten Halle's gewesen, die hier zu den Füßen Anton's und Breithaupt's saßen — beides ist möglich —, wir wissen es nicht. Das aber steht fest, daß er in dem großen seine Zeit durchwogenden Kampfe zwischen Orthodoxie und Pietismus auf Seiten des letzteren stand und zwar als einer, dem das Dringen auf lebendiges und thätiges Christenthum innerste Herzenssache war.

Aber des Vaters strenge Zucht, die bei der Erziehung des Sohnes vorgewaltet zu haben scheint, konnte nicht einmal verhüten, daß diesem während der häufigen Abwesenheit

des Vaters der Umgang mit den Knechten des Elternhauses zu einer Sündenschule wurde; noch weniger, daß er in Elbing, wohin er in seinem elften Lebensjahre, um das dortige Gymnasium zu besuchen, übersiedelte, mit einem ihm verwandten Mitschüler in jahrlangen Verkehr trat, an dem er wieder „einen Lehrmeister in Sünden“ fand. Aber als er von diesem Verführer getrennt wurde, und das geschah in seinem sechszehnten Lebensjahre, also in einer Zeit, in der sonst weltliche Gedanken und Gelüste am wenigsten geneigt sind, der Stimme des Gewissens sich zu beugen — da fing er auch an, ernstlicher über seinen Seelenzustand nachzudenken und zu fragen, auf welchem Wege er sich befinde. „Damals“, schreibt er, „erkannte ich bald, daß ich auf dem Wege des Lebens nicht wäre. Daher ich den Anfang machte, mich nach und nach auch der übrigen losen Gesellschaft zu entschlagen. Anstatt daß ich zuvor alle Abende in meiner sündlichen Kompagnie war, ging ich jetzt nur einen Tag um den andern hin, hernach um den dritten und endlich um den achten Tag, bis ich endlich ganz abbrach und es ganz gewohnt wurde, auf meiner Stube bei den Büchern allein zu sein. Mein Heiland war da schon auf dem Wege, mich zu sich zu ziehen. Ich trieb es aber allein durch natürliche und philosophische Mittel, mich zu bessern. O, hätte ich meine Kniee vor dem lebendigen Gott sofort gebeugt, als mir der erste gute Gedanke in mein Herz gegeben wurde, wie bald wäre ich durchgebrochen!“ —

Daran hinderte ihn aber noch der Mangel an Selbsterkenntnis. Er wollte in eigener Kraft vor Gott und Menschen ehrbar leben und brauchte noch keinen Heiland.

Zu einem wohlanständigen Auftreten vor der Welt gehörten damals mehr als jetzt allerlei ritterliche Künste wie

Tanzen, Fechten u. A. Aber die Ehrlichkeit und der tiefe Ernst, welche zu den Grundzügen des Lau'schen Charakters gehören, ließen ihn auf diesem Wege nicht weit kommen. Als ihm der Tanzmeister die ersten Menuettouren vormachte, fand er diese Sprünge so lächerlich, daß er das Tanzen sofort aufgab.

Er suchte Umgang mit angesehenen und äußerlich wohlanständigen Mitschülern, mit den „honnêtes hommes“ der Schule. Sowie er aber merkte, daß ihre „honnêteté“ nur ein Aushängeschild war, womit die Gunst der Lehrer gewonnen werden sollte, zog er sich von ihnen zurück.

So saß er wieder allein auf seiner Stube und vertiefte sich mit verdoppeltem Fleiß in seine Studien. An dem Worte Gottes fand er noch keinen Geschmack. Was seine zu Gott geschaffene Seele brauchte, suchte er in Seneka's Schriften. Aber er bekennt später, daß ihn damals die Einsamkeit seinem Heilande näher gebracht habe.

Äußerlich hielt er sich untadelig, und da sein Fleiß für seine Fortschritte in der Schule die besten Früchte trug, so erntete er reichliches Lob von seinen Lehrern, und auch sein Vater war zufrieden mit ihm. Er selbst aber war es je länger desto weniger, und je mehr die Erkenntnis seiner Sünde sich vertiefte, desto lebendiger regte sich in ihm das Bedürfnis nach Erlösung.

Besondere Segenszeiten waren für ihn die Abendmahlszeiten. Der Rektor des Elbinger Gymnasii war der fromme Koitzsch, ein Schüler Francke's und nachher als Inspektor des Halle'schen Pädagogii einer seiner Mitarbeiter, bekannt durch mancherlei Schriften, namentlich durch sein schönes Abendmahlslied: „O Ursprung des Lebens.“ Er pflegte seine Schüler auf Beichte und Abendmahl selbst vorzubereiten, und

seine Reden machten auf Lau den tiefsten Eindruck. Ihnen verdankte er es mit, daß er immer tiefer hinein gerieth in jenes Ringen nach Erlösung von dem „anderen Gesetz in den Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in unserm Gemüth“ und daß er immer sehnsüchtiger einstimmte in des Apostels Seufzen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Damals machte er auch dieselbe Erfahrung wie der Apostel, daß nämlich bei dem Ringen nach Gerechtigkeit die Sünde erst recht sündig wird — ihre ganze Macht und volle Häßlichkeit vor uns offenbart. Er erlebte Anfechtungen wie er sie vorher nicht gekannt hatte. In seine Andacht mischten sich wider seinen Willen gotteslästerliche Gedanken. „Ich gedachte dabei,“ schreibt er, „daß ich nun von Gott ganz verstoßen und dem Satan dahin gegeben wäre, der mir den verdienten Lohn meiner Ungerechtigkeit geben solle.“

In solchem Zustande fand ihn die wiederkehrende Fastenzeit, in der die Gymnasiasten gemeinsam das Abendmahl feierten. Er wollte vom Tische des Herrn wegbleiben. Das durfte er aber ohne Erlaubnis des Rektors nicht und dem mochte er sein Elend nicht beichten, namentlich nicht sich selbst als einen Gotteslästerer anklagen. So nahm er das Sakrament, aber um sofort verdoppelter Qual zu verfallen. Tag und Nacht wurde er von dem Gedanken verfolgt, er habe das heilige Mahl unwürdig gefeiert und den Leib des Herrn sich zum Gerichte genossen. Damals fing er an auf seinen Knieen unter Thränen Gott um Hülfe anzurufen.

Das folgende Osterfest feierte er im Elternhause. Das Mutterauge bemerkte zuerst in den verstörten Zügen des Sohnes die Spuren innern Leidens. Ihre Fragen beantwortete er mit einem Strome von Thränen. Da nimmt ihn der Vater

auf seine Stube und durch freundliche Fragen gelingt es ihm, dem Sohne ein volles Bekenntnis dessen abzulocken, was seine Seele belastet und an seinem Leben zehrt. Der Zuspruch des Vaters verschafft ihm auch einige Ruhe. Sie hält aber nicht vor, weil sich Zweifel erheben, ob auch der Vater „heilig genug" sei, in dieser Sache ein richtiges Urtheil zu fällen.

Diese Bekenntnisse veranlaßten aber den Pastor Lau, seinen Sohn als Zögling in das Haus des Rektors Koitzsch zu bringen und der, über den Zustand seines neuen Hausgenossen gründlich unterrichtet, nahm sich seiner mit besonderer Treue an. Zu Schutz und Trost bei seinen Anfechtungen rieth er ihm unter Anderem, die über diese Materie handelnden Stücke der vier Bücher von Arndt's wahrem Christenthum (Buch II cap. 52—54) fleißig zu lesen, und dem jungen Lau war es besonders tröstlich, hier zu erfahren, daß seine Anfechtungen vielen Andern wohlbekannte Dinge seien, ja, daß Andere Schlimmeres erlitten als er.

Dennoch vergingen noch zwei Jahre, ehe er von diesen Anfechtungen ganz frei wurde. Fehlte es auch nicht an zeitweisen Erleichterungen, so waren sie doch nicht von Dauer; und immer schwerer wurden Lau jene plötzlich aus dunkler Tiefe seiner Seele aufsteigenden gottlosen und gotteslästerlichen Gedanken. Er fühlte sie wie die feurigen Pfeile Satans, und sie verwundeten ihn so schmerzlich, daß er zuweilen laut jammerte und schrie und Gott flehentlich bat, er möge ihn doch an seinem Leibe schlagen, aber seiner Seele Ruhe gönnen. „Diese Zeit war mir länger", klagt er, „als sonsten mein ganzes Leben, und ich lag in derselben so hart unter der Staupe Mosis, daß mein Saft vertrocknete wie es im Sommer dürre wird."

Die innern Kämpfe drückten selbstverständlich seinem ganzen Wesen ein eigenthümliches, seinen Mitschülern unleidliches Gepräge auf, und er wurde ihnen so verhaßt, daß sie ihn oft mißhandelten. „So", schreibt er, „fiel meine zuvor gegesuchte honnêteté in den Koth." Auch seinen Elbinger Verwandten war sein Benehmen erst auffällig und dann anstößig; sie hielten es aber für leibliche Krankheit und riethen zu Aderlaß und ähnlichen Dingen wie sie wider Melancholie gebraucht zu werden pflegten. Pastor Lau und Rektor Koitzsch allein kannten den Sitz des Leidens und den rechten Arzt. Ersterer ermahnte seinen Sohn zur Geduld und tröstete ihn mit der Versicherung, daß er selber fürbittend für ihn mit dem Herrn ringe; übrigens sei sein Zustand nicht zum Tode, sondern zum Leben. Die Lektüre der Moralisten, auf welche Lau verfallen war, widerrieth ihm der Vater. Dagegen empfahl er ihm immer wieder das fleißige Lesen der Schrift, vornehmlich des Neuen Testaments.

Als Lau diesen Rath consequenter als vorher befolgte, fingen auch etliche von den Siegeln des bis dahin ihm verschlossenen Bibelworts an sich zu lösen, und besonders tröstlich wurde ihm das vom guten Hirten handelnde zehnte Capitel des Johannesevangeliums. Aber noch immer wurden seine Gedanken, wenn sie auf der rechten Fährte waren, von dem falschen Schlusse gekreuzt: Jesus ist zwar der Heiland, der dir helfen könnte; aber du hast es ihm zu grob gemacht und darfst dich nicht unterfangen, ihn deinen Heiland zu nennen.

So hielt er sich auch immer wieder für unwürdig zum Genusse des heiligen Abendmahls und erklärte, daß er sich an der Schülerkommunion nicht mehr betheiligen könne.

Rektor Koitzsch forderte aber diese Theilnahme auf das Bestimmteste und ließ auch die gotteslästerlichen Gedanken, von denen Lau noch dann und wann gequält wurde, nicht als Grund des Fernbleibens gelten. Es stecke, sagte er, Mancher, dem man es nicht ansehe, in derselben Noth. Der alte Lau aber erklärte, man thue solchen Anfechtungen viel zu viel Ehre an, wenn man darauf lange reflektire. Der Satan müsse die Ehre und Freude nicht haben, einen Christenmenschen so zu quälen, und das werde er bleiben lassen, wenn man seinen Unflath verachte und diese Dinge sich nicht so zu Herzen nehme.

„Hiezu" schreibt Lau, „gab mir Gott auch immer mehr Gnade, daß ich den Teufel toben ließ und seiner dabei im Herzen spottete." So wich diese Anfechtung. Aber hatte er nun auch mehr Ruhe, evangelischen Glauben und Frieden hatte er noch nicht.

„Ich blieb tückisch in meinem Herzen wider Gott", schreibt er, „und wollte immer selber wirken und zu Christo nicht eher hingehen, als bis ich mich von meinen Sünden selbst gereinigt hätte. Meine Ruhe suchte ich in meinen jämmerlichen, guten Werken, davon mir doch das eine und das andere aufzubringen, blutsauer wurde. Zum Gebete hatte ich gar keine Kraft. Dennoch wollte ich mein liederliches und böses Herz zwingen, nichts Böses zu thun. Denn darauf ging allein meine Bemühung, die Sünde zu lassen, da ich doch sonderlich und zuvörderst meine Seele dem Herrn Jesu hätte übergeben sollen, daß er meine Bande zerreißen möchte." Durch allerlei kleine, äußere Mittelchen, wollte er seinen Kampf wider die Sünde unterstützen. So schrieb er, um sie immer vor Augen zu haben, in seine linke Hand Worte wie: Gott, Hölle, Seligkeit. Aber das half sehr wenig.

Zwar war sein äußerer Wandel wohlanständig, ehrbar, untadelig. Aber es war, als ob die Sünde, in dieser mehr äußeren Sphäre siegreich bekämpft, all' ihre Macht auf ein innerlicheres Gebiet koncentrire und ihm es da doppelt schwer mache, den sittlichen Forderungen einer höheren Ordnung zu genügen. Eine verdrießliche, mürrische, launenhafte Stimmung bemächtigte sich des Jünglings. Der leiseste Anlaß konnte ihn zum Zorn reizen, und der Zorn zu allerlei Unrecht, sogar zu groben Beleidigungen Anderer, hinreißen. Die Selbstanklagen, die dann bei kaltem Blute diesen Zornausbrüchen folgten, die Abbitten, zu denen er, um das Unrecht wieder gut zu machen, seinen Stolz zwang, besserten die Reizbarkeit seines Gemüths wenig. „Ein gesetzlicher Christ ist ein elender Christ und wird seines Gottes nimmermehr froh", schreibt Lau, indem er diese ohnmächtigen Versuche in eigner Kraft eine gründliche Änderung seines Herzens herbei zu führen schildert. „Gott mußte mich aber also angreifen, damit mir mein Selbstwirken und mein pharisäischer Stolz recht versalzen würden. Da mir mein Elend einigermaßen vor die Augen kam und ich mir selbst davon helfen wollte, mußte meine Seele sich erst recht müde arbeiten auf ihren eignen Wegen, bis ich zu Christo und seinen Wunden zugriff mit den befleckten Händen, die ich zuvor vergeblich durch eigene Gerechtigkeit waschen wollte."

Doch ging es eben allmählich aufwärts. Lau ist nicht mit einem Ruck wie ein Brand aus dem Feuer gerissen und nicht in einem Tage aus Zweifel und Angst zu Glaubensgewißheit und Frieden hindurchgedrungen. „Der liebe Gott sah wohl", schreibt er, „es diene mir nicht, auf einmal zuviel vom süßen Evangelio zu kosten." Aber er sah und glaubte doch nun etwas von der Freundlichkeit und Leut-

seligkeit Gottes in Christo, und sein Herz ward dadurch einigermaßen gestillt. Und — bezeichnend genug! — er bekennt, daß ihn diese veränderte innere Stellung, die sich auch in seinem Äußeren offenbart, seinen Mitschülern wieder näher gebracht habe. Auch solche, die vorher über ihn gespottet, hätten angefangen, freundlich mit ihm zu verkehren.

Freilich die Füchse, die den Weinberg des Herrn verderben, blieben nicht aus. Kleine Sünden hemmten hie und da die guten Anfänge. „Ich betete wohl, ich haßte auch, was ich als böse erkannte, doch unterließ ich die tägliche Reinigung meines Herzens, die wahre Wachsamkeit des Gemüths und die rechte Inbrunst im Gebet. Du aber hieltest mich doch, mein Heiland, mit verborgenen Händen, daß ich nicht ganz aus deiner Gnade zurückfiel,“ schreibt Lau von diesen Tagen.

Im Jahre 1724 bezog er die Universität Halle.

Es ist oft gesagt, daß Halle in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die evangelische Kirche eine ähnliche Bedeutung hatte, wie Wittenberg im Reformationszeitalter. Halle war, als Lau seinen Fuß in die erst etliche Decennien alte, aber mit wunderbarer Schnelligkeit aufgeblühte Universität setzte, nicht bloß die viel umstrittene, aber aus allen Kämpfen äußerlich wenigstens siegreich hervorgegangene Festung, es war zugleich die vielbesuchte und vielgesegnete Bildungsstätte des Pietismus — ein fruchtbares Seminar, aus dem Tausende von Theologen ausgingen, um den Samen lebendigen Christenthums und freilich auch pietistischer Einseitigkeiten hinaus zu tragen in die Kirche. Wenn einer der gründlichsten Kenner des christlichen Lebens dieser Periode behauptet [3]), daß in keiner andern Zeit die evangelische Kirche so reich gewesen an treuen eifrigen Geistlichen und erweckten Laien, so darf mit gleicher Gewißheit behauptet

werden, daß die weitaus größere Mehrzahl dieser Geistlichen, was sie besaßen an Liebe zum Herrn und an Eifer für die Ausbreitung seines Reichs, mittelbar oder unmittelbar aus dem Lebensstrom geschöpft hatten, der von Halle seinen Ausgang nahm.

Den geistigen tragenden und beherrschenden Mittelpunkt der theologischen Facultät nicht bloß, sondern der ganzen Universität bildete auch um diese Zeit noch, als Lau seinen Fuß in die damals äußerlich sehr wenig anmuthige Saalestadt setzte, A. H. Francke. „Herr gieb mir Kinder wie der Thau aus der Morgenröthe, wie der Sand am Meere, wie die Sterne am Himmel, daß ich sie nicht zählen kann" — so hatte er einst gebetet, und nun konnte er bekennen: „Gott hat mein kindliches und zuversichtliches Gebet so gnädig angesehen, daß ich in der That die Zahl derer, die mir selber bezeugt, daß sie ihre Seligkeit dem Worte, so aus meinem Munde gegangen, zu danken hätten, nicht mehr würde ausrechnen können und zwar nur in Deutschland, da doch deren nicht weniger, sondern vielleicht noch mehr in andern Ländern sein mögen, dazu auch noch das Werk der Bekehrung unter den Heiden gekommen ist, darin es Gott gefallen mich zum Werkzeug zu gebrauchen".

Viele Tausende junger Theologen haben zu Francke's Füßen gesessen, und es werden nicht viele unter den damals bekannteren außereuropäischen Ländern gewesen sein, in denen nicht irgend ein Schüler Francke's die von diesem empfangenen Anregungen zum Bau des Reiches Gottes verwerthet hätte.

Worauf es Francke bei seiner akademischen Lehrthätigkeit vor Allem ankam, hat er selbst in den beiden Sätzen ausgesprochen: „Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher

zu schätzen, als ein Centner des bloß historischen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse" und „im theologischen Studio halte ich es für einen Grundirrthum, wenn Jemand sich beredet, daß er ohne den heiligen Geist recht Theologie studiren könne".

Erkennen, was wahres Christenthum sei, das Evangelium von Christo in apostolischer Einfalt und Lauterkeit verkündigen lernen und auf dem einigen Grunde Christus, den sie einmal in Anderen legen sollen, sich selbst recht erbauen — das ist das dreifache Ziel, welches nach Francke die Theologiestudirenden auf der Universität zu erreichen haben; weshalb auch beim theologischen Studium nicht lediglich der Kopf, sondern vor Allem das Herz betheiligt ist. Diese Grundsätze waren aber schlechthin maßgebend auch für die Arbeit aller andern Professoren der theologischen Fakultät. Trotz verschiedener Gaben und in Nebensachen hie und da abweichender Überzeugungen verfolgten dieselben Ziele wie Francke seine älteren Kollegen Breithaupt und Anton, jener in Erfurt, dieser in Leipzig schon sein Gesinnungs- und Kampfsgenosse, und die etwas jüngeren Lange, Michaelis, Herrnschmid, Freilinghausen und Rambach.

Lau betrat als ein überaus schüchterner Jüngling die ihm neue Welt akademischen Lebens. Seine innere Entwicklung und die Erfahrungen, die er bisher gemacht, so oft er näheren Anschluß an Alters- und Studiengenossen gesucht, konnten ihn nicht ermuthigen, entschiedener eine ihm angeborne Blödigkeit zu bekämpfen und engere Freundschaften zu schließen. Den studentischen Kreis, in den er durch äußere zufällige Umstände zuerst geführt war, verließ er bald wieder. Zwar trieb ihn Nichts hinweg, was wider Anstand und gute

Sitte verstoßen hätte; aber auf die Fragen, die sein Innerstes bewegten, fand er hier keine Antwort.

Auch seinen theologischen Lehrern scheint er nicht näher gekommen zu sein. In einen persönlichen Verkehr mit dem vielbeschäftigten Francke zu treten, der es als das größte Opfer zu bezeichnen pflegte, wenn er einem Besucher ein Stündchen seiner Zeit widmete, war wohl nicht leicht. Aber es scheint auch nicht, als habe Lau einen solchen Verkehr mit Anton oder Breithaupt gesucht; obwohl der erstere, der orthodoxeste unter den Halle'schen Pietisten — von dem der jüngere Francke rühmt, daß er ein so treuer Forscher und gründlicher Kenner der symbolischen Bücher gewesen, wie kein anderer Theologe seiner Zeit — durch seine Vorlesungen den tiefsten Einfluß auf Lau's theologische Bildung ausübte, und obwohl die durch und durch geistgesalbte Persönlichkeit Breithaupt's, dessen Äußeres schon Achtung und Ehrfurcht gebot, der als großer Beter selbst den Katholischen bekannt war, gewiß auch auf ihn Eindruck zu machen nicht verfehlte. Lau's Freunde behaupteten nachmals, daß sein sanfter und doch eindringlicher Vortrag, sowie seine prägnante Ausdrucksweise, bei der er mit wenig Worten viel zu sagen verstanden, an Anton's Sprache erinnere [4]). Der eigentliche Systematiker unter den Hallensern war damals der ehrwürdige Breithaupt. Lau, der später ein Kapitel aus dessen lateinischer Moraltheologie über „Gesetzliches und evangelisches Christenthum" in's Deutsche übersetzte und herausgab, ist sicher sein Schüler gewesen. Alttestamentliche Exegese trieb er unter J. H. Michaelis Leitung.

Einen besondern Segen für sein inneres Leben bekennt Lau aus Francke's praktischen Vorlesungen empfangen zu haben; das werden vor Allem jene praktischen Bibelaus-

legungen gewesen sein, die Francke an den Sonntagsnachmittagen im großen Saale des Waisenhauses hielt, oder seine paränetischen Donnerstagsvorlesungen (lectiones paraeneticae) im großen Hörsaale der theologischen Fakultät, in welchen er zeigen wollte, was „angehende Theologen im Christenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zweckes hindern könne, und wie sie diese Hindernisse zu überwinden hätten.[5])“ Doch erklärt Lau selbst, daß es, trotz der hier empfangenen „Erweckungen“ lange bei ihm „zu der rechten Kraft der Gottseligkeit“ nicht habe kommen wollen.

Und doch ging die entscheidende Wendung in seinem innern Leben, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar von Francke aus. Eine der eigenthümlichen Einrichtungen des Halle'schen Universitätslebens, vornehmlich die Schöpfung Francke's, waren die collegia biblica, kleinere Vereinigungen Studirender und vor Allem Theologiestudirender zu gemeinsamer Lektüre und erbaulicher Besprechung der heiligen Schrift. Einer der Anwesenden übernahm die Übersetzung und Erklärung des Textes; die Übrigen konnten, wenn er seinen Vortrag geendigt, ihre Bemerkungen hinzufügen. Trotz aller Neigung und Gewöhnung zu einsamen Studien mußte sich Lau einer solchen Gesellschaft anschließen. Und hier fand er Leute, wie er sie gesucht hatte, „erweckte und redliche Studiosi,“ mit denen er bald in engste Gemeinschaft trat, um „mit selbigen den Wettlauf nach dem Kleinod der Seligkeit zu beginnen.“

In diesem Kreise begegnete er auch dem Jünglinge, mit dem er bald das innigste und weit über die Universitätsjahre hinausreichende Freundschaftsbündnis schließen sollte, dem Studiosus Ulitsch, von welchem wir unten noch öfter zu berichten haben. Ulitsch war von Jena nach Halle gekommen

und hatte dort in freundschaftlichem Verkehr mit dem aus Wernigerode stammenden Theologen Zimmermann gestanden, der nach Vollendung seiner Studien die akademische Laufbahn erwählt hatte und jetzt den Jenenser Studenten philosophische Vorlesungen hielt. Ulitsch und Zimmermann hatten, wie sich Lau ausdrückt, zusammen unter Mosen geschwitzt und Christum gesucht. Als Zimmermann ihn gefunden, theilte er das große innere Erlebnis dem Hallenser Freunde mit. Durch ihn kamen die Zimmermann'schen Briefe in Lau's Hände, und so empfing dieser schon in Halle einen Segen von dem Jenenser Magister, dem er später persönlich so nahe treten und von dem eine entscheidende Wendung seines äußeren Lebensganges ausgehen sollte.

Auch ein anderer gesegneter Briefwechsel, den Lau erwähnt, fällt in diese Hallenser Zeit. Es ist der mit einem ihm befreundeten und in Jena studirenden Landsmanne. Derselbe „notificirt ihm seine Bekehrung" und Lau richtet mit ihm vor Gott einen förmlichen Bund auf, durch welchen beide in treuer Gemeinschaft „Gott redlich zu suchen" und sich im Dienste Gottes „ihrem armen gemeinsamen Vaterlande aufzuopfern" geloben.

Auf die Stunde seiner eigenen Bekehrung wartet Lau noch immer in schmerzlichem Verlangen. Daß Andere in pietistischer Beschränktheit, um seinen Bußkampf zu vertiefen, diese innere Noth geflissentlich zu verlängern versucht hätten, läßt sich nach seinen Aufzeichnungen nicht annehmen. Sie bezeugen für seine Schuljahre wenigstens das Gegentheil, daß nämlich sein Vater sowohl wie der Rektor Koitzsch treulich dem suchenden Jünglinge die Tage des Suchens und Ringens zu verkürzen bemüht waren und deutlich genug die Wege zum Frieden zeigten. —

Sein Collegium biblicum sollte Lau an das ersehnte Ziel bringen. Auf seiner eigenen Stube waren an dem für ihn unvergeßlichen Tage die Freunde und Vereinsmitglieder versammelt. Man redete über die Schilderung Zions bei Jes. 33, 23. 24: „Dann wird viel köstlichen Raubes ausgetheilt werden, daß auch die Lahmen rauben werden, und kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach, denn das Volk, so drinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben.“ Ein jeder der Anwesenden theilte mit, was seine persönliche Erfahrung zum Verständnis der Worte beitragen konnte, und diese Stunde griff so tief in das innere Leben Lau's ein, daß er sie später als den eigentlichen Wendepunkt desselben betrachtete. „O mein Heiland, was schenktest du da vor Erquickungen meiner Seele! Ich wurde auf einmal stark, Alles, so mir noch anklebte, zu verleugnen, und mein Herze kam in den süßen Geschmack der Liebe Jesu Christi so empfindlich, daß mir zu Muthe war, als flöge ich stets in der Luft und als ginge mir der Geschmack der Gnade meines Heilandes gleichsam mit der Luft ein. Ja, mein ganzes Leben wurde neu und mein schwacher Leib dermaßen gestärkt, daß mir mein malum hypochondriacum von der Zeit Nichts mehr zu schaffen machte. Oft kam es mir so vor, als wäre zwischen Christo und meinem Herzen eine helle Passage gemacht worden, da ich im Glauben zu ihm hinauf stiege, und er in der Liebe wieder zu mir herabkäme. — —

Ich wußte Nichts zu beten als um Gerechtigkeit Christi und um Empfindung seiner Gnade. Meine Lieder waren die fröhlichsten, die ich nur finden konnte. Mein Mund war stets voll Halleluja. Es afficirte mich keine Erbauungsrede oder Predigt oder auch ein Buch, darinnen nicht Jesus Christus der gekreuzigte, recht groß gemacht wurde. Da er=

kannte ich, daß alles Lesen, auch der allerschönsten Moral, zur Besserung des Menschen Nichts thut, so lange er nicht ein lebendiges Erkenntnis seines Heilands hat. — — Luthers Schriften und sonderlich die Sammlungen davon, die der selige Statius edirt hat, wurden mir recht theuer, und ich lernte daraus immer mehr erkennen, wie der Hauptgrund unseres Christenthums die Rechtfertigung sein müsse. Denn so lange das Herz nicht dazu kommt, daß man der Vergebung seiner Sünden so gewiß wird, wie daß 2 mal 2 gleich 4 ist, so lange ist unser Christenthum ein Angst- und Klagechristenthum, und man kommt zu keinem gesetzten und beständigen Wesen der Gottseligkeit, sondern es ist ein stetes Wünschen, Verlangen und keine Kraft. Von der Zeit an rechne ich mein Christenthum, wie es ein rechtes Christenthum, das ist eine Gemeinschaft mit Christo, sein soll. Was mir zuvor noch schwer zu lassen war und vielen Kampf machte, fiel nun als abgeschnitten auf einmal weg. — Zuweilen kamen mir die Gedanken ein, wie ich auch von einigen gesetzlichen, guten Gemüthern so oft damit angefochten wurde, ob meine Freudigkeit nicht eine gefährliche Sache wäre und mir zur Sicherheit Anlaß geben könnte. — Oft hatte ich auch diese Anfechtung, ob es nicht Extravaganz oder Imagination wäre? Allein ich konnte sie mir durch keine natürliche Kräfte der Imagination wieder geben, wenn sie zuweilen nicht so empfindlich war; sondern ich mußte warten, bis der Geist Gottes in Christo mir recht empfindlich Zeugnis gab, daß ich Gottes Kind sei. — Wollte das Fleisch zugreifen und die Freude, die allein heilig sein muß, beflecken, so waren die Züchtigungen des Geistes Jesu Christi alsofort da und hielten mir meinen Brautadel in meinem Heilande vor. Ja ich erkannte, daß ein zartes und recht

empfindliches Gewissen zu erhalten, nicht das Gesetz, sondern allein das Evangelium das Mittel wäre, welches den Menschen in eine freiwillige Abgezogenheit von den irdischen Dingen bringet. — Cessirte auch der sehr empfindliche Affect, so habe ich doch dieses von der Zeit an von meinem Heiland gehabt, daß ich seit derselben noch nicht einmal, so viel ich mich besinnen kann, an meiner Seligkeit gezweifelt. Die Versicherung von der Kindschaft Gottes ist mir auch nicht in den Anfechtungen nach dieser Zeit verschwunden. Summa: den Himmel auf Erden habe ich gehabt, nachdem Jesus Christus in meiner Seele mir ist verkläret worden. — In meinen Studien hatte ich auch einen sehr großen Vortheil von der Erkenntnis Jesu Christi. Meinem Verstande wurde dadurch gewiß auch in natürlichen Dingen gleichsam eine Decke abgezogen, daß ich nach dem Maße der natürlichen Gaben, die mir mein Heiland zugetheilt, viel besser in Erkenntnis der Wissenschaft fortkommen konnte. Ja, es war mir unmöglich, eine Stunde lang ohne große Angst zu studieren, wenn meine Seele nicht in der seligen Ruhe der Gemeinschaft mit Gott stund. — Das Vertrauen auf Gott wurde auch mehr hergestellt und habe auch die herrlichsten Proben davon in meinen Universitätsjahren erfahren, wie es mir stets mit meinem Heiland gelungen." —

Nach einem Aufenthalte von sieben Semestern vertauschte Lau die Halle'sche Universität, die soeben an dem heimgegangenen älteren Francke ihre berühmteste Zierde verloren, mit Jena. Ob ihn die oben erwähnten Freunde dorthin gezogen, ob die größere Wohlfeilheit eines Aufenthalts in Jena, das damals die universitas pauperum war, ob die mit Magister Zimmermann angeknüpften Verbindungen, ob der Ruhm des Mannes, der damals der Jenenser theo=

logischen Fakultät ihr charakteristisches Gepräge gab, des Joh. Franz Buddeus — wir wissen es nicht. Lau erklärt, den Schritt nicht ohne deutliche Weisungen von oben gethan zu haben, und rühmt die Förderungen, die sein theologisches Studium dem letzgenannten Manne verdankt.

Buddeus, der seine akademische Thätigkeit in der philosophischen Fakultät zu Wittenberg begonnen, in Halle aber, wohin er später als Professor der Moralphilosophie berufen war, zwar die Würde eines Licentiaten der Theologie erworben, jedoch vergeblich sich um das volle Vertrauen der stimmführenden Theologen, Francke's, Anton's und Breithaupt's, bemüht hatte, nahm nach seiner Übersiedelung nach Jena, wo er als theologischer Professor eine ausgebreitete und reich gesegnete Wirksamkeit entfaltete, eine vermittelnde Stellung zwischen der Wittenberger Orthodoxie und dem Halle'schen Pietismus ein. War er auch im Grunde seines Herzens unzweifelhaft mehr den Hallensern zugethan, wie es ja sein Wunsch gewesen, gerade in Halle neben den Hauptvertretern des Pietismus als theologischer Professor zu wirken, so befähigte ihn doch sein geschichtlicher Sinn und sein auf eminenter Gelehrsamkeit beruhender universeller Blick auch allerlei Berechtigtes in den Forderungen der orthodoxen Gegner des Pietismus anzuerkennen und in seinen Schülern eine Achtung vor dem geschichtlich gegebenen Bestande kirchlicher Lehre und kirchlicher Institutionen zu wecken, wie es den Hallensern nicht immer gelang.[6]) Sicher fanden derartige Einwirkungen in Lau's gesammter Geistesrichtung, wie sie sich bisher entwickelt und wie sie in Halle ihre theologischen Anschauungen am liebsten durch Anton hatte bilden lassen, einen fruchtbaren Boden, und sicher ist neben Anton's besonders des Buddeus Theologie bestimmend gewesen

für die feste kirchliche Stellung, die Lau nachmals in Wernigerode beharrlich einnimmt.

Zu manchem Beweise speciellster göttlicher Vorsehung, die ihm sein bisheriger Lebensgang gebracht, empfing Lau hier in Jena einen ganz besonders deutlichen. Während seines Aufenthalts in Halle hatte er seinen Vater verloren. Seiner Mutter fehlten die Mittel, ihn länger auf der Universität zu erhalten. Da, als er sich schon anschickte, auf die sehnlich begehrte Fortsetzung seiner Studien zu verzichten und nach Hause zurückzukehren, bot ihm eine vornehme Frau, die durch einen Dritten von seiner Lage Kenntnis erhalten, die Mittel zu seinem ferneren Verbleiben in Jena an — für die reichen Wohlthaten, mit welchen sie ihn überhäufte, keinen andern Dank begehrend als seine Fürbitte.[7])

Lau's Übersiedelung nach Wernigerode.

Die für sein ganzes Leben folgenreichste Verbindung, die Lau in Jena schloß, war die mit dem oben genannten Magister Zimmermann, den er schon aus seinen Briefen lieb gewonnen hatte. Zimmermann, der Hausgenosse und besondere Schützling des Buddeus, vertrat noch entschiedener als dieser die streng pietistische Hallenser Richtung. Aus seiner durch den Hallenser Ulitsch vermittelten ersten Bekanntschaft mit Lau wurde bald die engste Freundschaft. „In Jena fand ich an dem Herrn Magister Zimmermann", schreibt Lau, „einen treuen Kompagnon in der Erkenntnis

Jesu, mit welchem ich oft bis in die späte Nacht gesessen, wenn unser Discurs auf diese Materie kam.“ [8]) Neben der gleichen Herzensgesinnung bildeten wohl auch die gleichen wissenschaftlichen Interessen die Grundlage dieses freundschaftlichen Verkehrs. Denn nach einer Andeutung in einem der bei Lau's Tode veröffentlichten Leichengedichte muß angenommen werden, daß er daran dachte, wie Zimmermann sich dem akademischen Lehramte zu widmen, und jene Unterstützungen, die sein längeres Verbleiben in Jena ermöglichten, wollten sicher ihm zur Erreichung dieses Ziels behilflich sein. Was ihn abgehalten, dasselbe auf direktem Wege durch weitere akademische Studien zu verfolgen, ist nicht klar. Jedenfalls erhielt sein äußerer Lebensgang gerade durch diesen Verkehr mit Magister Zimmermann die Wendung, die ihn von Jena weg und nach Wernigerode in die praktische geistliche Amtsthätigkeit führte.

Zimmermann nämlich, der, wie gesagt, aus Wernigerode stammte, hatte bereits im Jahre 1727 von dem dort regierenden Grafen Christian Ernst einen Ruf in das Wernigeröder Hofdiakonat erhalten, mit welchem jetzt, nachdem der einzige Sohn des Grafen in die Schuljahre hineingewachsen, eine Erzieherstelle im gräflichen Hause verbunden werden sollte. Der Graf hatte in einem eigenhändigen Schreiben dem jungen Magister sehr dringend an's Herz gelegt, diesen Ruf, der die Erziehung seines künftigen Landesherrn in seine Hand gebe, nicht von sich zu weisen. Zimmermann aber meinte seine gesegnete akademische Thätigkeit in Jena nicht verlassen zu dürfen. Der Briefwechsel ist für die Anschauungen des Reichsgrafen und des Jenenser pietistischen Docenten zu charakteristisch, als daß wir uns versagen könnten, einige Bruchstücke daraus mitzutheilen. [9])

„Ich lebe in Jena," antwortet Zimmermann auf das gräfliche Schreiben, „nicht um große Weltgelehrsamkeit zu erhalten oder Andern beizubringen, sondern um Gott zu dienen in dem Reiche Jesu Christi, wozu ich auch selbst meine philosophischen Collegia eingerichtet sein lasse. Derer, die solches mit Ernst suchen und die Studiosos zu Gott zu führen trachten, sind außer Herrn D. Buddeo unser bishero vier gewesen,[10]) davon drei theils abgegangen, theils einen andern Ruf empfangen haben, und ich bin allein noch übrig. Wenn wir nun Alle abgehn, so kann leicht alles das wilde Wesen wieder in Jena einreißen, das kaum in Etwas durch die göttliche Gnade ist verbessert worden."

Es erhellt aus Vorstehendem, daß Buddeus und seine Gesinnungsgenossen den weltberühmten und auch wegen seiner Frömmigkeit viel gelobten Hebraisten Danz, der damals noch lebte, freilich ein dreiundachtzigjähriger Greis, unter die völlig zuverlässigen Mitarbeiter am Reiche Gottes nicht rechnete, ein Urtheil, dem übrigens auch A. H. Francke zustimmte. Aber auch nicht den Schwiegersohn des Buddeus, den nachmals so berühmten J. G. Walch, der mit so viel Wohlwollen die erste Geschichte des Pietismus geschrieben; und, was am auffälligsten, auch nicht G. A. Spangenberg, den nachmaligen Bischof der Brüdergemeinde.

Als Graf Christian Ernst auf seiner Forderung, daß Magister Zimmermann seine Docentenstelle mit dem Hofdiakonat in Wernigerode vertauschen solle, bestand, antwortete statt des letzteren Buddeus mit der erneuten Bitte, der Graf möge um des Segens willen, den Gott auf die akademische Wirksamkeit Zimmermann's gelegt, ihn dieser nicht entreißen. Trotzdem beharrte der Graf bei dieser Forderung und zwar

in einem für seine Sinnesart und die Anschauungsweise seiner Zeit sehr bezeichnenden Antwortschreiben.

„Sie erlauben mir", erwiedert er Buddeus, „Ihnen zu sagen, daß ich dafür halte, er (Zimmermann) könne mehr Segen stiften in Ausrüstung eines jungen Herrn, der dermaleinst nicht nur sein eignes Land und Leute regieren und darin durch wahre Gottesfurcht und irdische Gelehrsamkeit den Namen des Herrn verherrlichen soll, sondern auch vielleicht in Bedienung anderer größerer Herren mehr Segen stiften kann und, wie ich zu dem großen Gott das feste Vertrauen habe, stiften wird.

Ja, da ich selbst, was meine eigne Person und übrige Familie anlanget, dahin sehen muß, Männer an der Hand zu haben, von denen ich überzeugt bin, daß irdische Gelehrsamkeit durch den wahren Geist Gottes regiert werde, die dann mir in meinem mit unzähliger Last beladenem Gemüthe, so durch meine Situation und der unentbehrlichen Frequenz an großen Höfen leider oft agitirt wird, auch mit Rath zu Hülfe kommen können, mir aber mein Herz solches von Herrn Magister Zimmermann verspricht, so hoffe, er solle auch an mir Gottes Segen stiften, und halte ich dafür, daß er schuldig, seinem Herrn solches zu leisten."

So entschieden der Graf auf seinem wohlgemeinten Verlangen bestand, so fest blieb der Jenenser Magister bei seinem Entschlusse, sein gegenwärtiges Arbeitsfeld nicht zu verlassen.

„Auf zeitlichen Vortheil sehe ich nicht", schreibt er in dem Briefe an den Grafen, mit welchem diese Korrespondenz vorläufig schließt, „dessen ist Gott mein Zeuge; ja sonsten mußte ich folgen, weil ich solches von Ew. Hochgräflichen Excellence wohl besser erwarten könnte. Hier lebe ich unter vieler, beschwerlicher Arbeit, und mein Amt und Stand

ist nicht sehr erhaben. Nichts desto weniger werde ich von Jena nicht weggehen, wenn man mir auch eine weit ansehnlichere Station auftragen würde, so ich auch zum zweiten Male bereits ausgeschlagen. Ich erhalte nicht leicht ein öffentliches Amt, da ich Gott mehr dienen könnte, als hier, wenn ich die große Menge von Studenten bedenke, die ich oft vor mir habe, denn ein studiosus, der zu Gott sich bekehrt, ist so gut als eine ganze Gemeinde, und wenn ihrer viele sind, gehen sie in die Welt aus und bekehren wiederum viele tausend Seelen. — — Ich opfere mich Gott auf zu aller Schmach, Armuth und Beschwerlichkeit meines Lebens. Denn ich schätze das meiner armen Seele sehr selig. Darum bin ich willig, wenn's Gottes Wille ist, in meinem gegenwärtigen Zustande bis an mein Ende zu beharren. Ich suche auch hier in Jena Nichts, dessen ist Jedermann mein Zeuge; ja ich habe auch menschlichem Ansehen nach nicht leicht was zu hoffen. Denn ich bin meiner Lebensart halber, nach welcher ich Gott diene, bei vielen Großen bereits verdächtig. Doch Gott sei gelobt, daß ich keine Patrone achte außer patronum patronorum, der im Himmel ist. Meine Freude, Kleinod und Lohn von aller Arbeit ist nicht Ehre, Geld und Lust, sondern Ruhm vor Gott, der Reichthum in Christi Wunden und das selige Vergnügen in der Vereinigung mit dem Lebendigen."

Nach dieser entschiedenen Erklärung, die den Werth Zimmermann's in den Augen eines Mannes wie des Grafen Christian Ernst nur zu erhöhen vermochte, verzichtete letzterer zunächst darauf, die Erziehung seines Sohnes den Händen anzuvertrauen, denen er sie am liebsten überlassen hätte.

Nun aber waren es die vereinten warmen Empfehlungen Buddeus' und Zimmermann's, die Lau's Berufung nach

Wernigerode zur Folge hatten. Mit gutem Gewissen konnten sie erklären, er sei der Mann, den der Graf suche, und auf des letzteren Einladung reiste Lau im Juli 1728 nach Wernigerode.

Vorläufig war er als Informator des zwölfjährigen Erbgrafen und seiner ältesten Schwester dorthin berufen. Eine feste Anstellung im Kirchendienste der Grafschaft und namentlich seine Berufung in's Hofdiakonat sollte wahrscheinlich von den Eindrücken abhängen, die sein persönliches Erscheinen hinterlassen werde, und vor derselben hatte er sich auch der Prüfung vor dem Superintendenten und dem Konsistorio zu unterziehen. So vergingen nach seiner Ankunft mehrere Wochen, ehe er als Holfdiakonus förmlich eingeführt wurde, obwohl er den alten und kranken Hofprediger von Anfang an vertrat.

Zwei erhaltene Briefe Zimmermann's an Lau beweisen, daß der letztere seinen Jenenser Freunden nur Erfreuliches über seinen Eingang in Wernigerode und seine Aufnahme im Schloß mitgetheilt hatte. In einem derselben heißt es: „Im Übrigen werfen Sie Alles, was ihnen dort an zeitlichen Dingen Gott schenkt, Christo zu Füßen — Gott lasse dieses Alles einen kräftigen Antrieb des Geistes sein zu noch größerer Verleugnung und Ernst, weil Ihnen Gott dort Vieles anvertraut und als einen Haushalter über seine Güter setzet, von dem er Treue und Fleiß fordert. Die Verschmähung des Irdischen und Entziehung von aller Kreatur giebt große Ruhe nebst einem freudigen, getrosten Herzen dem, der über alle Herrlichkeit der Welt wegsieht und dahin alle Zeit gerichtet steht, wo sein Schatz ist.“ [11])

Zimmermann aber folgte seinem Freunde nach Wernigerode bald nach. Der kranke Hofprediger starb nicht lange

nach Lau's Ankunft, und im Oktober 1728 ward Zimmermann sein Nachfolger. Daß die ansehnlichere Stellung, die ihm nun angeboten wurde, der Grund gewesen, warum er seine frühere Weigerung, Jena zu verlassen, fallen ließ, ist bei seinem Charakter ebensowenig glaubhaft, wie die Annahme, daß ihm in Folge eines gegen seine Person gerichteten Studentenkrawalls Jena verleidet worden sei. Einer der eben erwähnten Briefe läßt als den wahren Grund seine zunehmende Kränklichkeit erkennen, bei der die Fortsetzung seiner akademischen Thätigkeit vorläufig als unmöglich und die Übersiedelung in das gesündere Gebirgsklima räthlich erschien.[12])

Übrigens blieb er in Wernigerode nur kurze Zeit. Als 1731 Rambach von Halle nach Gießen ging, wurde er als dessen Nachfolger in die Halle'sche Professur für praktische Theologie berufen, behielt aber mit besonderer königlicher Erlaubnis seine Rathsstelle im Wernigeröder Konsistorium. Ein früher Tod entriß ihn schon 1734 seinem irdischen Arbeitsfelde. —

Den nach Wernigerode abgegangenen Freunden Lau und Zimmermann wünschten die Jenenser erweckten Studenten, etwa hundert, Gottes Segen zu dem neuen Amt. „Ihre" sämmtlichen Herzensfreunde rufen Ihnen zu, was Jesaias 52 steht: Mache dich auf, Zion, zeuch deine Stärke an! Wir wissen, Sie haben Ihren König erkannt als den starken Löwen von Juda, der überwunden hat, und in seinem Siege sollen auch Sie überwinden." Unter den Unterschriften findet sich neben dem Namen G. A. Spangenberg's aus Clettenberg der mehrerer nachmals im Wernigerödischen angestellten Theologen.[13])

Die Schloßgemeinde zu Wernigerode war damals wie heute eine Personalgemeinde, die sich aus den Mitgliedern der gräflichen Familie, den gräflichen Beamten und Bedienten und deren Hausgenossen zusammen setzte. Lau's Wirken in dieser Gemeinde als Diakonus und seine Stellung im gräflichen Hause als Erzieher hing wesentlich mit davon ab, ob es ihm gelingen werde, das Vertrauen des regierenden Grafen sich zu erwerben; und waren für dessen Urtheil auch allerlei andere Dinge nicht ohne Bedeutung, so kam es doch in dieser Beziehung vor Allem auf Lau's persönliches Christenthum — seinen Glauben, sein Bekenntnis, seine theologischen Überzeugungen, seine kirchliche Richtung an. Sehr bald wird des Grafen nüchterner und scharfer Blick erkannt haben, welche ausgezeichnete Erwerbung er hinsichtlich dieser Hauptsachen an dem jungen Jenenser Theologen gemacht; und diese Erkenntnis an maßgebender Stelle wird letzterem die Stellung im Schloß und in der Grafschaft und den Weg zu manchem Hause und Herzen nicht unwesentlich erleichtert haben.

Graf Christian Ernst, geboren 1691 zu Schloß Gedern in der Wetterau, der Sohn des Grafen Ludwig Christian zu Stolberg-Gedern und der Fürstin Christine, einer Tochter Gustav Adolfs von Mecklenburg-Güstrow, war nach dem Aussterben der Ilsenburger Linie des Stolberger Grafenhauses und durch den frühen Tod seines Vaters noch als Jüngling in den Besitz der Grafschaft Wernigerode gelangt, jenes uralten durch die wilde Schönheit seiner Berge und die Fruchtbarkeit seiner Thäler berühmten Territoriums am Nordabhange des Harzes, das den Brocken als seinen südlichsten und höchsten Punkt mit einem weiten Kranz waldbewachsener Berge und einem breiten Gürtel ebener dem Ackerbau dienender Gefilde umschließt.

Den entscheidenden Einfluß auf die innere Entwickelung des Grafen hatte ohne Zweifel seine Mutter, die durch Geist und Frömmigkeit ausgezeichnete Gräfin Christine, gehabt, eine Freundin Speners, die mit ihm lange Jahre in persönlichem Verkehr und regem Briefwechsel stand — in einer „gesegneten Connexion," wie Spener selbst rühmt. Für die von ihm ausgehende kirchliche Bewegung trat die Fürstin mit aller Entschiedenheit ein. Es wird in Spener's Munde keine Klage und keinen Protest wider ein verknöchertes und versumpftes Kirchenthum seiner Zeit gegeben haben und keine Forderung zu dessen Neubelebung, denen sie nicht zugestimmt hätte. Und wenn bei irgend einem der vielen Vornehmen, die dem Pietismus ihre Sympathien zuwandten, dann beruhte bei ihr diese Theilnahme auf der innersten Überzeugung eines wahrhaft frommen Herzens. Zinzendorf feierte 1744 an ihrem zweiundachtzigsten Geburtstage ihre Tugenden mit einem Gedichte, das keinen Zweifel darüber läßt, welches Ansehen die fromme Fürstin in einem weiten Kreise fürstlicher und hochadliger Familien genoß. Als bezeichnend nicht nur für ihr inneres Leben und ihre die Erziehung des Erbgrafen Christian Ernst regelnden Grundsätze, sondern überhaupt für die in den pietistischen hochadligen Kreisen herrschende Denkungsweise, die Bärthold in dem bekannten Aufsatze des Raumer'schen historischen Taschenbuchs doch nur einseitig schildert, theilen wir folgenden an ihre zahlreichen Kinder gerichteten Brief mit, in welchem sie diesen schon 1721 ihren letzten Willen ans Herz legt.[14])

Herzliebe Kinder!

Weil ich nicht weiß, wie lange mich Gott bei Euch lassen will, so wollte ich doch gerne, daß Ihr eine stetige Ermahnung und Erinnerung hättet von denen Dingen, die ich als eine

treue Mutter von Eurer zartesten Jugend an mit Euch nächst herzlichem Gebet zu Gott vorgenommen habe, und wozu ich Euch habe angeführet, welches Euch auch in dem Stande und Beruf, darinnen Euch Gott gesetzet und noch setzen wird, allein nöthig und nützlich ist.

So erinnere ich Euch nun, daß Ihr allen Fleiß wollet anwenden und worinnen Ihr angefangen immer fortfahren, nämlich: die theure Gnade Gottes, so Er Euch in der Schöpfung und Erhaltung, vielmehr aber, so Er in Christo Euch erwiesen hat, Euch immer mehr bekannt zu machen — wie auch Euer Elend und gänzliche Verderbung, auf daß Ihr an Euch selbst ganz verzagt und die Gnade Gottes in Christo ernet immer höher achten und Euch fest an ihn und seine Gerechtigkeit halten.

Denket stets an Euren Taufbund, welchen Ihr auch in Eurer Konfirmation wiederholet und bestätiget habt. Euch ist auch genugsam von Jugend auf bekannt, daß es Alles in der Seele lebendig werden und zur wahren Übung kommen muß, wie ja Gott auch an Eurer Seele sich nicht unbezeugt gelassen. Ach, so erweiset nun durch einen heiligen Wandel, daß Ihr Gläubige und Kinder Gottes seid; denn die Heiligkeit ist ein Stück der Seligkeit, so uns Christus erworben, und ist unzertrennlich von dem wahren Glauben.

Ich schreibe Euch keine besonderen Tugenden oder Regeln vor, sondern ermahne Euch, stets und ohne Aufhören in dem Worte Gottes Euch zu üben und das Leben Jesu und seinen Willen daraus zu lernen und durch seine Kraft ihm nachzufolgen, auch ohne Unterlaß um den heiligen Geist und dessen Regierung zu bitten. Dieses ist das Mittel, zum Glauben und gottgefälligen Leben zu gelangen.

Fliehet die Lüste der Jugend. Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist. Haltet Euch stets zu Frommen, habt sie lieb und folget ihnen. Fliehet Alle, die Euch von der rechten Lehre und einem heiligen Wandel abziehen wollen.

Lasset Euch nicht überreden, Euer Stand bringe es mit sich, daß Ihr nicht so präcise leben könnet; sondern glaubet, daß die Regel Christi allen Ständen gilt, die selig werden wollen. Lasset Euch nicht verführen durch das Exempel Anderer, die mit der Welt mitmachen und doch die falsche Hoffnung haben, sie wollten doch wohl selig werden — sondern denket an Christi Wort, daß wir sollen ringen, einzugehen zum ewigen Leben, dieweil der Weg sehr schmal und die Pforte enge ist; ja, daß die Reichen schwerlich ins Reich Gottes eingehen, und, wie Paulus sagt, daß nicht viel Edle, nicht viel Weise von Gott erwählet sind, weil sie nicht in wahrer Selbstverleugnung Gott folgen wollen. Ach, bedenket, was es Euch hülfe, so Ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an Eurer Seele!

Laßt Euch nicht abhalten von der Welt Verachtung und Schmach, sondern macht Euch gefaßt zu allerlei innerlichem und äußerlichem Kreuz. Denn wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen, und dadurch müssen wir von uns selbst und von der Welt ausgehen lernen. O, welch ein geheiligtes Mittel für unsre Seele ist das Kreuz, wer es nur recht verstehet, wie auch etliche unter Euch schon selbst erfahren. Lasset nur Gott seinen Zweck dadurch an Euch erreichen!

Die Gott von Euch in den obrigkeitlichen Stand gesetzet — ach, die bedenken, daß sie Gott in Gerechtigkeit, Liebe und Sanftmuth gegen die Unterthanen müssen nachfolgen, und daß sie für die Unterthanen sorgen und mit ihrem

ganzen Wandel ihnen vorleuchten sollen, und was für eine große Verantwortung auf ihrer Seele liegt; dagegen auch, wie Gott ihnen wird beistehen, wenn sie es redlich mit Gott und ihrem Nächsten meinen.

Die Ihr verehelicht seid, ach! lebet so mit einander, daß Ihr Euch zum Himmel erbaut und die Beschwerlichkeit dieses Lebens durch treue Liebe gegen einander versüßt, auch Eure Kinder von Jugend auf dem Herrn zuführet.

Liebet Euch Alle unter einander und stehet einander nach Vermögen in allen Nöthen bei. Lasset Euch die Kirchen, Schulen und Armen befohlen sein, daß Ihr die ersteren mit rechtschaffenen Leuten besetzet und den Armen nach Vermögen gebet.

Nun der Gott aller Gnade wolle allen Segen über Euch ausschütten, sein Gnadenantlitz über Euch leuchten lassen, auch Alles Euch geben, was Euch an Seele und Leib nützlich und nöthig ist, und wenn Ihr Euren Lauf vollendet habt, so wolle Er Euch mit Frieden heimführen. Mein Gott gebe, daß Keines, weder Kind noch Schwiegerkind noch Kindeskind, zurückbleibe, auch daß diese Schrift nicht wider Euch zeugen müsse, sondern ich Euch alle mit Freuden vor dem Angesicht meines Jesu wiedersehen und meinen Gott sammt Euch ewig loben möge.

Mein Gebet und Segen höret nie für Euch auf bis in meinen letzten Athem, und sterbe Eurer aller

ergebene treue Mutter

Christine, geb. Herzogin zu Mecklenburg,

Fürstin zu Stolberg,

Wittib.

Von falscher Gefühligkeit und überspannter Askese ist in diesem Testamente einer pietistischen, von vielen ihrer Standes-

genossen als ein Muster der Frömmigkeit verehrten und auf sie einen weittragenden Einfluß ausübenden Fürstin Nichts zu spüren. Dogmatische Korrektheit ist sicher nicht der Gesichtspunkt gewesen, unter dem sie für das, was bei diesem Vermächtnis an ihre Kinder ihr mütterliches Herz bewegte, den Ausdruck gewählt und gewogen hat. Trotzdem könnte sich wohl die evangelische Kirche Glück wünschen, wenn es ihr gelänge, recht viele ihrer Glieder und namentlich recht viele Mütter zu der Erkenntnis des biblischen Heilswegs zu erziehen, wie sie aus diesen Worten hervorleuchtet, und zu der entschiedenen Beugung alles Eigenwillens unter den Willen Gottes, wie diese Worte sie fordern. Die beiläufige Annahme der Apokatastasis, die man der Fürstin nachsagt, hat auf diese Erkenntnis keinerlei Einfluß gehabt und die fromme Frau nicht abgehalten, mit dem, was sie von Andern verlangte, im eignen Leben vollen Ernst zu machen. Wie weit sie schon in ihrer Jugend, die sie in der Nähe Rostock's verlebt, von den Lebensströmen berührt ist, die hier von Heinrich Müller ausgingen, läßt sich nicht feststellen.

Nach den Grundsätzen, die obiger Brief ausspricht, war ihr Erstgeborner, Graf Christian Ernst auferzogen worden, und es war nicht bloß Pietät gegen seine Mutter, nicht ein bloß äußerliches Nachgeben gegenüber dem zum Pietismus hinführenden Zuge der Zeit, nicht ein rein äußerliches Annehmen pietistischer Anschauungen und Praxen, die in weiten Kreisen seiner erlauchten Verwandten und namentlich in der Wetterau die herrschenden geworden waren — es war auch bei ihm innerste Herzensneigung und Glaubensüberzeugung, was den jungen Grafen in den großen kirchlichen Streitfragen zwischen Pietisten und Orthodoxen auf die Seite Spener's und dann der Hallenser stellte und ihn von seinem

1714 erfolgten Regierungsantritte ab sofort Geistliches und Weltliches in der Grafschaft Wernigerode nach den Grundsätzen des Pietismus beurtheilen und behandeln ließ.

Allerdings unterschieden sich seine kirchlichen Anschauungen nicht unwesentlich von denen mancher pietistischen Standesgenossen, und allerlei schwärmerisches Wesen, was sich namentlich auch in der Wetterau an die pietistische Bewegung anschloß und wovon er wohl manches mit eigenen Augen gesehen, konnte nur dazu beitragen, ihn, dem zu einem frommen Herzen ein nüchterner, kritischer, vorsichtig prüfender und allseitig abwägender Verstand nicht versagt war, im Mißtrauen gegen alle pietistischen Maßlosigkeiten zu bestärken. Wenn er auch den Forderungen der Pietisten, daß eine herrschende rein äußerliche Kirchlichkeit durch Herzensfrömmigkeit und thätiges Christenthum neu belebt werden müsse, und ihren Vorschlägen zur Reform des theologischen Studiums und der pastoralen Praxis im Großen und Ganzen freudig zustimmte, so dachte er doch nicht daran, den geschichtlich überkommenen Bestand kirchlicher Lehre, Verfassung und Sitte Preis zu geben oder auch nur irgend etwas zu thun, was das Ansehen dieser für das Reich Gottes so wichtigen Dinge herabsetzen konnte.

In kirchlichen Verfassungsfragen, soweit solche an ihn herantraten, dachte er selbstverständlich mit der herrschenden kirchenrechtlichen Theorie streng territorialistisch, den wahren Kern derselben, die Verantwortlichkeit, welche der Landesherr bis zu einem gewissen Punkte auch für die höchsten Güter seiner Unterthanen, für ihr Bekenntnis und ihren Kultus, trägt, sich klar zum Bewußtsein bringend. Sein Glaube war ein bewußt lutherischer. Es existirt ein kurzes Glaubensbekenntnis aus seiner Feder, wahrscheinlich die Ant-

wort auf eine vielleicht aus brüdergemeindlichen Kreisen an ihn gerichtete Anfrage, in welcher er erklärt, daß er sich zwar jedes lebendigen Glaubens an Christum und jedes Bekenntnisses zu ihm freue, welche Form es auch trage; daß er aber dankbar sei für das insonderheit helle Licht der Wahrheit, das Gott in seiner lutherischen Kirche angezündet, und daß er bei dieser Wahrheit verharren wolle bis an sein Ende.[15]) — Eine jener plötzlichen durch lange und schwere Bußkämpfe hindurchbrechenden Bekehrungen im Sinne der späteren Hallenser scheint er nicht erlebt zu haben. Aber eine Menge von Bußbekenntnissen aus seiner Feder, und nicht bloß aus seiner Jugendzeit, beweisen, daß seinem Glauben thatsächlich nichts weniger als der Ernst der Buße fehlte. Eines der letzten Schriftstücke von seiner Hand ist ein am Sylvesterabend 1768 geschriebenes Bußgebet von so warmer, tiefer Empfindung, daß wir den Anfang desselben hier mitzutheilen uns nicht versagen können. „Ewiger, gnädiger, barmherziger Gott, ich sage dir den demüthigsten Dank, daß du mich elenden Wurm in diesem Jahre getragen mit großer Geduld und mir noch Raum zur wahren Veränderung meines Herzens gegeben hast. Du weißt, daß ich mit Wahrheit dir dem allwissenden Gott bekenne, wie mir mein bisheriges Leben ein Greuel ist, und daß ich mich alle irdischen und ewigen Strafen nach deiner Gerechtigkeit verdient zu haben schuldig erkenne. Aber dir ist auch bekannt, daß ich zu dir selbst meine Zuflucht nehme, da du nicht willst den Tod des Sünders und in deinem heiligen Wort versichert hast, auch die gerechten äußeren Gerichte und Strafen abzuwenden, die du auszuführen im Begriffe standest. Ja du hast uns gefallenen Menschen, worunter ich einer der größesten bin, zur Erlösung deinen einigen Sohn Jesum Christum geschenkt,

alle Sünden an unserer Statt zu büßen und deiner Gerechtigkeit ein Genüge zu thun; da er nun dir gebüßet hat und durch sein eigen Blut in deine Herrlichkeit eingegangen ist, uns Menschen auch eidlich versichert hat, keinen hinauszustoßen, der zu ihm komme, so rufe und schreie ich in dieses Jesu Namen dich an und erbitte mir Vergebung meiner Sünden und die Versicherung davon in meiner Seele"[16]).

Bei dieser Stellung des Grafen kann es nicht Wunder nehmen, daß in seinen Erlassen und den Anordnungen seiner kirchlichen Behörden auch nicht ein Laut zu finden, der das Ansehen des Bekenntnisses und der kirchlichen Ordnungen in Frage stellte, und es weisen bestimmte Anzeichen deutlich darauf hin, wie schwer es ihm seiner Zeit wurde, gewisse allerhöchste, für den Bestand jener Dinge bedrohliche oder mindestens bedenkliche Erlasse der Könige von Preußen, denen receßmäßig die Oberhoheit über die Grafschaft Wernigerode auch in kirchlichen Dingen zustand, in ihr zu publiciren und durchzuführen.

Aller und jeder Separatismus war in der Grafschaft verpönt, und auch Zinzendorf's Versuch, aus den alten Kirchen die lebendigen Kräfte in ein neues Kirchlein zu sammeln, fand hier keine Sympathie.

Zwar war Zinzendorf 1731 in Wernigerode und rühmte hernach die „herzinnig erfreute Aufnahme," die ihm hier zu Theil geworden. Aber dieser Besuch war, wenn nicht sein einziger, so jedenfalls sein letzter daselbst. Seit dem entschiedenen Bruche zwischen den Halle'schen Theologen und den Herrnhutern in Folge der separatistischen Extravaganzen Spangenberg's standen die Wernigeröder mit dem Abte Steinmetz und dem Senior Urlsperger entschieden auf

Seiten der Hallenser. Der lebhafte Verkehr, der zu den Zeiten des älteren Francke zwischen Halle und Wernigerode bestanden, hörte nach seinem Tode nicht auf. Auch später noch finden wir in Wernigerode die hier hoch geschätzten Hallenser Theologen mehrfach als Gäste.

Trotzdem paßte die Gesammtpersönlichkeit des Grafen Christian Ernst nicht ganz in die Schablone der späteren Hallenser Frömmigkeit, und sicher hat er allerlei Enges, Beschränktes in den Anschauungen Gotthold Francke's und allerlei Extravaganzen im Auftreten Lange's nicht schlechtweg gebilligt.

Es war der conservative Pietismus Spener's, der ursprünglich die kirchlichen Überzeugungen des Grafen bestimmte und im kirchlichen Leben der Grafschaft den Ton angab. Alles, was an einen schwärmerischen, separatistischen, kirchenfeindlichen Pseudopietismus erinnerte, wie ihn der Graf aus seinen Jugenderlebnissen im deutschen Westen sehr wohl kannte, war in der Grafschaft verfehmt.

In diese geistige Atmosphäre, in die unmittelbare Nähe des Grafen und in einen Kreis um ihn gescharter und in der Hauptsache wenigstens gleichgesinnter Männer, war Lau versetzt. Es bedarf kaum einer Andeutung, wie trefflich hieher der begeisterte Schüler Antons und Buddeus paßte, in dem das aufrichtige Suchen nach Gerechtigkeit und Frieden in Gott zum freudigen Glauben an Christum, der unsre Gerechtigkeit und unser Friede ist, hindurchgedrungen war, und in dem das Verlangen, Christo zu dienen und sein Reich zu bauen, überall durch eine warme Liebe zur lutherischen Kirche und eine feste Überzeugung von der Wahrheit ihres Bekenntnisses getragen und bestimmt wurde.

Bei dieser Gesinnung, bei seinen reichen Gemüths- und Verstandesgaben und seiner nicht gewöhnlichen theologischen und allgemeinen Bildung mußte ihm die Stellung zufallen, die er trotz seiner Jugend bald in Wernigerode einnahm.

Zu den pietistischen Krippenreitern, von denen Tholuck redet, und zu den unter den Theologen aller kirchlichen Richtungen nicht fehlenden Stellenjägern hat Lau jedenfalls nicht gehört. Seine Freunde rühmten ihm eine große Demuth nach; er selbst pflegte zu sagen: „Wenn ich nur ein Stein noch bin im Koth, auf den ein Anderer treten kann, so will ich zufrieden sein." Aber Graf Christian Ernst wußte so gut, was er an seinem Hofdiakonus hatte, daß er, als Zimmermann 1731 ging, kein Bedenken trug, dem erst neunundzwanzigjährigen Lau die Hofpredigerstelle und nach Zimmermann's Tode auch den Sitz im Konsistorium zu übertragen. Gerade auf einen Mann wie den Grafen Christian Ernst, bei dessen Urtheilen und Maßnahmen neben seinen festen Glaubensüberzeugungen der nüchterne, kluge Verstand eine dominirende Stellung behauptete, mußten die dem späteren Hofprediger Lau nachgerühmten Gaben, „ein Unternehmen klug anzufangen und durchzuführen, mit großer Weisheit Vieles zu übersehen und Nebendinge von der Hauptsache zu unterscheiden, in der Stille ohne viele Klagen Vieles zu leiden, Vieles still bei sich durchzukämpfen und mit weisem Ansichhalten die rechte Zeit abzuwarten", verbunden mit seinem „verträglichen Gemüth, seiner Verschwiegenheit und Treue" — einen entscheidenden Eindruck machen.[17])

Lau gräflicher Erzieher, Hofdiakonus und Hofprediger in Wernigerode.

Über Lau's Wirksamkeit als Erzieher und Informator im Grafenhause liegen uns direkte Zeugnisse nicht vor. Da wir aber wohl berechtigt sind, die Erfolge, die in der Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung seines Schülers, des Erbgrafen Henrich Ernst, thatsächlich erreicht wurden, nicht einzig der Weisheit der Eltern, sondern auch den Bemühungen des Lehrers zuzuschreiben, so können wir von dem Werth der letzteren nur das Günstigste urtheilen.

Eine Instruktion für die Erziehung und Unterweisung seines Sohnes hatte Graf Christian Ernst selbst entworfen und Lau in die Hände gegeben.[18]) Selbstverständlich war „die Anleitung zur wahren Erkenntnis Gottes und des göttlichen Raths zu der Menschen Seligkeit" und „zur Ausübung aller christlichen Tugenden" als höchstes Ziel der Erziehung obenan gestellt. Was die Wissenschaften anbelangt, so wurde gefordert, daß der Informator, „bei erbetenem göttlichen Beistande und Segen in den studiis mit allem Fleiß unterrichte, und zwar zuvörderst in der lateinischen Sprache und oratorie, in der deutschen Sprache, auch wohlgefaßten Briefen; zur Recreation aber in der Historie, Genealogie, Geographie und Chronologie nebst der Sittenlehre und Politik, dabei des Pufendorf's Buch de officiis hominis et civis, folgends de jure naturali et gentium zu gebrauchen, und auch die lateinische Sprache zu üben sei."

Mit welchem Ernst sich Lau seiner unterrichtlichen Aufgaben annahm, beweisen erhaltene Diarien von seiner Hand, in denen er Bruchstücke seiner Lektionen ausgearbeitet und,

der gräflichen Instruktion entsprechend, in einem leichten, geschmackvollen Latein niedergeschrieben hat — der echte Schüler des wegen seines ausgezeichneten Latein berühmten Buddeus. Lau bereitete den Erbgrafen, was freilich damals weniger besagen wollte, zum unmittelbaren Eintritt in die Universität vor, vielleicht in den letzten Jahren bei seinem Unterrichte durch Lehrer der Wernigeröder Lateinschule unterstützt.

Auch als er nicht mehr Lau's Schüler, bewahrte Graf Henrich Ernst dem ehemaligen Lehrer die treuste Anhänglichkeit. Noch als Hofprediger wurde Lau nach Halle beordert, um den dort studirenden Erbgrafen auf einer Reise über Naumburg und Jena nach Saalfeld zu begleiten. Ebenso war er dessen Gefährte auf der großen Reise, die derselbe nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm, und von der wir unten mehr erzählen. Wahrhaft rührend ist die dankbare Liebe des ehemaligen Schülers zu seinem Lehrer, wie sie sich in Tagebuchsnotizen des Erbgrafen zu einer Zeit ausspricht, in welcher Lau einem Rufe in ein fernes Amt unschlüssig gegenüberstand.[19])

Die Fülle uns erhaltener Briefe, Tagebuchsnotizen und geistlicher Lieder aus der Feder des jungen Grafen läßt uns tiefe Blicke in sein Inneres thun. Sie zeigen uns eine weiche, stille, beschauliche Natur, in der Willens- und Verstandesgaben von reichen Gemüthsanlagen überwogen werden. Der Erbgraf ist seiner Geistesart nach offenbar mehr der Sohn seiner Mutter, als seines Vaters, kein Mann der energischen That, auch kein scharfer Denker, sondern ein frommer, in Gott seliger Dichter.

Seine Gedichte zählen nach Bänden — ein Reichthum poetischer Production, in dem sich freilich, wie in den meisten

Dichtungen seiner reimeschmiedenden Zeit und des dichtungsseligen Pietismus, neben Körnern von wahrem poetischen Gehalt auch Spreu in Fülle findet.[20])

Über seine innere Entwickelung orientiren außer diesen Gedichten am klarsten die erwähnten Briefe, und unter diesen möchte man vielleicht als die deutlichsten Zeugnisse Lau'schen Einflusses diejenigen anzusehen geneigt sein, die der aus den bildenden Händen seines Erziehers und Seelsorgers eben entlassene Hallenser und dann Göttinger Student in regelmäßiger Folge an seine Mutter richtet.[21]) Ein Grundton erklingt durch alle hier niedergelegten Herzensergießungen hindurch — das Verlangen nach Heilsgewißheit.

Am Anfange eines neuen Semesters heißt es: „Wir haben die vorige Woche die Arbeit dieses neuen halben Jahres in Gottes Namen angefangen. Gott schenke mir auch in diesem äußerlichen Berufe den gehörigen Fleiß und Treue. — Doch soll auch in diesem halben Jahre mein Hauptzweck sein, was ich in dieser Gnadenzeit versäumt, nachzuholen *und mich gänzlich* zu dem treuen Gott, der mir so lange nachgegangen, *zu bekehren*." Und was als wesentlichstes Stück dieser Bekehrung anzusehen, sagt ein anderer Brief: „Meine Seele müsse nur immer die Vergebung der Sünden zum Ziele haben, und ich *müsse nicht eher ruhen, bis ich dieselbe erhalten*; es ist gewiß der Mühe werth" — und wieder ein anderer: „Es bleibt dabei: Ich ruhe nicht, bis daß „„das Abba, lieber Vater"" aus meinem Munde mit *rechter Gewißheit* erklingt" und noch einer: „Es koste mich, was es wolle: meine Seele muß errettet werden, und ich muß mich *mit Freuden* ein Kind Gottes nennen können."

Diese durch alle Briefe hindurchklingenden Seufzer nach Heilsgewißheit könnten wohl die Frucht Lau'scher Erziehung

und Lehrweise sein. Denn obwohl sich Lau über die Heilsgewißheit des Christen sonst meist vorsichtiger ausdrückt, als in der oben angeführten Stelle aus seinen Aufzeichnungen über die eigene innere Entwickelung: So lange das Herz nicht dazu kommt, daß man der Vergebung seiner Sünden so gewiß wird, wie daß zwei mal zwei gleich vier ist, so lange ist unser Christenthum ein Angst- und Klagechristenthum," und obwohl er zu verschiedenen Malen es nachdrücklich betont, daß der objective Heilsstand eines Christen durchaus nicht von seinem subjectiven Fühlen abhange, so steht doch fest, daß gerade hier in den Fragen der Bekehrung, des Sündengefühls und der subjectiven Heilsgewißheit Lau's Anschauungen ihre Herkunft aus der pietistischen Schule am wenigsten verleugnen.

Es liegt aber noch näher, dies krankhafte Verlangen des jungen Studenten nach zweifelloser Gewißheit über den eignen Gnadenstand — bei der man sich des Verdachts nicht erwehren kann, daß sie noch etwas Anderes sein soll, als fester und zweifelloser Glaube, freudige und zweifellose Zuversicht — der mütterlichen Erziehung zuzuschreiben, die gewiß lange vor Lau's Eintreffen in Wernigerode begonnen, und die ja mehr als alles Andere auf sichere und tiefergehende Wirkungen im Kindesherzen rechnen darf.

Gräfin Sophie Charlotte, die Mutter des Erbgrafen Henrich Ernst, eine geb. Gräfin Leiningen-Westernburg, hatte selbst einen langen, schweren Kampf gekämpft, ehe sie zu der seligen, jedes schwereren Zweifels enthobenen Gewißheit ihres Gnadenstandes hindurchgedrungen war.

Dieser „Durchbruch" fällt in das erste Jahr der Wernigeröder Amtsthätigkeit Lau's. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen der Gräfin hat die Persönlichkeit, das Auftreten

und Reden des jungen Candidaten von Anfang an einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und sein Wort steht sicher nicht außer jeder Beziehung zu ihrem Durchbrechen vom Zweifel zur Heilsgewißheit. „Zu diesem," schreibt sie von Lau in ihrem Tagebuche, „bekam ich gleich den andern Tag nach seiner Ankunft ein Vertrauen." Von einer Predigt Lau's über die Heilung der Seelen, in welcher der „wahre Seelenarzt" und der Zustand solcher beschrieben wird, die geheilt werden wollen und können, schreibt die Gräfin: „Da wurde mir mein Zustand öffentlich gesagt. Es fehlte meiner Meinung nach Nichts, als daß er mich mit Namen genannt hätte, und er wußte doch meine Umstände um diese Zeit noch nicht. Ich dachte: alle Leute müssen dich darauf ansehen, daß du es bist. Auch konnte ich mich der Thränen kaum enthalten, bis die Kirche aus war. Da warf ich mich vor Gott nieder, bat, daß er mein Arzt sein möchte, übergab ihm meine sündlichen Reize und legte mich so vor ihm hin, wie ich war; da denn der Spruch recht wahr an mir geworden: Ich sehe an den Elenden und der gebrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort."

Diese Predigt hielt Lau den 15. August 1728; es war seine erste in der Schloßkirche zu Wernigerode. Einen Septembertag desselben Jahres betrachtet Gräfin Sophie Charlotte als ihren zweiten und eigentlichen Geburtstag. „Ich konnte in meinem Herzen nicht gewiß werden, daß ich ein Kind Gottes sei," schreibt sie von ihrem früheren Zustande. „Wenn ich Gott als meinen Vater anrufen wollte, so hieß es in meinem Gemüth: das kannst du nicht; er ist dein Vater nicht. Das machte mich oft sehr traurig, bis mir endlich Gott den 10. September — ich nenne diesen meinen Geburtstag, weil ich die vorige Zeit nicht zu meinem

Leben rechnen darf — des Nachts die Gnade erwies, daß ich aus dem besten Schlaf erwachte und einen Trieb zum Gebet verspürte. Ich fiel auf meine Knie nieder und fing herzlich zu beten an: Gott möchte mich zu seinem Kinde nehmen. Ich bereute nochmals mein vergangenes Leben inniglich und legte mich Gott ganz hin. Da wurde mir die feste Überzeugung geschenkt, daß ich Gott meinen Vater nennen dürfe, welches ich dann mit großer Freudigkeit that. Wie selig ich mich darüber fühlte, kann ich nicht beschreiben, ich hätte aller Welt Freude nicht dafür genommen. Ich dachte, alle Leute müßten es mir ansehen. Und seitdem ist nie wieder ein Zweifel über meine Kindschaft Gottes in meine Seele gekommen."

Zur rechten Beurtheilung dieses Vorgangs wie vieler ähnlichen, und zwar nicht bloß aus Pietistenkreisen, gilt es Folgendes festzuhalten: Heilsgewißheit ist ein Heilsgut nachdem der Christ nicht nur trachten darf, sondern sogar soll. Ohne irgend welche Heilsgewißheit ist rechtfertigender Glaube im evangelischen Sinne überhaupt nicht denkbar. Denn dieser Glaube hat nicht ein allgemeines Urtheil Gottes über die Menschheit oder die Gemeinde Christi, sondern ein besonderes über unsere eigene Person zum Gegenstande, ein Gnadenurtheil, das, wenn auch vermittelt durch Wort und Sakrament, doch nicht in die Welt oder in die Gemeinde, sondern in unser Herz hineingesprochen wird, damit es hier dem Glauben vernehmbar sei und das Herz mit Gewißheit, Friede und Freude erfülle. Diese Gewißheit ist aber etwas Wachsthümliches, und es gehört zur normalen Entwickelung eines Christen, daß sein Glaube, dessen Herz und Lebensmark das Vertrauen auf die Gnade, den ihm noch anhangenden und aus der Sünde stammenden Zweifel mehr

und mehr überwinde. Der Pietismus fehlt nicht, wenn er überhaupt zum Trachten nach Heilsgewißheit mahnt. Die Mahnung, daß das Herz im Glauben fest und gewiß werde, ist biblisch; sie klingt durch alle Reden des Herrn und alle Briefe der Apostel hindurch. Sie ist auch lutherisch. Luther fordert nicht nur in zahllosen Aussprüchen, „daß der Glaube an Gottes Huld gewiß sei, denn er nichts anders ist, als eine beständige, unzweifelhaftige, unwankende, gewisse Zuversicht zur göttlichen Gnade," und „daß ein Christenmensch nicht zweifeln soll, daß er vor Gott angenehm sei;" Luther macht sogar gelegentlich von dieser zweifellosen Gewißheit den neuen Gehorsam abhängig und führt alle Untreue des Christen auf sein Zweifeln, seine Ungewißheit zurück. „Wo das Herz fein gewiß ist, da ist es unmöglich, daß einer sündige und sich vergreife" [22]). Der Pietismus fehlt aber, wenn er die werdende und wachsende Gewißheit als keine ansieht oder gar die rechte zweifellose Gewißheit nur durch ein plötzliches, aus der Reihe anderer Erfahrungen mehr oder weniger schroff sich abhebendes inneres Erlebnis entstehen lassen will.

Andererseits ist aber festzuhalten, daß ein solch plötzlicher Übergang von Zweifel und Ungewißheit zu freudigem Glauben an die Gnade ebensogut ein Gotteswerk sein kann, wie die Bekehrung des Saulus, Augustinus und Luthers, daß auch er zu den mannigfachen Wegen gehört, welche Gottes Weisheit uns führt. Wer den ferneren innern und äußern Lebensgang vieler solcher plötzlich „Durchgebrochenen" unbefangen betrachtet und für die Erkenntnis des Lebens, das aus Gott ist, nur irgend welches Sensorium hat, der wird nimmermehr wagen, das innere Erlebnis, welches den entscheidenden Wendepunkt für eine sittliche Erneuerung, den Ausgangs-

punkt für eine durchgreifende, dauernde und unzweifelhaft gottgefällige Umwandlung des religiösen Bewußtseins bildet, als Menschenwerk, Einbildung und Selbstbetrug anzusehen. —

Von der Gräfin Sophie Charlotte gilt unzweifelhaft, daß die von jenem eigenthümlichen und plötzlichen Erlebnis ausgehende innere Entwickelung bis an ihr Ende Bestand hatte.

Trotz schwerer Wege, die in ihrer Lebensführung nicht fehlten, trotz mancher innern und äußern Anfechtungen verblieb ihr die errungene Glaubensgewißheit und Glaubensfreudigkeit in einem seltenen Maße bis zu ihrem Tode ungetrübt, und mit diesem Herzensfrieden stand ein tiefer sittlicher Ernst, eine wachsende Heiligung ihres Lebens im schönsten Einklange. Wenn sie auch einmal wieder des Glaubens Schwachheit fühlte, so mühte sie sich damit nicht lange ab, sondern „richtete sich auf an der Gewißheit, daß Gott in den Schwachen am mächtigsten ist; es werde nur Redlichkeit und Treue erfordert." „Im Gebet zu Gott sich schwingen, ihn loben, ihm danken, ihn um die rechte Erkenntnis seines lieben Sohnes, unsres Erlösers, bitten und sich nicht mit Klagen aufhalten" — das bekennt sie als den Weg, auf welchem sie Zweifel und verzagte Stimmungen immer wieder überwunden habe.

Neben der unverrückten Treue in Bewahrung der empfangenen Gnade, die aus ihrem inneren Leben ein stetes Wachsen und Fortschreiten machte, neben dem hohen Glaubensmuth, aus dem heraus sie zu sagen pflegte: „Ich finde nirgend in der Bibel einen Befehl, daß man in der Noth zagen und von Gott was Böses fürchten solle; wohl aber, daß man getrost und unverzagt sein und das Beste mit kindlicher Zuversicht vom Vaterherzen Gottes erwarten

soll;" — neben der brünstigen Liebe zu ihrem Heiland und dem opferfreudigen Eifer für die Ausbreitung seines Reichs, namentlich auch für die neu ins Leben getretene evangelische Mission unter Heiden und Juden, rühmen ihr die Zeitgenossen noch ein unermüdlich hülfbereites Erbarmen mit aller leiblichen Noth nach, wo immer und wie sie ihr entgegentrat. Und wie ihrer freudigen Gottseligkeit die ernste Gottesfurcht nicht fehlte, so auch nicht jene aufrichtige Demuth, an welcher die Wahrheit christlichen Bußernstes und christlicher Glaubensfreudigkeit vor allem erkannt sein will. Es ist ein Gebet aus tiefstem Herzen, was irgendwo in ihrem Tagebuche steht: „Laß nur meinen Mund immerdar von dem Lobe und Preise Deiner Barmherzigkeit, Güte und Treue überfließen; laß mich immer vor dir wandeln in Heiligkeit und Gerechtigkeit; regiere mich durch Deinen heiligen Geist, daß ich mich in den Umständen, in denen ich bin, so verhalte, wie es mir und allen Seelen nützlich und selig ist. Gieb mir immer mehr das Böse meines Herzens zu erkennen, damit ich allezeit in wahrer Demuth vor Dir wandle, in Geduld und Gelassenheit vor Deinen Füßen liege und in alles, was du immer mit mir vorhast, mich ergebe." Das ganze lange Leben der Gräfin, namentlich auch die langen, schweren Prüfungstage ihrer letzten Krankheit und ihr wahrhaft gottseliges Ende, liefern den erbaulichen Beweis, daß dies Gebet nicht unerhört geblieben [23]).

Sie überlebte Lau um sechszehn Jahre; aber bis an sein Ende stand er zu ihr im engsten beichtväterlichen Verkehr. Nie scheint das Vertrauen, das sie ihm von Anfang an schenkte, durch den Schatten irgend eines Zweifels getrübt zu sein. Wie hoch sie seine Predigten schätzte, bezeugen noch erhaltene Reste schriftlicher Aufzeichnungen von ihrer Hand,

in denen sie ihren Inhalt zu längerem Behalten fixiren wollte.[24])

Durch diese Auszüge, etwa zwanzig vollständig im Druck erhaltene Predigten und die noch vorliegenden Urtheile Anderer über seine Predigtweise sind wir in den Stand gesetzt, uns eine ungefähre Vorstellung von derselben zu bilden. Seine Amtsbrüder rühmen den herzandringenden Vortrag, die klare Ausdrucksweise, die durchsichtige Anordnung der Gedanken; vor allem aber die treffende Auswahl derselben, indem sie stets den ganzen Heilsweg gezeigt und auf die Frage: Was soll ich thun? eine vollständige Antwort gegeben hätten. „Sein öffentlicher Vortrag des Evangelii war so beschaffen, daß er überhaupt allezeit die ganze Ordnung des Heils darinnen vorzutragen pflegte. Zu diesem Ende traf er allezeit eine solche Auswahl der Materien, daß er überall Christum, den Versöhner, die Ordnung der Buße und des Glaubens, die erworbenen Heils- und Gnadengüter, die Seligkeit der Kinder Gottes und — mit einem Worte — das ganze Evangelium verkündigte und sich bei fremden Dingen nicht aufhielt."

Zu diesen fremden Dingen sind im Sinne des Schreibers dieser Worte vor allem historische und antiquarische Notizen, gelehrte dogmatische, apologetische und polemische Erörterungen zu rechnen. Von solchen findet sich in Lau's Predigten allerdings nichts. Sie zwängen aber auch nicht, wie man aus diesen Worten schließen könnte, die ganze Heilsordnung gewaltsam in jeden Text hinein. Es ist nur ein Stück der letzteren, das in keiner Predigt fehlt — das ist die Bekehrung.

Francke hatte von seinen Schülern verlangt, daß jede Predigt nicht nur die Bekehrung fordere, sondern auch „bald

kürzer, bald ausführlicher die ganze Ordnung einer wahren Bekehrung" darlege. Dieser homiletischen Regel folgt Lau treulich. Das Dringen auf Bekehrung und das Beschreiben einer rechten Bekehrung sind die immer wiederkehrenden Grundtöne seiner Predigten. Es wird in ihnen mit gewaltigem Ernst an die Gewissen geklopft, damit sie aufwachen und sich aufraffen zu gründlicher Buße und Umkehr. „Dem alten Menschen wußte er in seine geheimen Gänge und Schlupfwinkel nachzugehen und die Tücken desselben aufzudecken," rühmt einer von Lau, setzt aber gleich hinzu: „dabei zeigte er aber auch den überschwänglichen Reichthum der Gnade Gottes in Christo, wie wir in ihm Gerechtigkeit und Stärke hätten."[25]) Und gewiß, wo Lau auf den seligen Stand eines Gerechtfertigten zu sprechen kommt, bekundet er noch viel deutlicher seine Zugehörigkeit zu der pietistischen, die subjektive Heilsgewißheit und die diesseitige Seligkeit des Christen so nachdrücklich betonenden Schule.

Das innere mit Christo in Gott verborgene Leben eines Christen, zumal die großen Wendepunkte desselben, an denen das Christenherz aus Ungewißheit, Zweifel und Furcht, aus mehr oder minder auffälliger Knechtung unter der Sünde zu einer vertieften Erkenntnis und entschiedneren Verurtheilung und Bekämpfung derselben, aber auch zum zuversichtlichen Glauben an die Vergebung und Gnade Gottes in Christo hindurchdringt — das ist der eigentliche Gegenstand der Lau'schen Predigten.

Die Art und Weise, wie sie denselben behandeln, offenbart beides, die starken und die schwachen Seiten der pietistischen Predigt. Ihre Stärke liegt in jenem Ernst, mit dem sie die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? dem Hörer ins Gewissen schiebt, die Nothwendigkeit un=

serer Versöhnung mit dem heiligen und gerechten Gott, unserer Wiedergeburt und Bekehrung betont und einer rein äußerlichen Zugehörigkeit zur Kirchengemeinschaft, einer gewohnheitsmäßigen Theilnahme an deren Ceremonien, einer bürgerlichen Ehrbarkeit, einem bloßen Wissen vom Heil die „rechtschaffene" innerliche Aneignung desselben in aufrichtiger Buße und lebendigem Glauben entgegensetzt, durch welche Herz und Leben sittlich erneuert wird.

Ihre Schwäche aber liegt in der mehr oder minder methodistisch gefärbten Auffassung und Darstellung jener inneren Vorgänge, durch die es zu wahrer Buße und lebendigem Glauben kommt. So wenig Lau sich auch hie und da in rein theoretischen Beschreibungen derselben von der kirchlichen Lehre zu entfernen scheint, in der eigentlichen Amtspraxis, in Predigt und Seelsorge, lassen seine Schilderungen einer „rechtschaffenen Bekehrung" doch deutlich genug jene pietistische Schablone erkennen, welche für das Allmähliche im Übergange von Sicherheit zur Sündenerkenntnis, vom Unglauben zum Glauben, von Unruhe und Angst zum Frieden in Gott, von der Knechtung unter die Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes keinen Blick hat, der verschiedengearteten Naturanlage der einzelnen Christen nicht Rechnung trägt, bei der Buße wie bei dem rechtfertigenden Glauben das Gefühl zu stark betont und das „rechtschaffene Christenthum" erst da anfangen lassen will, wo jeglicher Zweifel in Glaubensgewißheit und alles Ringen mit der Sünde in einer kaum noch erheblich gestörten Herrschaft des Geistes Gottes geendet hat. — Selbstverständlich vergißt Lau nicht, auf die jenseitigen Wurzeln dieses inneren Lebens hinzuweisen und dasselbe als ein Werk Gottes zu bezeichnen. Doch tritt die Verkündigung der objektiven

Heilsthaten Gottes hinter der Forderung subjektiver Heils- aneignung unverhältnismäßig zurück; wobei freilich nicht außer Acht zu lassen, daß diese Predigten noch Bibelstunden und namentlich Katechisationen neben sich hatten, in denen die großen Thaten Gottes ihre katechismusmäßige Besprechung fanden, und an denen die Gemeinde sich noch reger betheiligte als dies heute meist der Fall ist.

Von den großen Reichsangelegenheiten Gottes reden Lau's Predigten allerdings gar nicht. Das, was man heute „Reichs- oder Zeitpredigten" nennen würde, fehlt in ihnen gänzlich und findet sich in der pietistischen Predigtliteratur überhaupt nur selten; eine Enge des Blicks, die man diesen Pietisten in der Zeit der schlimmsten territorialen Zerrissenheit der evangelischen Kirche nicht zu schwer anrechnen darf.

Diese billige Rücksichtnahme auf die Mängel und Schwächen der Zeit, welcher sie angehören und deren Last sie mit zu tragen haben, sollte auch das harte Urtheil über die vielfach unschöne Sprache der erbaulichen Literatur des Pietismus etwas mildern. Diese Zeit vor Lessing, in der noch immer die Gelehrten lateinisch und die Gebildeten höherer Stände meist französisch sprachen — was für Muster hätte sie denn den Pietisten zur Bildung ihrer Sprache und ihres Geschmacks bieten können? Dieser Geschmacksver- irrung zahlen auch die Lau'schen Predigten trotz einer Sprache, die sie von vielen andern noch vortheilhaft unter- scheidet, ihren Tribut.

Lau besaß eine besondere Gabe, die Vorgänge des inneren Lebens in Bildern zu veranschaulichen. Er war sich dieser Gabe auch bewußt und legte auf Bild und Gleichnis im erbaulichen Vor- trag solchen Werth, daß er sich mit dem übrigens nie verwirklich- ten Plane trug, zu Nutz und Frommen seiner Brüder im Amt

etwas zu schreiben über: „die Gabe Christi, in Gleichnissen zu reden." Aber unter der Fülle seiner Bilder und Vergleiche finden sich zuweilen so unerträglich häßliche, daß man vor diesem Mißgriff eines sonst feinsinnigen Mannes wie vor einem Räthsel stehen würde, wenn man nicht die herrschende Geschmacklosigkeit seiner Zeit kennte. Als drastisches Beispiel dieser völlig verfehlten, unglaublich geschmacklosen Gleichnisse, die sich übrigens in Lau's gedruckten, also sorgfältiger durchgearbeiteten Predigten seltener finden, als in den nachgeschriebenen, sei nur dieß eine erwähnt, daß er einmal den Herrn mit einem Wagen vergleicht, auf welchen der Sünder seine Sünden werfe, um dann wie ein Hund hinter ihm herzulaufen!

Lau bemerkt gelegentlich, daß seiner Gemeinde Sonntags drei Mal und in der Woche auch fast täglich einmal gepredigt werde. Zu dieser täglichen Predigt wird er, abgesehen von der Wochenpredigt am Donnerstag und der Betstunde am Montag, die von der Kirchenordnung vorgeschrieben waren, die „privaten Erbauungsstunden" gezählt haben, die freien Versammlungen, die er in seinem Hause oder in andern Häusern eingerichtet hatte. Zu ihnen kamen vorzugsweise die Angefaßten und Erweckten, und Lau's Hauptabsicht bei denselben ging, wie ausdrücklich berichtet wird, gerade dahin, daß er hier „den aufgeweckten und begnadigten Seelen zu ihrer besseren Fortführung besonders zu Statten kommen wollte."

Diese Sorge für die einzelnen Seelen, Seelsorge im vollsten Sinne des Wortes, war unzweifelhaft der Vorzug pietistischer Amtsführung vor der althergebrachten, welche sich auf die öffentliche Verkündigung des Wortes, die Spendung der Sakramente und den Beichtstuhl beschränkte. Lau aber beruhigte sich auch bei diesen Versammlungen, zu denen

sich wohl nur die Angefaßten und Geförderteren in der Gemeinde willig finden ließen, noch nicht. Er war fleißig in Haus- und Krankenbesuchen. „Die ersteren erstreckten sich auf die ganze Gemeinde, doch so, daß sonderlich benöthigte Personen auch sonderlich berücksichtigt wurden. Die Kranken besuchte er nicht nur in den Tagen ihres Leidens, sondern setzte diese Besuche auch nach ihrer Genesung fort, um ihnen zuzureden, daß die Frucht der Krankheit, nämlich die wahre Bekehrung, ihnen nicht entgehe."

Wenn bei diesem seelsorgerischen Verkehr die ihm viel nachgerühmte Klugheit und Mäßigung, die „an sich halten und vieles geduldig tragen konnte," gewiß manchen schwierigen Weg leichter machte und manche verschlossene Thür öffnete, so verleugnete er doch auch hier jenen heiligen Ernst, jene unbeugsame Festigkeit nicht, sobald es galt, die Sünde beim rechten Namen zu nennen, einen entschiedenen Kampf gegen dieselbe und eine ganze Hinkehr zu Gott zu fordern.

„Er war ein Lamm und Löwe," schreibt ein Amtsbruder von ihm; „ein Lamm, nämlich still, sanft und friedsam, ließ sich sagen und konnte ungemein ertragen, um das Band des Friedens und der Liebe zu erhalten, konnte deshalb kein afterreden leiden und kehrte alles zum Besten. Wenn es aber die Wahrheit forderte, war er auch ein Löwe und schonte keinen Kananiter und Amalekiter."

Zu dieser Wahrheit, unter deren heilsames Joch er seine Gemeinde zu beugen bemüht war, der er Nichts vergeben wollte und die er auch unter Umständen einmal mit äußerster Strenge geltend machte, gehörte freilich auch sein specifisch pietistisches Urtheil über die sogenannten Mitteldinge, die ihn schon die väterliche Erziehung in früher Jugend als

sündlich zu verwerfen gelehrt hatte. Nur einen speciellen eigenartigen Fall zu citiren sind wir im Stande, bei welchem die pietistische Enge in Beurtheilung jener Dinge sich geltend machte; ohne Zweifel aber ist dieser Fall kein vereinzelter gewesen. Aktenmäßig liegt uns eine Entscheidung Lau's in Sachen der Kirchenzucht vor, gerichtet gegen einen Hofmusikus, der bei Tanzmusiken aufzuspielen pflegte. Nachdem ihm Lau, damals noch Hofdiakonus, das Sündliche solchen Gewerbes vorgehalten und sich davon überzeugt hatte, daß der Mann selbst ein Gefühl davon habe, wie er sich durch solche Tanzmusiken fremder Sünden theilhaftig mache, verlangte er von ihm das Versprechen, dieser Thätigkeit zu entsagen, und wies ihn, als derselbe um seiner Nahrung willen sich dazu nicht verstehen wollte, von der Kommunion zurück. Der Musikus verklagte Lau beim Gräflichen Konsistorium. Dieses — ob zwiespältig in seinem Urtheil oder ob das Urtheil überhaupt ablehnend, wird aus den Akten nicht ganz klar — holte ein Halle'sches Fakultätsgutachten ein, und das erklärte Lau's Verhalten für korrekt. Nachdem es auf die Praxis der alten Kirche hingewiesen, welche überhaupt Tänzer, Schauspieler und ähnliche Leute aus der Kirche ausgewiesen, betonte es allerdings im vorliegenden Falle nicht sowohl das Sündige des Musikmachens auf Tanzböden an sich, als die subjektive Schuld des Musikus, der sich dies Gewerbe selbst zur Sünde anrechne und doch um irdischen Gewinnes willen von der Sünde nicht lassen wolle; bei solcher Herzensstellung, dem bewußten Beharren in einer als sündlich erkannten Handlung, könne ein rechtschaffener Prediger das Sakrament ihm nicht reichen.[26]) Wie tief bei dem Musikus das Gefühl von der Sündhaftigkeit seiner Kunstübung auf Tanzböden gegangen, müssen wir, da er trotzdem auf der

13*

Theilnahme am heiligen Abendmahl besteht und den Geistlichen verklagt, der ihn vor derselben warnt, dahingestellt sein lassen. Das aber ist uns nicht zweifelhaft, daß Lau den Mann von der Kommunion zurückgewiesen haben würde, auch wenn er, auf seine Sünde aufmerksam gemacht, nicht das geringste Einsehen derselben an den Tag gelegt hätte.

Wie in der puritanischen Anschauung von den Mitteldingen so lag auch in der den Methodismus streifenden von der Bekehrung eine unzweifelhafte Gefahr für den pietistischen Seelsorger. Zwar nicht deshalb, weil die Pietisten unter ihren Gemeindegliedern Unterschiede machten, ungläubige Getaufte von gläubigen, Sichere und Unbußfertige von aufrichtig die Gnade Gottes Suchenden und vorsichtig Wandelnden, Anfänger und Schwache im Glauben von Starken, die Hörer von den Thätern des Worts unterschieden.

Diese Unterschiede machen die apostolischen Schriften schon in den ersten Gemeinden, und ein Geistlicher, der sich in Predigt und Seelsorge jederzeit von der Annahme leiten ließe, daß er, weil lauter getaufte, auch lauter bekehrte Christen vor sich habe, würde in seinem Amt sicher nicht viel ausrichten. Nein, jeder Seelsorger, dem Schriftkenntnis und die Gabe der Geisterunterscheidung nicht völlig fehlt, wird in der Lage sein, gewissen Gliedern seiner Gemeinde auf Grund unzweifelhafter Kennzeichen wenigstens dies Eine zu sagen, daß ihnen eine rechtschaffene Bekehrung, das heißt wahre Buße und lebendiger Glaube, fehle. Aber wenn er den Vollzug der Bekehrung, wie es methodistisch gerichteter Pietismus thut, in jene stereotypen Formen einzwängen will, welche die Schrift nicht kennt, und das Vorhandensein derselben an stereotypen Zeichen erkennen will, von denen die Schrift Nichts weiß, wenn er für das Allmähliche, Stufen=

artige einerseits, anderseits für das Individuelle, die verschiedengeartete Naturbasis auch unserer geistlichen Entwickelung kein Auge hat — dann freilich ist er der größten Mißgriffe fähig. Dann kann es ihm begegnen, daß er das zerstoßene Rohr, was er aufrichten sollte, zu Boden schlägt und stolze Heilige, denen er zur Selbsterkenntnis verhelfen sollte, in ihren selbstgerechten Einbildungen bestärkt; daß er erkältet, abstößt und Verbitterung anrichtet durch Urtheile, die nach seiner Methode und Schablone berechtigt, in Wahrheit aber völlig unberechtigt sind.

An Muth, die Bekehrung, wo sie ihm auf Grund gewisser Zeichen zu fehlen schien, auch den einzelnen Gemeindegliedern und selbst Hochgestellten gegenüber zu fordern, würde es Lau nicht gefehlt haben. Aber seine Amtsbrüder rühmen so einstimmig sein weises Ansichhalten und Maßhalten, seine Gabe „Nebendinge von der Hauptsache zu unterscheiden", daß wir in seiner Seelsorge wiederholte Mißgriffe nach dieser Seite hin nicht voraussetzen dürfen. Und in der That — von forcirten Bekehrungsversuchen, von seelsorgerischen Hetzereien, durch welche die Einzelnen in eine methodistische Bekehrung hineingetrieben werden sollten, hören wir aus Lau's Amtsführung Nichts. Übrigens würde auch die nüchterne Art des Grafen Christian Ernst dergleichen Dinge nach Kräften verhindert haben. —

Die Erfolge der geistlichen Wirksamkeit eines Geistlichen sind immer mit bedingt durch das außeramtliche Leben desselben; durch das, was er zu Hause und im geselligen Verkehr ist, und was in seinem Hause vorgeht. Wir sind deshalb in gutem Recht, wenn wir das Wenige, was wir über

das private Leben Lau's und sein Haus wissen, hier anfügen.

Nach seinem Aufrücken in die Hofpredigerstelle bezog Lau die noch heute stehende und im Lauf der Zeit wohl nicht wesentlich veränderte Hofpredigerwohnung am Rande des Wernigeröder Schloßplateaus mit ihrer herrlichen Aussicht theils in das Gebirge, theils in die fruchtbaren Ebenen der Grafschaft, des Halberstädtischen und Hildesheimischen. Dorthin führte er auch im folgenden Jahre als seine Gattin „die hochedle Jungfrau Johanna Eleonore Flörke, des Herrn Dr. Flörkens, Magdeburgischen Domkapitels Syndici eheliche Tochter" heim. Reichlich war der Kindersegen, mit dem diese Ehe beglückt wurde. Achtmal priesen die Eltern die Güte Gottes für das Geschenk eines Kindleins und legten es noch am Tage seiner Geburt, spätestens am folgenden, durch die Taufe in die Arme seines Heilands. Aber das eheliche Kreuz fehlte neben diesem Segen nicht. Von den vier Mägdlein, die ihnen geschenkt wurden, überlebte keines die Kindheitstage. In einem Jahre mußten die Eltern ihrer elfjährigen ältesten Tochter und bald darauf dem vierjährigen Schwesterlein die Augen zudrücken [27]).

Das waren wohl vor Allen die Zeiten, in denen Lau's Freunde bei ihm jene „beständige und völlige Resignation in Gottes Willen", jene „beständige Fassung des Gemüths" und jenen „Gleichmuth in Leid wie in Freude" wahrnahmen, die sie ihm nachrühmten.

Junge Theologen halfen ihm beim Unterricht in der Erziehung seiner Kinder. Einer von ihnen, der in seinem Hause wohnte, schreibt: „Gelobet sei der Herr für die fünf Vierteljahre in seinem Hause" und rühmt sein ernstliches und doch freundliches Auftreten den Seinen gegenüber.

Rühmt nun ein Anderer von ihm, wie er „eine feine Gabe zum Umgang besessen“; wie man nie ohne Segen von ihm gegangen sei; wie er, wenn auch zuweilen wenig, doch immer treffend geredet habe; wie er eine besondere Gabe besessen, „redliche Gemüther in Einigkeit zu erhalten“ und ein solches Mitleid, daß fremde Noth ihm wie die eigene auf dem Herzen gelegen; wie solche, die in geistlichen Nöthen zu ihm gekommen, nie ungestärkt von ihm gegangen, weil er, der selbst viel Angefochtene, Angefochtene so wohl verstanden und so trefflich zu berathen gewußt — dann ist es wohl begreiflich, daß die Hofprädikatur, wie die Wohnung des Hofpredigers genannt wurde, ein vielbesuchtes Haus war. Zu den Leuten, die hier nicht bloß zu amtlichem sondern auch zu freundschaftlichem Verkehr mit Lau viel ein- und ausgingen, gehörten vor allem die Geistlichen der Grafschaft, dann aber auch die höheren Beamten, die Pathen der Lau'schen Kinder; Männer, welche fast ausnahmslos vom Grafen Christian Ernst selbst in die Grafschaft berufen waren — namentlich auch deshalb, weil sie aus innerster Herzensüberzeugung dem Bekenntnis zustimmten, das er selbst ablegte, und den Grundsätzen, die hier nach seinem Willen für die Verwaltung geistlicher und weltlicher Dinge maßgebend sein sollten.

Von diesen zum Theil auch durch Geistesgaben ausgezeichneten Leuten seien neben dem schon im Jahre 1735 gestorbenen Kanzler v. Lobenthal sein Nachfolger v. Caprivi, der gräfliche Hofmeister v. Zehmen und der Hofmeister des Erbgrafen Jäger v. Jägersberg genannt. Kanzler Lobenthal war ein Mann der alten Spener'schen Observanz, ohne Zweifel Pietist, aber in manchen Dingen und wohl namentlich in Sachen der Bekehrung den Hallensern nicht ganz schulgerecht. Das schimmert doch leise durch die ihm von

Lau gehaltene Gedächtnispredigt hindurch[28]), so freudig sie ihm auch das Zeugnis ausstellt, daß er „mit der Gerechtigkeit, so vor Gott gilt, bekleidet gewesen;“ und es war wohl nicht ganz bedeutungslos für den Standpunkt des alten Kanzlers, daß er selbst als Text für diese Predigt Röm. 3, 21—26 wählte, das Wort von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben. Sein Nachfolger aber, der Kanzler v. Caprivi, war ganz und gar Hallenser, wie aus einer Reihe von ihm gedichteter geistlicher Lieder und aus dem kleinen anonym gedruckten Tractate über den Durchzug der Salzburger Emigranten durch Wernigerode, der nach einer handschriftlichen Notiz aus seiner Feder stammt, zur Genüge hervorgeht.

Besonders ernste Christen und treue Freunde Lau's waren die beiden Hofmeister des Grafen und des Erbgrafen.

Dem früh heimgegangenen Hofmeister v. Zehmen hat Lau ein schönes Ehrendenkmal in der ihm gehaltenen Gedächtnispredigt gesetzt. In der Frömmigkeit dieses äußerlich viel beschäftigten und in die allerprofansten Angelegenheiten einer gräflichen Hofhaltung täglich verwickelten Mannes hatte jene Mystik eine hervorragende Stelle, die ein wahrhaft evangelisches Christenleben nicht entbehren kann; jenes Leben in Gott, das einsame Stunden braucht, um tüchtig zu werden für das Leben und Wirken draußen, aus Betrachtung und Gebet die Kraft schöpfend auch zu dem regsten und treusten Schaffen im irdischen Beruf.

„Er hatte,“ schreibt Lau von ihm, „nachdem ihn Gott ergriffen, alle Tage die Gewohnheit, daß er die zwo ersten Stunden des Tages zum Gebet und Forschung des Wortes Gottes anwendete, worin er so getreu gewesen, daß er alle

Morgen zwo Stunden eher aufgestanden, als seine Geschäfte angegangen. Hat er z. E. um 4 Uhr in seiner Amtsverrichtung zu thun gehabt, so ist er schon um 2 Uhr aus dem Bett gewesen, und hat er um 5 Uhr zu arbeiten anfangen wollen, so stand er um 3 Uhr auf. Er hat dabei mehrmalen gesagt: er könne unter zwei Stunden nicht fertig werden, sein Gemüth durch Beten und Lesen des göttlichen Worts in diejenige Fassung zu setzen, darin er den ganzen Tag als vor Gott wandeln könnte."

Daneben rühmt Lau, wie er diese rechte Fassung und Sammlung seines Gemüths sich habe mitten in dem Geräusche und der Unruhe weltlicher Geschäfte allezeit zu bewahren gewußt, wie ihn sein innerer Friede auch in den letzten schweren Kämpfen keinen Augenblick verlassen, und sich an ihm herrlich das Wort erfüllt habe: Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost.

Durchaus geistesverwandt war ihm der Hofmeister des Erbgrafen, Christoph Adam Jäger von Jägersberg[29]), ein Schwager des Seniors Urlsperger, der Begleiter des Erbgrafen während seiner Studienjahre. Wie dieser war er ein Sänger frommer Lieder, auch der Verfasser der nach seinem Tode anonym veröffentlichten „Todes- oder vielmehr Lebensgedanken eines in's himmlische Freudenland eingegangenen Pilgrims,"[30]) einer erbaulichen Auslegung von Ephes. 2, 8 und 9, in der es unter Anderm heißt: „Es ist Gnade, daß du mich in einer Kirche hast lassen geboren werden, welcher du den unvergleichlichen Schatz deines Wortes anvertraut; Gnade, daß du mich sogleich in meiner Kindheit in deinen Bund vermittels der heiligen Taufe aufgenommen und mich von allen meinen Sünden abgewaschen; Gnade, daß, da ich gröblich aus demselben gefallen, du mich

nicht von deinem Angesicht verstoßen, sondern mir auf allen meinen Wegen und Stegen — von meiner Jugend auf nachgegangen; Gnade, daß du just zu der Zeit, da ich recht in die Welt habe sollen hinausgestoßen werden, dich meiner erbarmt und deinen Ruf an meinem Herzen hast lassen kräftig werden."

Nahe standen dem Herzen Lau's seine Mitarbeiter an der Schloßgemeinde: nach Zimmermann's Weggang der Hofdiakonus Seidlitz und, als dieser nach Kopenhagen berufen war, sein Nachfolger Hildebrandt, dem wir die Leichenpredigt bei Lau's Begräbnis verdanken.

Daneben seien noch als treue auswärtige Freunde Lau's, außer dem unvergessenen Universitätsbruder Ulitsch, die unten zu erwähnenden Lucius, Steinmetz, Urlsperger und der Justitiarius an den Francke'schen Stiftungen Cellarius, eine in Wernigerode viel verkehrende und auch in äußeren Geschäften vom Grafen Christian Ernst viel in Anspruch genommene Persönlichkeit, genannt.

Lau im gräflichen Konsistorium. Kirchliche Reformen in der Grafschaft.

Erst 1735 wurde Lau zum Mitgliede des gräflichen Konsistorii ernannt, auch damals noch ein junger kaum zweiunddreißigjähriger Mann. Konnte er vorher schon als der mit dem vollsten Vertrauen des Grafen beehrte Hofprediger mancherlei Einfluß auf die Maßnahmen desselben in kirch-

lichen Dingen ausüben, so gehörte es nun zu seinen Amtspflichten, ihn in diesen Dingen zu berathen. Es ist Thatsache, daß in der Grafschaft von 1728 bis zu Lau's Tode auf kirchlichem Gebiet so viel Neues geschaffen und Altes beseitigt worden, wie weder vorher, noch später im ganzen Jahrhundert.

Es war dies eine Zeit, da nach dem Urtheil solcher, welche kirchliche Dinge nach pietistischen Grundsätzen beurtheilten, wie des Abts Steinmetz und des jüngeren Francke, in der Grafschaft „Werke Gottes" geschahen, die nicht mit der Zeit begraben werden, sondern zu den Nachkommen gelangen sollten. Es ging eine Erweckung durch die Gemeinden der Grafschaft, und um die Kunde davon späteren Geschlechtern zu erhalten, wurde jeder Prediger veranlaßt, „die merkwürdigsten Umstände von Erweckung, Wachsthum und Vortheil im Reiche Gottes und auch dessen Hinderung", wie er sie in seiner Gemeinde erlebt, aufzuzeichnen. Von diesen Aufzeichnungen ist wenigstens ein Theil noch vorhanden und in ihnen ein Bild dieser Erweckungen, die auch in weiteren Kreisen Aufsehen machten.

Und erhalten ist uns auch in den kirchenregimentlichen Verhandlungen und Verordnungen ein Bild der Reformen im Sinne des Pietismus, von denen damals eine Erweckung der Gemeinden und Bekehrung der Herzen erwartet wurde. Diese Erweckung dachte sich wohl Graf Christian Ernst in manchen Einzelnheiten anders, als sie wirklich zu Stande kam. Was er wollte, war eine Neubelebung der Gemeinden im Sinne Speners, und was die Geistlichen, die er hierzu in die Grafschaft gerufen hatte, namentlich die jüngeren, in's Werk setzten, waren die Bekehrungen nach methodistischem Muster, wie wir sie bereits kennen. Die Reformen aber

wurden allseitig mit so aufrichtiger Begeisterung für das Ziel, was man gemeinsam erstrebte, nämlich Leben zu wecken in den Gemeinden, angefangen und mit so opferfreudiger Energie und Consequenz durchgeführt, daß man die Grafschaft Wernigerode dieser Zeit als ein Versuchsfeld des Pietismus ansehen kann. —

Die Anfänge pietistischer Thätigkeit in derselben stammen freilich aus einer früheren Periode. Schon seit 1696 hatte in ihr als Superintendent, zugleich als Oberpfarrer an der städtischen Hauptkirche zu Wernigerode, ein Mann der alten pietistischen Schule nach deren Grundsätzen gewirkt — der als Dichter unvergessener geistlicher Lieder und als ausgezeichneter Kenner geistlicher Musik in weiten Kreisen bekannte Heinrich Georg Neuß.[31])

Aber hatte auch seine Thätigkeit, namentlich durch die von ihm begründeten und beförderten Wernigeröder Bibeldrucke und das von ihm gestiftete Waisenhaus, mancherlei Segen sogar für weitere Kreise hinterlassen, seine Bemühungen waren durch die städtischen Behörden und durch renitente, dem alten kirchlichen Schlendrian anhangende Geistliche vielfach gehemmt; einen tiefer gehenden Einfluß auf das kirchliche Leben der Grafschaft hatte er nicht ausgeübt. Und auch sein Nachfolger, Superintendent Gutjahr, in seinen religiösen Überzeugungen und kirchlichen Grundsätzen durchaus Neuß's Gesinnungsgenosse, aber ängstlicher und minder energisch als er, hatte zu einer Aenderung der kirchlichen Zustände, wie er sie 1716 in der Grafschaft vorgefunden, wenig beigetragen.

Zwar konstatiren die Berichte über eine von ihm und und dem Kanzler v. Lobenthal im Jahre 1721 abgehaltene Generalkirchenvisitation, daß die Predigt allerorten schrift-

gemäß und der Kirchenlehre entsprechend, daß auch die Konfirmation, welche schon Fürstin Christine als Vormünderin für ihren noch unmündigen Sohn Christian Ernst angeordnet hatte, fast in allen Gemeinden eingeführt war. Aber unter den Kanzeln, auf denen orthodox gepredigt wurde, fanden sich schläfrige und schlafende Gemeinden, in Kultus und kirchlicher Sitte herrschte Willkür und Unordnung, die Kinder wurden von den Eltern lässig zur Schule geschickt, die Unwissenheit war bei Alten und Jungen auch in religiösen Dingen groß, und an groben sittlichen Excessen fehlte es nicht.[32])

Namentlich waren es jene Willkürlichkeiten in der Ordnung kirchlichen Lebens und kirchlicher Feier, was dem Grafen und seinem Konsistorium den Wunsch nahe legte, diese mannigfachen Abweichungen von der früher in die Grafschaft eingeführten kursächsischen Kirchenordnung durch Erlaß einer neuen wieder zu fester einheitlicher Regel zurückzuführen.

Vom Jahre 1723 datirt der erste Entwurf einer solchen Kirchenordnung für die Grafschaft Wernigerode, ausgearbeitet vom Kanzler Lobenthal, sicher unter Mitwirkung des Superintendenten Gutjahr. Aber erst 1729 ward dieser Entwurf in revidirter Gestalt dem Grafen zur Prüfung und Genehmigung unterbreitet und sogar erst 1736 und zwar nur theilweise wirklich in die Gemeinden eingeführt.[33]) Die trotz des vom Grafen mit der Krone Preußen abgeschlossenen Recesses nie ganz ruhenden Grenzstreitigkeiten über Hoheitsrechte mögen wohl die Publicirung des Ganzen verhindert haben.

Bei dem konservativen Sinne des Grafen ist nicht daran zu denken, daß diese Kirchenordnung etwas völlig Neues zu schaffen beabsichtigt habe. Ohne Zweifel hat sie das bestehende Gute erhalten, üble Gewohnheiten beseitigen und minder

Gutes durch Besseres ersetzen wollen. Unschwer läßt sich auch herauserkennen, wo der Entwurf reformirt oder konservirt, und er giebt ein ziemlich deutliches Bild kirchlicher Ordnung und Sitte, wie sie während der mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts in der Grafschaft bestanden. Daß vorhandene Kirchenordnungen für diesen Entwurf benutzt wurden, versteht sich von selbst. Manche Bestimmungen sind ihnen, namentlich der Magdeburgischen, wörtlich entlehnt.

Wo, wie in der Grafschaft, der Geistliche noch eidlich auf die sämmtlichen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verpflichtet wurde, versteht es sich auch von selbst, daß von der Predigt vor allem Übereinstimmung nicht blos mit den Büchern Alten und Neuen Testaments, sondern auch mit der Wiederholung der Schriftlehre in jenen symbolischen Schriften gefordert wurde, die „bisher in unseren Kirchen wider des Teufels List und Gewalt durch Gottes Beistand zu vielem Heil der Seelen behalten worden sind."

Mit dem Eid versprach der anzustellende Geistliche in dem reinen, unverfälschten Worte Gottes, wie es in der Schrift enthalten, in der Augsburgischen Konfession, deren Apologie u. s. w. und „für Allen in der specialen formula concordiae kürzlich wiederholt und deutlich fürgestellt ist", nicht nur für sich durch die Kraft Gottes bis an sein Ende fest zu halten, sondern nach dieser Richtschnur die Gemeinde im wahren Glauben und christlicher Liebe zu erbauen. Durch Handschlag und Unterschrift verpflichtete er sich aber außerdem noch, all sein Reden und Thun so einzurichten, daß es zur Erhaltung der Einigkeit und des Friedens in der Kirche diene, und mit allem Fleiß dahin zu sehen, daß kein Schisma und kein Riß entstehe.

Für den Vortrag dieser geoffenbarten Wahrheit soll gelten, „was der geistreiche Müller in seinen evangelischen Schlußketten (P. I. p. 299) davon schreibet: Es steht wohl, wenn die Diener Christi den Einfältigen einfältig werden und mit ihren Zuhörern menschlich reden um der Schwachheit willen ihres Verstandes. Hätte doch Christus, der die Weisheit selbst ist, von himmlischen Dingen wohl auf himmlische Weise reden und von hohen Sachen hohe Worte führen können. Aber er richtete sich nach der Einfalt seiner Zuhörer und wollte lieber nicht, als nicht in's Herz predigen. Paulus war auch ein hochgelehrter Doctor; doch kam er nicht mit hohen Worten, zu verkündigen die göttliche Predigt, sondern mit Schwachheit, und sein Wort und seine Predigt war nicht in klugen Reden menschlicher Weisheit, sondern aus Gottes Kraft." —

Von den Ceremonien, deren drohende Beseitigung in der lutherischen Kirche Preußens damals viel Unruhe machte, lehrt der Entwurf, daß sie „entweder göttlich und von Gott befohlen sind oder von der Kirchen aus freier Macht geordnet", z. B. die Predigt, der Unterricht ist göttlich, daß aber bei der Predigt kurz vor Ablesung des Textes noch ein oder mehrere Versikel vom Geistlichen gesungen werden, ist eine menschliche Ordnung und zwar nicht überall gleich. Beten ist göttlich; ob es aber knieend oder stehend verrichtet werden soll, hat die Kirche Macht zu verordnen, und soll ein jegliches Glied derselben sich solchen Ordnungen auch willig unterwerfen. Und wo einmal von der Kirchen gewisse Handlungen und Ceremonien sind verordnet, so stehet es nicht in eines oder etlicher Glieder der Kirchen Macht solche zu ändern oder aufzugeben.

Am Sonntag soll wenigstens zweimal öffentlicher Gottes-

dienst stattfinden, früh 8 und Nachmittags 1 Uhr. Außer der Betstunde Montags früh 6 oder 7 Uhr und der Vesper am Sonnabend Nachmittag 1 Uhr, nach welcher Beichte gehört wird, soll überall Donnerstag Predigtgottesdienst gehalten werden.

Neugeborene dürfen nicht über 3 Tage ungetauft liegen; nur wenn auswärtige Pathen erwartet werden, darf man einen Tag hinzusetzen. Mehr als 3 Pathen sollen nicht zugelassen werden. Nach 6 Wochen soll die Wöchnerin ihren Kirchgang halten und sich aussegnen lassen. Für Beichte und Abendmahl ist die oben erwähnte persönliche Anmeldung der Communicanten vorgeschrieben. Aber „sollten sich Verächter des Beichtstuhls oder des heiligen Abendmahls finden, welche binnen Jahresfrist ohne erhebliche und dem Beichtvater billig zu meldende Ursach sich davon enthalten, sollen solche hernachmals öffentlich abgekündigt und nach Befinden auch härter wider sie verfahren werden."

„Zum Abendmahl soll Niemand zugelassen werden, welcher sich nicht dazu durch Buße und Privatbeichte, die vor dem Prediger im Beichtstuhl oder bei Krankheiten und Schwachheiten zu Hause abgelegt wird, gebührend bereitet und deswegen sich Freitags vorher bei dem Prediger gemeldet, damit, wenn amts- und gewissenshalber etwas zu erinnern, es vorher geschehen und im Beichtstuhl Weitläufigkeiten vermieden werden."

„Die Kinder sollen Quasimodogeniti öffentlich vor dem Altar konfirmirt werden."

„Der sogenannte Polterabend soll gänzlich abgeschafft und außer Fremden und, die zu der Hochzeit anzuschicken haben, Niemand etwas gereicht werden. Ingleichen soll das Morgenbrot an dem Hochzeitstage gänzlich verboten sein, als

welches zu vielen Ärgernissen und Unordnungen Anlaß giebt; auch der Tanz vor der Mahlzeit. Braut und Bräutigam sollen nicht nach der Kirche fahren, ohne diejenigen, die ansehnliche Ehrenämter bekleiden. Abends 10 Uhr soll jeder sich nach Hause begeben und sich der Nachtmusik und der Ständchen enthalten."

Die anzustellenden Geistlichen sollen „ein gutes Zeugnis von der wahren Gottesfurcht, unärgerlichem Leben und gründlicher Erudition haben." Deswegen sollen sie auch erst vom Superintendenten in einem Privatcolloquio tentirt werden, wobei namentlich auch eine Probe katechetischen Geschicks in einer mit Schulkindern abzuhaltenden Unterredung abzulegen ist. Erst wenn ihre Tüchtigkeit vom Superintendenten bezeugt ist, sollen sie zu dem examen publicum vor dem gesammten Konsistorio zugelassen werden.

Bei der Anstellung soll auf die praeceptores in den Stadtschulen „die vor andern Last und Hitze getragen" insbesondere reflectirt werden.

Über die Ausrichtung des Predigtamts sagt der Entwurf noch unter Anderem: „Wie Predigen die vornehmste Verrichtung in der Kirche Gottes ist, dazu Gott selbst seine Diener so ernstlich angewiesen, so soll ein Jeder, so solch Amt zu führen hat, mit Gebet und Meditation sich fleißig präpariren, die Predigt ordentlich, deutlich, erbaulich einrichten, bei Gottes Wort bleiben, aus Lauterkeit und als durch Gott vor Gott reden in Christo (2. Cor. 2, 17), hohe Worte, Tautologien, Fabeln und viele frembde Historien, die wenig erbauen, mit allem Fleiß vermeiden."

Die Kranken zu besuchen soll sich kein Geistlicher weigern, sondern mit Gebet und Zuspruch ihnen fleißig beistehen.

Die Katechisationen sollen nicht nur Sonntag-Nachmittags nach Gelegenheit jeden Ortes fleißig getrieben, sondern auch in der Woche zweimal, entweder in den Kirchen, Schulen oder im Hause privatim vorgenommen werden.

Es ist nicht zufällig, daß der Entwurf mehrfach auf Predigt und Lehrvortrag zurückkommt. Von Anfang an hat der Pietismus die Reformbedürftigkeit derselben betont, namentlich auf größere Biblicität, Einfalt und Verständlichkeit der kirchlichen Rede gedrungen. In den pia desideria Speners nehmen die Klagen über unerbauliche Predigt einen breiten Raum ein.

„Es ist zwar freilich an dem" heißt es da an einer Stelle[34]), „daß wenig Orte unserer Religion sein werden, da Mangel sollte sein, daß nicht genug Predigt gehalten würde. Aber viele gottselige Gemüther finden gleichwohl nicht wenig Mangel an dieser Predigt, indem es solche Prediger giebt, welche öfter ihre meiste Predigt mit dergleichen Dingen zubringen, damit sie sich vor gelehrte Leute darstellen, ob es wohl die Zuhörer nicht verstehen. Da müssen oft viele fremde Sprachen herbei, da nicht ein Einiger in der Kirche ein Wort davon weiß. Wie manche tragen wohl etwa mehr Sorge davor, daß ja das Exordium sich recht schicke und die Zusammenfügung artig, daß die Disposition kunstreich und etwa verborgen genug sei, daß alle Theile recht nach der Redekunst abgemessen und ausgeziert seien, als wie sie solche Materien wählten und durch Gottes Gnade ausführten, dabei der Zuhörer in Leben und Sterben Nutzen haben mag."

Er habe liebe Leute gekannt, erzählt Spener in einem seiner theologischen Bedenken, welche meinten, sie thäten ihrem Amte nicht genug, sie hätten denn prolixe alle Kommentarios

und Leute, die darüber geschrieben, durchgelesen, mit langem Nachsinnen eine künstliche und eine ganz verborgene Disposition gefunden und dieselbe nachmals mit allerhand Floribus, allegatis auctorum ecclesiasticorum und profanorum und dergleichen Dingen, die nicht zur Erbauung, sondern zur Eloquenz und Erweis der Erudition gehören, ausgeziert. Spener entsinnt sich, von einem Prediger gehört zu haben, es sollte ihm Leid sein, daß er von der Kanzel stiege, wenn sich nicht alle tropi und figurae in seiner Predigt gefunden hätten. — Schlimmeres als Spener berichtet Francke von den Predigten, wie er sie in Halle bei seiner Hinkunft vorfand. In ihnen hatten trockene Gelehrsamkeit, Allotria, fader Schwulst bereits den plattesten und sogar gemeinsten Witzen Platz gemacht. Und diese Predigtweise hatte sich so fest eingebürgert, daß noch 1738 bei Gelegenheit einer Generalkirchenvisitation in der Grafschaft Mansfeld die Geistlichen erinnert werden mußten, „keine längstvergessenen und den Zuhörern unbekannten Kontroversien zu treiben, sich nicht mehr mit den alten Ketzern herum zu keifen, kein saft- und kraftloses Zeug, z. E. nicht von der Leipziger Messe zu predigen.“ [35])

Daß es Predigern, die oft bis zum achten Semester ihres akademischen Studiums kein exegetisches Kolleg gehört hatten — so fand es der Pietismus auf den Universitäten vor, in die er einzog, und so glich diese vorpietistische Theologie der vorreformatorischen —, daß es Predigern mit solchem Bildungsgange schwer wurde, den biblischen Ton zu treffen, ist wohl begreiflich.

Buchstäblich gilt Spener's Klage über unnützige Gelehrsamkeit und saftlose Rhetorik auf der Kanzel von einer uns

vorliegenden Predigt über Röm. 8, v. 11, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts in einer Landgemeinde der Grafschaft Wernigerode gehalten ist. Das Konzept umfaßt nicht weniger als drei Bogen, nicht zu weitläufig geschrieben. Nach herrschendem Stil enthält die Predigt eine „Vorrede", welche zum Texte führt; ein Exordium, das zum Thema überleitet, und zwei Theile, welche dies Thema: „Die endliche, selige Verwandlung des gerechtfertigten Christen", mit breiter Gelehrsamkeit, mit Schriftstellen im hebräischen und griechischen Grundtext, mit Citaten aus alten Exegeten in lateinischer Sprache ausführen, ohne recht in die Tiefe des Textes zu kommen. Das alles vor einer Bauerngemeinde!

Gegen die beliebte Länge der Predigten hatte in Preußen schon 1714 eine königliche Kabinetsordre einzuschreiten für nöthig erachtet. „Da wir selbst in höchster Person an verschiedenen Orten bemerkt haben, daß viele sowohl der reformirten als lutherischen Prediger ihre Predigt so ungemein lang einrichten und halten, daß nicht allein dem Zuhörer deshalb die nöthige Aufmerksamkeit und schuldige Andacht entgeht, sondern auch die Prediger selber durch unnöthige und verdrießliche Wiederholungen und sogenannte Tautologien, um nur viel sagen zu können, selbige verlängern; wir aber dergleichen langes, verdrießliches, zu nichts dienendes, sondern vielmehr die Andacht hemmendes und folglich wenig Erbauung schaffendes Predigen eingeschränkt wissen wollen, so befehlen wir" — das ist der Anfang dieser unzweideutigen und sehr weisen königlichen Verordnung, die weitherzig genug als äußerstes Zeitmaß für die Predigt eine Stunde gestattet und für jede Überschreitung dieser Grenze eine Geldstrafe von zwei Thalern festsetzt, welche der redselige Prädikant an die betreffende Kirchkasse erlegen soll.

Graf Christian Ernst publicirte zwar diese Kabinetsordre in der Grafschaft; aber da die Predigten des hier hochverehrten Francke, dessen Postille 1732 zum Gebrauche für Lesegottesdienste von allen Pfarrämtern angeschafft werden mußte, in der Regel zwei Stunden währten, und die Lau'schen, wenn die im Drucke vorliegenden von den gehaltenen nicht gänzlich verschieden sind, die vorgeschriebene einstündige Zeitdauer auch nicht inne hielten, so nahmen es sicher die übrigen Prediger der Grafschaft mit jener königlichen Ordre nicht allzugenau.

Francke's Predigten hatten ihrer Zeit trotz der nicht geringen Länge durch ihren an das Herz der Zuhörer sich wendenden und deren praktisches Bedürfnis berücksichtigenden Inhalt und eine schlichte, biblische, allgemeinverständliche Sprache großartige Wirkungen, und die in Francke's Spuren wandelnden pietistischen Prediger waren ähnlicher Erfolge fast allemal gewiß.

Das Neue und Durchschlagende ihrer pastoralen Thätigkeit lag aber nicht sowohl in dieser biblischen, pektoralen und meist populären Predigtweise, als in ihrem Verkehr mit den einzelnen Christen, den Alten und Jungen. Daß sie das Wort von der Kanzel hinunter trugen in die Gemeinde, den Jungen näher brachten in Katechisationen, den Alten in Beichtgespräch und Versammlungen, jedem Einzelnen sagend, was er brauchte, und eine Sprache redend, die jeder verstand; daß sie den Gemeindegliedern selbst den Mund öffneten zur Aussprache über ihre geistlichen Bedürfnisse und Nöthe und sie zum persönlichen Bekenntnis ihres Glaubens veranlaßten — das war doch das eigentliche Geheimnis ihrer pastoralen, meist die Gewissen aufweckenden und Leben in der Gemeinde zündenden Praxis.

Hiermit haben wir die drei Einrichtungen genannt, durch welche der Pietismus einen regelmäßigen seelsorgerischen Verkehr zwischen dem Geistlichen und den einzelnen Gemeindegliedern herzustellen suchte. Es waren die Katechisationen mit der Jugend, an die sich die Konfirmation anschloß, die Beichtunterredungen mit den Erwachsenen und jene bald Privaterbauungen, bald Konventikel genannten Versammlungen in den Häusern, bei denen freilich nur der ältere Pietismus die stete Gegenwart und Leitung des Geistlichen voraussetzte.

Alle drei Einrichtungen finden wir um die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Grafschaft; die beiden ersten Seitens des Kirchenregiments eingeführt, die letzte wenigstens geduldet und sicher durch Lau auf jede Weise gefördert.

„Ich dürfte fast mit einigen gottseligen Theologen wünschen, daß an einigen Orten in der evangelischen Kirche des Predigens weniger und der Katechismusübungen mehr wären, und daß man etliche Diener des Worts sonderlich dazu bestellte, daß sie mit fleißigem, stetigem Unterrichte einem jedweden den rechten Verstand der christlichen Lehre und die Übung der Gottseligkeit zeigen und beibringen möchten" — so hatte schon Scriver geklagt und gewünscht. Der Pietismus aber legte Hand an's Werk, um diesen Klagen abzuhelfen und diese Wünsche zu verwirklichen. Die Verdienste Spener's und der Hallenser um Katechismuserklärung und Katechisation sind bekannt. Francke schrieb: „Ich versichere, wenn einer die Glaubensregel recht imprimiren will, so kann er es nicht besser thun, als durch Katechisationen" und „es ist das Vornehmste nicht nur im Schulamte, sondern auch im Predigtamte: den Leuten den Katechismus recht lehren

und erklären. Daher ist selbst in der Predigt immer auf den Katechismus Rücksicht zu nehmen."

Die Nothwendigkeit einer bessern „Imprimirung der Glaubensregel" hatten auch in der Grafschaft die Visitationen zur Genüge dargethan, und die Sorge um diese verbesserte religiöse Unterweisung der Jugend fand in verschiedenen gräflichen Erlassen an das Konsistorium und den Superintendenten ihren Ausdruck. Die Kirchenordnung schrieb, wie wir hörten, neben den sonntäglichen Katechisationen noch zweimal solche an den Wochentagen vor. Superintendent Gutjahr gab 1730 ein „Katechismusexamen für die Jugend" heraus, und Lau 1734 seine „Ordnung des Heils"; beides Leitfäden, die dem Jugendunterricht dienen sollten und von denen der Lau'sche, namentlich in seiner 1745 erschienenen umgearbeiteten Gestalt, so große Vorzüge besitzt, daß er sich länger als ein Jahrhundert im Gebrauch der Schulen der Grafschaft erhalten konnte. In dieser veränderten Ausgabe von 1745 ist die Ordnung des Heils nicht mehr ein Leitfaden für die Schüler, sondern ein Handbuch für Lehrer, denen auch die ausführliche Vorrede eine Anweisung zum Katechisiren ertheilt. Diese Vorrede enthält eine Fülle trefflicher, methodischer Winke, von welchen heute noch viel zu lernen ist.

Übrigens theilt das Buch die Schwächen wie die Vorzüge der pietistischen Katechismuserklärungen. Es schließt sich nicht eng genug an den Katechismus an und läßt den Wortlaut desselben über einer zu breiten Erklärung, die stark auf herkömmliche, dogmatische Kategorien rücksichtigt und wenig volksthümlich gehaltenen ist, nicht zu seinem vollen Rechte kommen. Andererseits folgt es aber der richtigen Spener'schen Regel, daß die Jugend nicht nur, was

ihr zu glauben vorgelegt wird, verstehen lerne, sondern auch sobald sich daran erinnere, daß ihr solches entweder eine Regel ihres Lebens oder ein Antrieb zu wahrer Gottseligkeit werden soll, und läßt den Apell an das Herz der Kinder durch alle seine Fragen und Antworten vernehmlich hindurch klingen.

Mit diesen Lehrbüchern und den kirchenregimentlichen auf treue Handhabung der Katechisation dringenden Verordnungen waren aber die rechten Katecheten noch nicht beschafft. Zwar hatten die jüngeren Geistlichen, die aus der Hallenser Schule stammten, treffliche Gelegenheit gehabt, katechisiren zu lernen. Francke hatte unter Zustimmung der theologischen Fakultät mit seinem Waisenhause ein katechetisches Institut verbunden, in dem theils die Regeln der katechetischen Kunst vorgetragen, theils vom Oberinspektor der im Waisenhaus befindlichen Bürgerschule Musterkatechesen gehalten, theils auch katechetische Versuche und Übungen Seitens der Studirenden angestellt wurden [36]). Aber den meisten Geistlichen der Grafschaft scheint doch Lust und Geschick zum Katechisiren gefehlt zu haben. Denn Graf Christian Ernst glaubte sein Ziel, durch Hebung der Katechisation Glauben und christliches Leben in den Gemeinden zu fördern, mit ihnen allein nicht erreichen zu können. Erfüllt aber von der Wichtigkeit dieser Katechisationen und fest entschlossen, seinen Plan durchzuführen, stellte er in Stadt und Land und namentlich da, wo gräfliche Domainen es ihm erleichterten, junge Halle'sche Theologen, jedenfalls Schüler jenes katechetischen Instituts, als Katecheten an, Gehülfen des Geistlichen, die zweimal in der Woche Schule zu halten, Sonntags aber abwechselnd mit diesem die kirchliche Katechisation zu übernehmen hatten. Bezeugen uns auch die er=

haltenen Gehaltsdesignationen, daß ein solcher Katechet außer freier Station nur ein Jahresgehalt von 40 Rthlr. bezog, so ergab das doch im Ganzen eine für damalige Zeit nicht geringe Summe, die der Graf willig opferte. Die Anstellung geeigneter Persönlichkeiten ward durch die engen Verbindungen mit Halle erleichtert, und als solche Katecheten fanden eine Reihe tüchtiger Theologen aus allen deutschen Landschaften, soweit sie lutherisch waren, in die Grafschaft Eingang, Norddeutsche und Süddeutsche, aus den baltischen Küstenländern wie aus Schwaben und Bayern, aus dem von reformirten Einflüssen zu keiner Zeit ganz unberührt gebliebenen Westphalen wie aus den vom Katholicismus viel bedrohten Schlesien und Westpreußen. Das ist die Mischung geistiger Stammeseigenthümlichkeiten, die nicht einer der letzten Faktoren gewesen für das seit jener Zeit eigenthümlich reiche und vielbewegte Geistesleben der Grafschaft Wernigerode.

Wie wichtig es übrigens dem Grafen erschien, tüchtige Theologen für seine Gemeinden zu gewinnen, geht aus einem seiner Briefe an den König von Dänemark hervor, der ihm seinen Entschluß mitgetheilt hatte, einige treue Geistliche aus Deutschland nach Dänemark zu ziehen. Da heißt es: „Was Ew. K. Majestät sonsten wegen ein paar Männern, so Sie annehmen wollen, schreiben, dafür preise ich Gott; denn den Landen ist in Wahrheit nicht anders zu helfen, als daß sie ein paar fromme in der Lehre orthodoxe, in den Studien firme Leute, so Verstand und Verschwiegenheit besitzen, erhalten. Solche wollen aber von Gott erbeten sein“ [37].

Mit der Konfirmation und ersten Kommunion erreichte der kirchenordnungsmäßige Katechismusunterricht seinen Abschluß. Der fernere seelsorgerische Verkehr des Geistlichen

mit seinen Konfirmirten sollte eine feste geordnete Basis vor Allem am Beichtgespräch haben.

Die herkömmliche Beichtpraxis, bei welcher die einzelnen Konfitenten dem Beichtiger ein auswendig gelerntes Sündenbekenntnis aufsagten und darauf hin die Absolution empfingen, war zwar durch die Schade'schen Beichtstuhlstreitigkeiten in weiten Kreisen diskreditirt, bestand jedoch in dem größten Theile der lutherischen Kirche und so auch in der Grafschaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch fort. Der Geistliche handelte mit den Einzelnen, um nach herrschender Lehre an Gottes Statt ihnen Sünden zu vergeben und Sünden zu behalten; aber ohne irgendwie im Stande zu sein, sich ihres Seelenzustandes zu vergewissern. Daß durch diese Übung der Beichte und Absolution Oberflächliche und Leichtsinnige in ihrer falschen Sicherheit bestärkt wurden, war die Klage redlicher Orthodoxen so gut wie der Pietisten und war die Sorge, die viele der letzteren in schwere Gewissensnöthe brachte. Das frühe Ende Schade's wird diesen inneren Nöthen zugeschrieben.[38]) Eine allgemeine Beichtvorbereitung war nicht üblich, und im Beichtstuhl selbst mit den Einzelnen, die der Reihe nach vortraten, eingehender zu verhandeln, war, abgesehen von anderen Gründen, schon deshalb nicht möglich, weil seit dem dreißigjährigen Kriege fast überall an die Stelle der ursprünglichen sonntäglichen Abendmahlsfeier sogenannte Abendmahlszeiten getreten waren, und nun gelegentlich dieser allgemeinen Kommunionen, namentlich im Advent und in den Fasten, sich große Massen von Kommunikanten, einer hinter dem andern, zum Beichtstuhl drängten. Schade hatte auf eigene Hand eine persönliche Anmeldung zu Beichte und Abendmahl eingeführt. Er verlangte von solchen, die Sonnabends beichten

wollten, daß sie Freitags persönlich in seinem Hause erschienen und ihm so Gelegenheit gäben, mit ihnen ausführlicher — und ungestört durch andere Konfitenten — zu reden. Man darf mit Gewißheit annehmen, daß dieser Vorgang auch ohne kirchenregimentliche Verordnung in pietistischen Kreisen vielfach Nachahmung fand. In Preußen wurde bald durch königliche Verordnung nicht nur die persönliche Anmeldung zur Beichte obligatorisch gemacht, sondern auch die folgende Privatbeichte zu fakultativem Gebrauch frei gegeben, den Geistlichen aber eingeschärft, sich nun auch zum Gespräch mit den sich meldenden Kommunikanten „die nöthige Zeit zu nehmen und den ihnen anvertrauten Zuhörern mit Lehre und Ermahnung und, wenn es nöthig, mit bescheidener Bestrafung an die Hand zu gehen" — nicht bloß durch die Küster oder Schulmeister die Namen aufschreiben zu lassen.

Dieselbe Forderung stellte Graf Christian Ernst 1730 an die Geistlichen und Gemeinden der Grafschaft. Die Anmeldung beim Parochus sollte nun nicht Freitags, sondern schon Anfangs der Woche vor der Kommunion geschehen.

Aber die Verordnung wurde vorerst nur auf dem Lande, nicht in den Stadtgemeinden durchgeführt. Die Befürchtung des Superintendenten Gutjahr, daß die Städter sich der wohlgemeinten Ordnung freiwillig nicht fügen würden, und daß Unruhen entstehen könnten, scheint ihre Publicirung in der Stadt verhindert zu haben. In der That fehlten selbst auf dem Lande, namentlich unter den Gebildeteren und Vornehmen, Renitente nicht.[39]) Aber 1739 wiederholte trotzdem der Graf seine Verordnung, um, was doch im Großen und Ganzen Beichtordnung geworden war, auch in der Stadt einzuführen. „Wir haben," heißt es in diesem zweiten Erlaß, „den ausnehmenden Segen der bei Hofe und

auf dem Lande von uns eingeführten Anmeldung der Konfitenten im Werk selbsten verspürt, so daß nach der auf unserm Herzen liegenden Sorge vor das Heil unserer gesammten Unterthanen wir uns gedrungen finden, solche unsere Verordnung auch auf die Stadtgemeinden zu erweitern." Derselben die in solchen Fällen übliche Unzufriedenheit und Kritik entgegenzustellen, wird eine gewisse städtische Intelligenz nicht ermangelt haben. Aber die Reste persönlicher Beichtanmeldung, wie sie heute in der Stadt Wernigerode sich finden, bezeugen doch, daß auch hier die Festigkeit der Pastoren und die Geduld des Kirchenregiments diesen Widerstand schließlich überwunden haben.

Auch in der Grafschaft wurde dann bald die Einzelbeichte im Beichtstuhl fakultativ gemacht. Sonnabends nach der Vesper — in welcher ein Bußlied gesungen und außer der Epistel und dem Evangelium des folgenden Sonntags ein Bußpsalm gelesen wurde, eine freie Ansprache aber wenigstens nicht befohlen war — saß zwar der Geistliche im Chor der Kirche oder in der Sakristei, um die Beichte der einzeln hinzutretenden Konfitenten zu hören und ihnen die Absolution zu ertheilen. Für solche aber, die diese Einzelbeichte nicht begehrten, wurde Sonntags nach der Predigt von der Kanzel aus „die Beichte und Absolution" von den Geistlichen gesprochen. Bald aber fingen sie an, die Konfitenten, nachdem sie mit den einzelnen geredet, zu einer gemeinsamen Vorbereitung in der Schule zu versammeln. Das war der Übergang zu dem Beichtgottesdienste vor der Kommunion wie er heute noch besteht. —

Versammlungen der Gemeindeglieder behufs ihrer Erbauung auch außerhalb der Kirche — in der Schule etwa, im Pfarrhause oder auch in andern Häusern — waren in der

Grafschaft schon seit Anfang der dreißiger Jahre nichts unerhörtes. Vielleicht sind Lau und Zimmermann die ersten gewesen, die sie einführten. Officiell sind sie, wie gesagt, nie empfohlen. Was Graf Christian Ernst im Kreise seiner eigenen Verwandten in der Wetterau, wo solche Konventikel in Blüthe standen, erlebt hatte, mußte ihn auf die Gefahren derselben nachdrücklich aufmerksam machen, und selbst Spener, für den Grafen gewiß eine der ersten Autoritäten in derartigen Dingen, hatte sich bei der Empfehlung derselben vorsichtig ausgedrückt. „Es sollte auch," sagt er in den pia desideria, „welches wir andern zu reiflichem Nachdenken empfehlen, vielleicht nicht undienlich sein, wo wir wieder die alte apostolische Art der Kirchenversammlungen in den Gang brächten, da neben unserer gewöhnlichen Predigt auch andere Versammlungen gehalten würden auf die Art wie Paulus 1 Cor. 14 dieselben beschreibt, wo nicht einer allein auftrete, zu lehren (welches zu andern Malen bleibt), sondern auch andere, die mit Gabe und Erkenntnis begnadet sind, jedoch ohne Unordnung und Zanken, mit dazu reden und ihre gottseligen Gedanken über die vorgelegten Materien vortragen, die übrigen aber darüber richten mögen."

Gehalten wurden diese Versammlungen auch ohne kirchenregimentliches Zuthun in allen den Orten der Grafschaft, wo junge Hallenser — wenn auch nur als Gehülfen eines älteren Geistlichen — arbeiteten. Der Widerstand, den hie und da der letztere dieser Neuerung entgegensetzte, erschwerte freilich ihren Bestand und hinderte nicht wenig ihren Segen.

Ulitsch, der Freund Lau's, der mittlerweile Hofdiakonus in Stolberg geworden, veröffentlichte später ein offenes Sendschreiben an Abt Steinmetz in Kloster Bergen über die

Nothwendigkeit und den Segen von Privaterbauungen[40]) und trat darin so entschieden für das Recht der letzteren und für die Pflicht des Geistlichen sie einzurichten ein, daß er, der gräfliche Hofprediger, rundweg erklärte: ein Knecht Gottes werde lieber „Kopf und Kragen daransetzen“, als sich etwa durch die Obrigkeit von der Erfüllung jener Pflicht abschrecken lassen. Übrigens würde die Obrigkeit „wider Gott streiten und päpstischen Gewissenszwang von neuem einführen“, wenn sie jene Erbauungen oder Privatzusammenkünfte zum Zweck der Erbauung verbieten wolle, — „wovon sie schlechten Lohn zu erwarten habe“. „Moderiren, dirigiren in externis und accidentalibus kann Obrigkeit wohl, darinnen wird ein Knecht Gottes sich gern finden, z. B., daß nicht allzuviel Personen auf einmal oder während der öffentlichen Versammlungen (Gottesdienste) zusammen kommen und dergleichen, aber essentialia fidei et religionis aufheben wollen ist ein formales Streiten wider Gott.“ Und auch den Laien wahrte Ulitsch ausdrücklich das Recht, in solchen Versammlungen die eigene Erkenntnis und Erfahrung durch Mittheilung und Mahnung den Brüdern nutzbar zu machen; das gehöre zu dem vom Herrn verlangten Wuchern mit dem anvertrauten Pfunde. Dieses Wuchern müsse freilich zuerst und vornämlich durch den Wandel geschehen. Aber damit sei Rede und Zeugnis den Laien so wenig untersagt, daß vielmehr die Schrift ausdrücklich erkläre: wer da glaube, der rede auch, und weß das Herz voll sei, davon gehe der Mund über. Petrus verbinde so genau das königliche Priesterthum aller Gläubigen mit der Verkündigung der Tugenden deß, der sie berufen habe von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte, daß er dies letztere zum eigentlichen Endzweck des ersteren mache.

Damit sei nicht gesagt, daß jeder Laie „einen formalen Lehrer abgeben solle;“ „vielmehr hat er seines Berufs, seiner Profession und seines Amts treulich abzuwarten; bei dem allem aber treulich der Gelegenheit wahrzunehmen, wo etwa ein Wörtlein zur Erbauung geredet oder sonst etwas dahin zielendes vorgenommen werden könnte. Die Salbung lehrt Maß halten, macht, daß man sich nicht aufdringe, seiner selbst nicht vergesse und in Bekehrungssucht verfalle, am wenigsten aber den Dienst treuer Knechte Gottes gering halte.“

Von diesen Anschauungen seines Freundes in Sachen der Konventikel werden sich die Lau'schen nicht wesentlich entfernt haben. Ausdrücklich aber bezeugt er, welches Gewicht er darauf lege, daß die Versammlungen jederzeit von Geistlichen geleitet werden; und das geschah auch in der Grafschaft. Um die ersten Theilnehmer zu werben, benutzten wohl hier die Geistlichen vielfach — wie angedeutet — die persönlichen Anmeldungen zum Abendmahl, und zunehmende Betheiligung scheint in den meisten Gemeinden nicht lange ausgeblieben zu sein. Wo das Volk der Kirche nicht ganz entfremdet ist, da findet sich auch noch mehr Verlangen nach persönlichem Verkehr mit dem Geistlichen, als eine oberflächliche Betrachtung wahrzunehmen glaubt. Selbstverständlich fehlten auch diejenigen nicht, welche diese neuen Wege der Erbauung verurtheilten, und solche, die auf ihnen betroffen wurden, verlästerten und verfolgten.

In den Versammlungen wurde gesungen, gebetet und von dem Geistlichen bald in freierer Weise vorgetragen — also Bibelstunden wie wir sie heute wohl auch noch in Häusern halten, bald in Frage und Antwort mit den

Zuhörern verhandelt — also Katechisationen mit Erwachsenen. Das Gebet sprach nicht ausschließlich der Geistliche, auf seine Aufforderung beteten auch Laien.

Was Spener mit derartigen Versammlungen hauptsächlich bezweckte, hat er in seinem Traktat „die Klagen über des verderbten Christenthums Mißbrauch und Gebrauch“ ausgesprochen: „Ich hoffe, nämlich die Besserung des verderbten Christenthums anlangend, nicht auf menschlichen Arm; sondern setze mein Vertrauen darauf, daß hin und wieder gottselige Prediger und politici, jeder seines Orts, allgemach eine ecclesiolam in ecclesia, jedoch ohne Trennung, sammeln und dieselben in den Stand bringen werden, daß man rechte Kernchristen an ihnen haben werde; da nicht fehlen wird, daß nicht solche mit ihrem Exempel ein treffliches Fermentum sein werden, den übrigen Teig auch in einen Jast zu bringen.“

Aber diese Gemeindlein aufrichtig nach dem Reiche Gottes Trachtender aus der großen Gemeinde „ohne Trennung“ zu sammeln war nicht leicht; und nicht minder schwierig war es, die Gesammelten, zu denen nun der Geistliche in ein näheres Verhältnis trat, in der rechten Demuth zu erhalten, vor jeder falschen Überhebung über die andern Gemeindeglieder zu bewahren. Daß in der Grafschaft überall und ausnahmslos Leute so klaren Blicks und fester Hand wie Lau die Versammlungen geleitet und ihre Gefahren hinten gehalten hätten, läßt sich von vornherein nicht annehmen.

Wir besitzen sehr ausführliche Nachrichten nicht nur über die Entstehung und den Fortgang solcher Konventikel und über die Dinge, die in ihnen getrieben wurden, sondern auch über die gesammte pastorale Praxis der Geistlichen,

welche sie in's Leben riefen. Es sind die oben erwähnten von diesen Geistlichen selbst geschriebenen Tagebücher und Berichte. Sie entrollen vor uns ein so anschauliches, konkretes, an Einzelheiten reiches Bild einer pastoralen Praxis vergangener Zeiten, wie es uns nicht oft geboten wird. Wie man auch die pietistischen Verkehrtheiten und Mißgriffe der Verfasser verurtheilen mag —, ohne Zweifel sind sie fromme, aufrichtige Männer, die ebenso ehrlich das beichten, was sie selbst als fehlerhaft erkennen, als das, was nach ihrer pietistischen Anschauung recht war. Die Tagebücher stammen meist aus den letzten dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wie bereits gesagt, hatten namentlich Abt Steinmetz und Gotthold Francke, als sie 1738 einer in Wernigerode gehaltenen Pastoralkonferenz als Gäste beiwohnten, den Anstoß zu diesen regelmäßigen Aufzeichnungen über den „Fortgang und die Hindernisse des Reiches Gottes in der Graffschaft" gegeben [41]).

Aus den Berichten der Pastoren über den „Fortgang des Reiches Gottes" in ihren Gemeinden.

Die interessantesten unter diesen Berichten entstammen der Feder eines Schwaben. Katechet Walliser in H., vom Erbgrafen Heinrich Ernst während seiner Halle'schen Studienzeit für die Graffschaft gewonnen und mit der Empfehlung: „Er soll ein überaus braver, redlicher Mensch sein," nach Wernigerode gesandt, war 1733 auf einer Reise von Halle nach Reval — wahrscheinlich zur Übernahme einer Hauslehrerstelle — während der Seefahrt „durch zwei sehr große und lang

anhaltende Stürme an die Insel Rügen geworfen und sonach durch Gottes Vorsehung, wiewohl kümmerlich, doch recht wunderbar," nach Halle zurückgeführt. Statt in dem fernen Esthland fand er nun eine Thätigkeit in der Grafschaft Wernigerode. —

Von seiner kurzen Wirksamkeit in H. schreibt er: „Den größten Segen, den ich hier mag geholt haben, ist der an meiner eigenen Seele. Wunderbar waren die Wege Gottes, da ich nachdem erkennen müssen, daß mich Gott nicht sowohl um anderer, als vielmehr um meiner selbst willen an diesen Ort gebracht. Ich war von einigen Separatisten sehr eingenommen und war noch sehr hitzig; daher mußte ich zu einem Separatisten und zu einem hitzigen Mann kommen. — Der N. war ein hitziger, stolzer und unverständiger Separatist, der mir mußte klar machen, wie nichtig der Separatisten Hypotheses und wie schwach ihr Grund sei. Ungeachtet ich selbst ein heimlicher Separatist war, so mußte ich doch immer wider ihn sein und disputirte öfter zwei bis drei Stunden mit ihm, bis ich solchen Abscheu vor dem Separatismus bekam, daß ich mich nicht mehr mit ihm einlassen konnte."

Auch in H. giebt es bald Erweckte, und ein Gespräch mit einem solchen, einem armen Bergmann, reproducirt Walliser wörtlich:

„Bergmann: Mein Herz ist noch so träge, und es quillt die Sünde bei mir oft noch so stark, daß ich meine, ich sei nicht auf dem rechten Wege.

Katechet: Daß wohl ein Gefühl der Sünden aber nicht die Vollbringung derselben bei einem rechten Kinde Gottes sein könne, zeiget Paulus Ebr. 12, 1 an seinem und anderer Gläubigen Exempel, da er sagt: Lasset uns ablegen die Sünde, die uns immerdar anklebt und träge macht. Klebte

nun Paulus die Sünde noch an und saget doch, er habe in Christo Gerechtigkeit, ja die Krone des Lebens, so könnt auch Ihr noch auf dem rechten und apostolischen Wege sein.

B. Das ist wahr. Der heilige Geist deckt mir aber jetzo noch manchmal mehr Sünde auf, als ich im Anfang gefühlt habe.

K. Das ist eine besondere Treue des heiligen Geistes. Wen er in der Gnade Christi recht herrlich und groß machen will, den machet er immer elender und kleiner, so daß er der fürnehmste wird unter den Sündern. Im Anfang unserer Seelenführung muß auch in diesem Verstand das Wort unseres Heilandes an uns erfüllt werden: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen.

B. Ja, hätte Gott mir diese Sünden im Anfang gleich auf einmal aufgedeckt, ich hätte müssen vergehen.

K. Gott hat darinnen seine weisen Ursachen wie in allen seinen Werken und Führungen. Doch decket er in der Buße einem jeden so viel auf, als zu seiner gründlichen Beugung und Demüthigung nöthig ist. — Aber wie verhaltet Ihr Euch denn, wenn Eure Sünde Euch offenbar wird?

B. Ich gehe eilend zu Christo Jesu und bete, daß er mich auch von dieser Sünde rein waschen wolle. Und so kriege ich allezeit neuen Frieden. —

Von H. wird Walliser 1736 nach einem nahen Dorfe A. als Pastor substitutus des dortigen alten Pfarrers Runge versetzt. Seine Wohnung hat er anfangs in Wernigerode. Als er eines Tages aus der Stadt nach seinem Pfarrdorfe hinauswandert, kommt ein Mann, der auf dem Feld arbeitet, auf ihn zugelaufen und erklärt ihm, er sei bisher des alten Pastors Drescher gewesen, habe ihm aber, weil er

fortwährend die „Bekehrten“ schmähe, den Dienst gekündigt. Er sei von der Wahrheit überzeugt und wolle nicht „zwei Herren dienen.“

„Dieses,“ fährt Walliser fort, „war mir darum sehr auffallend, weil ich vorher auf dem Wege, ehe dieser Mann zu mir kam, den lieben Gott gebeten, er soll mich doch 1) nicht durch die Schmeicheleien der Welt lassen angefochten werden, ich wollte lieber ihren Haß tragen; 2) er solle mir doch nur eine Seele erst zuführen, mit der ich mich im Gebete vereinigen könnte; ich wollte ihm alsdann schon mehr Seelen abbetteln.“

Die Bekehrung dieses Mannes macht Rumor; er wird nicht nur gelegentlich von den Bauern, sondern sogar von dem alten Pastor R. öffentlich verlästert. „Weil er nun,“ erzählt Walliser weiter, „mein erstes und sehr liebes Schäflein war, so nahm ich mich auch seiner an und redete privatim mit Herrn R., darüber ich sehr übel angelassen, beschimpft und bedroht wurde. Es hieß: Du Teufel, du Hund!“

Nach einigen Jahren kann Walliser schon ein stattliches Häuflein als Erweckte und Bekehrte betrachten. Aber mit der Zahl derer, die sein Wort suchen, mehrt sich der Haß der andern, die es verachten. Es geht eine scharfe Spaltung durch die Gemeinde, und leider steht der alte Pastor R. auf der Seite der Feinde und Spötter.

Ein Säufer kommt zu Walliser, um sich zum Abendmahl anzumelden. Dieser merkt, daß der Mann betrunken, und erklärt, er werde ihm das Sakrament nicht reichen. Er will an diese Erklärung Vorhaltungen und Vermahnungen knüpfen, wird aber durch eine Fluth von Flüchen und Lästerreden unterbrochen. Als er endlich zu Worte kommt,

sagt er zu dem Tobenden: „Der Satan habe sein ganzes Herze inne, sonderlich ließe er sich vom Sauf-, Läster- und Zornteufel regieren." — Hierauf erschrak der Mann etwas und wurde stutzig; fing aber bald wieder an zu schelten und sagte, er hätte gemeint, es wäre nur ein Teufel, ging zur Thür hinaus und sagte zuletzt noch diese Worte: Der alte Priester ist so ein braver Mann, und doch hat er all sein Lebetag Keinen abgewiesen. —

Der Tanz ist Walliser ein Gräuel. Wenn er hört, daß die jungen Bursche Tanzmusik bestellt haben, so betet er für sie in der Kirche öffentlich und bittet, daß ihnen Gott die Augen öffene, damit sie ihren „gefährlichen Zustand" erkennen.

Als nach einem Michaelistanze einer der Tänzer sich zur Kommunion meldet, sucht ihn W. zu überzeugen, daß die Tanzlust eine „Weltfreude und ein Werk des Fleisches und Teufels sei." Der Bursche sagt nach W.'s wörtlichem Bericht:

„Wie vor einem Jahre seine Mutter gestorben, da wäre er schon viel überzeugter und gerührter gewesen. Ich hätte ihm aber versprochen, ihn fleißig zu besuchen und aufzumuntern. Da es aber nicht von mir geschehen, wäre er wieder in böse Gesellschaft gerathen. Darüber erschrak ich sehr, weil ich hierinnen mich getroffen fand. Ach Herr Jesu, wasche ab und schwemme weg alle meine Untreue!"

„Ich fragte ihn, ob er denn deswegen, weil ich ihn nicht fleißig besucht, sich nicht bekehren, sondern in die Hölle fahren wolle. Hierinnen, meinte er selbst, würde er nicht weislich handeln. Ich sagte endlich, er müsse sich nicht um meinetwillen, sondern um des Herrn Jesu willen bekehren, weil der und nicht ich sein Leben für ihn gelassen. Hier-

auf wurde er stille und gab mir recht. Ich hätte ihn auch gerne mit zum Abendmahl gelassen, wenn er nicht den Teufelskelch im Hause gehabt hätte."

Das war ein zinnerner Kelch, ein sogenannter Willkomm, den die jungen Mädchen den Burschen geschenkt hatten, und aus dem man bei Festen und Tänzen sich zutrank. Er wurde von dem ältesten der Burschen wie ein Heiligthum verwahrt und befand sich damals gerade in den Händen des Jünglings, mit dem W. unterhandelte. W. verlangt, er solle den Kelch aus seinem Hause schaffen; „es wäre mehr Böses daran, als er jetzt begreifen könne."

„Ich fragte ihn nochmalen, ob er diesen bösen Willkomm nicht von sich schaffen wolle. Er sagte, er könne und dürfe solches nicht thun. Ich sagte, so könne und dürfe ich ihn auch nicht aus dem Kelch des Herrn Jesu trinken lassen. Denn diese beiden Kelche könnten nicht beisammen sein; einen müsse er missen. — Damit ging er trotzig davon." —

Selbstverständlich richtet W. Versammlungen ein. Sie werden Anfangs in seinem Hause abgehalten. Eine Frau erzählt in einer solchen, „ganz zuletzt, wie sie des Nachts vorher hätte mit Gott ringen müssen. Es wäre ihr ein großes Sündenregister vorgestellt worden; sonderlich wäre ihr eine Sünde, (sie meinte einen öffentlichen Sündenfall, darein sie schon vor 20 Jahren gerathen) recht schwer gemacht und abscheulich vorgestellt worden. Sie hätte die ganze Nacht nicht allein mit Beten, sondern auch mit Schreien und Weinen müssen zubringen. Absonderlich hätte sie auch für diejenigen bitten müssen, die sie ehedem zu Falle habe bringen helfen, wenn sie anders noch lebten."

Die Frau, bei der sie im Hause lebt und die auch

gläubig ist, bezeugt, daß sie die ganze Nacht nicht habe schlafen können vor dem erbärmlichen Geschrei und wehmüthigen Seufzen.

„Aber mit der Morgenröthe und dem anbrechenden Tage ging auch die Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus, in ihrer armen Seele auf, daß sie glauben konnte, diese Worte gingen sie an:

Liebste Seel', hör auf zu schrei'n,
Deines Klagens ist zuviel,
Nach dem Trauern kommt das Freu'n,
Herzensangst hat auch ihr Ziel.
Wechsel ist in allen Sachen:
Nach dem Heulen kommt das Lachen."

Eine Person kommt zum Beichtstuhl „mit großen Schrecken ihres Gewissens. Sie hatte die ganze Nacht voller Angst und Schrecken auf ihren Knieen gelegen. Auf einmal, da es schon Tag geworden, kamen ihr die Worte in's Herz: „„Wie freuet sich mein ganzer Sinn, daß ich schon eingeschrieben bin in der verlobten Glieder Zahl durch meines holden Königs Wahl."" Sie wußte nicht, was das heißen sollte, und konnte sich nicht hinein finden. Aber ihr ward wohl, und das Herze ward immer ruhiger. Und ehe sie das heilige Abendmahl genaß, kamen ihr auch die Worte in den Sinn: Ich, ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht. Zum heiligen Abendmahl ging sie mit großer Freude. Doch wußte sie nicht, was es war, und konnte nicht glauben, daß ihr sobald geholfen sein sollte. Sie meinte, die Freude müsse mehr äußerlich hervorbrechen, sonst könnte ihr Glaube nicht der rechte sein; worauf ich ihr bezeugt, daß es auf's Maß der Freude nicht ankomme. Wenn sie nur den Frieden Gottes schmeckte und nur wüßte, daß Gott nicht mehr als

Richter, sondern als Vater mit ihr umginge; wenn sie die Verdammnis und den Zorn Gottes nicht mehr fühlte, sondern Friede und Stille in ihrer Seele wäre, so sollte sie den Herrn Jesum nur immer loben und gewiß glauben, daß sie von Gott in seinen Gnadenbund als sein liebes Kind aufgenommen sei. Und damit war sie auch gestillet."

Als etliche junge Leute, die sich zu den Versammlungen halten, nicht ordentlich wandeln und Walliser sie straft, giebt es eine Trennung unter den Erweckten. Die Familien der Gestraften sondern sich ab und halten ihre Versammlungen für sich. Der Riß wird aber durch W's. nachgehende Liebe geheilt.

Auch Separatisten giebt es in A., Bergleute, die aus Zellerfeld dorthin verzogen sind; fromme stille Leute, die sich aber vom Abendmahl fern halten und auch an den außerkirchlichen Versammlungen nicht Theil nehmen wollen.

W. wird von dem Wesen dieser Leute, trotz ihrer separatistischen Irrthümer, lebhaft angezogen und besucht sie fleißig. Bei einem solchen Besuch erfährt er den eigentlichen Grund ihrer Separation. Die Zellerfelder Prediger haben sich nicht allein ihrer nicht angenommen, sondern durch Lehre und Leben sie geärgert. Eine Frau sei mit viel Seelenangst zu einem Prediger gekommen und hätte ihn um Rath fragen wollen. Er aber hätte mit großer Frechheit das Fenster aufgemacht und gesagt, sie solle nur in die weite Welt gehen, die wäre groß genug, da solle sie sich lustig machen u. s. w. Da hätten sie Alle einen Haß gegen alle Prediger bekommen. Einige unter ihnen wären so hitzig, daß sie meinten, es wäre ein gut Kennzeichen, wenn der Haß gegen die Prediger da wäre. Denn so wüßten sie, daß sie die Welt nicht mehr lieb hätten.

W. erinnert an das Gebot der Feindesliebe, und die Leute lassen sich strafen und erkennen ihre Verfehlung an. Er versucht ihnen zu beweisen, daß die separatistischen Meinungen dem lutherischen Wesen widersprächen, vom rechten Zweck und Grund abführten, das Herz zerstreuten, Bitterkeit und Hoffahrt vermehrten. Sie geben ihm endlich Recht und nehmen nach einiger Zeit auch an den Versammlungen Theil.

In denselben befremdet sie aber das laute Gebet, und sie sehen darin große Gefahr.

W. erklärt, das stille Gebet im Kämmerlein müsse bei allen wahren Christen sein und bleiben. Aber das laute in den Versammlungen müsse deßhalb nicht aufgehoben werden. Auch die ersten Christen hätten gemeinsam und laut gebetet act. 4, 23. Auf die Entgegnung, daß die ersten Christen das gekonnt, weil sie reiner gewesen von falschen Absichten, weist W. auf die großen Unlauterkeiten hin, die sich auch in den ersten Gemeinden gefunden. Die Sünde rege sich in allen Heiligen. Gegen Unlauterkeiten beim lauten gemeinschaftlichen Gebete müsse man kämpfen. Der Herr aber habe auf dasselbe große Verheißungen gelegt: Mt. 18, 19. 20. Indessen brauche er, W., wie andere Knechte Gottes, doch diese Vorsicht, daß sie solche, von deren Lauterkeit sie nicht völlig überzeugt wären, nicht beten ließen. Übrigens könne man aus dem Gebete wohl merken, wie eines im Christenthum wachse, was in seiner Seele vorgehe u. A. Und auch in's stille Gebet könne sich Unlauterkeit mengen. Das Menschenherz sei voll Tücke, man müsse sie nur nicht herrschen lassen.

Sie fragen nochmals, ob W. nicht glaube, daß es ein Mensch soweit bringen könne, daß er im lauten Gebet nicht

allein viele und schöne Worte mache, sondern auch einen gewissen Affekt sich angewöhne, und ob er nicht solche in seiner Gemeinde kenne? W. antwortet, das könne allerdings geschehen, aber solche, die das Wort äußerlich lernten, würden bald durch andere Dinge offenbar. Man könne bald an einer Seele wahrnehmen, was aus dem Geist Gottes käme, so man anders selbst den Geist Gottes habe. Indessen wäre es freilich nicht zu vermeiden, daß man eine Zeit lang betrogen würde. Man dürfe aber deßhalb das Werk der gemeinsamen Privaterbauung, auch durch lautes Gebet, nicht liegen lassen, es offenbare sich Alles zu seiner Zeit.

Auch über die Kindertaufe, von der die Leute nicht richtig denken, findet W. Gelegenheit, mit ihnen zu reden.

Sie weigern sich anzuerkennen, daß wir durch die Taufe alle wiedergeboren seien. Einer der ihrigen sitzt wegen dieser Weigerung in Zellerfeld gefangen und will lieber alles dulden, als dies den „unbekehrten Lehrern" nachgeben. W. erklärt, er trüge kein Bedenken, den Kindern die heilige Taufe zu spenden, und er glaube, daß sie auch kräftig sei. Nur glaube er nicht, „daß viele Leute in der Taufgnade stehen bleiben; die meisten fallen bald wieder aus diesem Bunde."

Noch vor seiner Versetzung von A. gelingt es ihm, diese Separatisten zum kirchlichen Glauben und zur Theilnahme am Gemeindeabendmahl zurückzuführen. —

Die wahrhaft häßliche Parthie in diesen Berichten bilden die Aufzeichnungen über W.'s Verkehr mit dem alten, seinem Ende nahen Pastor Runge. Sie illustriren die schlimmste pastorale Praxis, zu der jene falschen Anschauungen von der Bekehrung verführen können, mit so grellen Farben,

daß wir uns verbunden erachten, diesen Abschnitt des Tagebuches wörtlich mitzutheilen.

„Noch vor der öffentlichen Beichte war ich bei Herrn Pastor Runge. Weil er nun sehr schwach war, so redete seine Frau mit mir und meinte, er wäre nun ja auch bußfertig. Er bekenne ja, daß er ein schwerer Sünder wäre. Er hätte seinen Jesus fleißig angerufen. Er bekenne auch, daß er bereit wäre, und hätte sich dem Willen Gottes ganz übergeben.

Ich sagte ihr aber, wenn er bußfertig wäre, so müßte er die vielen unbekehrten Leute, die ihn aus der Gemeinde besuchten, vor der Hölle warnen und sie zur Buße vermahnen. Er müßte seine Missethaten auch bekennen, sonderlich die schon vorher offenbar seien und im Amte begangen worden. Ein wahrhaft Bußfertiger könne nicht so leicht sich auf das Verdienst Christi verlassen. Es gehöre mehr Kampf und Angst dazu.

Den . . besuchte ich wieder den alten Herrn Prediger Runge, der sehr darniederlag, mit welchem ich folgendes Gespräch gehalten:

Ich: Was machen Sie, mein werther Herr Pastor? R.: Ich liege hier krank und warte bis mich der Herr Jesus abhole, denn ich bin fertig. Ich: Sind Sie denn wohl fertig zum Sterben? R. Ich meine: ja. Ich bin bußfertig, denn ich erkenne meine Sünden. Ich bekenne, daß ich ein armer Sünder bin, und daß ich Hölle und Verdammnis verdient habe, und so halte ich mich als ein bußfertiger Sünder an Christum und sein heiliges Verdienst, und so habe ich ja gute Hoffnung, selig zu werden; was will man mehr von mir? Ich: Ich habe die rechte Buße an Ihnen noch nicht wahrgenommen. R.: Weiß er denn, was in meinem

Herzen vorgeht? Ich: Man muß aber seine Missethat auch bekennen. R.: Er ist ja mein Beichtvater nicht, daß ich ihm bekennen sollte. Ich: Man muß es aber doch dem bekennen und abbitten, den man beleidigt hat. R.: Ich habe Niemand beleidigt. Ich: Sie haben Ihre anvertraute Gemeinde genug beleidigt, indem Sie Ihr Amt an ihr nicht recht verrichtet haben. R.: Was? Meint er, er habe einen Bauern vor sich? Er hat eine recht teuflische Hoffahrt. Seine Gaben machen ihn stolz. Brauche er sie vor sich. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt seinem Herrn. Ich: Ich will alle meine Gaben und Kräfte dazu anwenden, daß Sie mit mir möchten selig werden. R.: Was habt Ihr mir zu sagen? Ihr seid ein Lästerer. Ich habe drei Superintendenten gehabt, es hat mir dieses noch keiner gesagt. Ich: Die meisten Superintendenten kommen selbst in die Hölle; auf diese kann man nicht bauen. Der Herr Jesus stellte unter seine Jünger ein Kind, von dem sie lernen sollten. R.: Das hat mir Euer hoffährtiges Weib auch gesagt, Gott wird Euch beide bald richten. Ich schreie Gott um Rache an. Ich: Wir wollen den lieben Gott lieber um Gnade anrufen. R.: Ihr seid ein Lästerer, ein Lästerer seid Ihr. Ich: Ich will jetzo von Ihnen Abschied nehmen. Denn, weil Sie das Wort der Buße nicht annehmen wollen, bin ich bei Ihnen nichts nütze. R.: Wenn Ihr kommen und mich trösten wolltet, das wäre besser. Ich: trösten kann und darf ich Sie nicht. Es ist Ihnen noch nichts nütze. Sie müssen erst göttliche Traurigkeit und Höllenangst haben. R.: Ihr seid ein Lästerer! Ich: Damit ich aber meine Seele an Ihnen rette, so muß ich Ihnen noch einmal bezeugen, daß Sie nicht bekehrt sind und in solchem Zustand zur Hölle fahren.

Gute Nacht! Der Herr bekehre und demüthige Sie. R.: Gehet hin, ihr Lästerer. Ich verlange Euch nicht. —

Als mich die Frau Pastorin begleitete, sagte ich ihr auch, daß er noch nicht könne bußfertig sein. Er müsse den Unbekehrten, die ihn besuchten, auch Buße predigen." — —

Diese Tragödie, in der so widerlich jene Mischung von Liebe, welche Seelen retten will, und von Schulfanatismus, der mit seiner Methode und Schablone Menschenseelen, ohne es zu wollen und zu wissen, zerbricht und erwürgt, hervortritt, endigt in unserm Tagebuche mit der Notiz: „1739 den 8. März, Abends um 4 Uhr, starb der alte Prediger, Herr Christoph Johann Rungius. Der Herr sei ihm gnädig!"

Es scheint nicht, daß nach dem eben erwähnten Auftritt W. noch einen Fuß über die Schwelle des Pastorats gesetzt habe. — —

In D. wiederholen sich ziemlich dieselben Dinge wie in A. Dem alten Pastor Müller, der 1740 stirbt, wird 1737 ein Adjunkt in der Person eines erweckten, pietistisch geschulten Pastor Mölling aus dem Ravensbergischen zur Seite gestellt. Schon vor ihm haben Katecheten das lebendige Christenthum verkündigt und nicht ohne Erfolg. M. tritt in ihre Fußstapfen und erntet, wenn auch unter viel Mühen und Kämpfen, die Früchte ihrer Arbeit.

„Am Michaelistage 1738", schreibt Mölling u. a., „kam ein Mensch zu mir, der sich wollte zur Beichte melden. Ich that in Liebe etliche Fragen an ihn; worauf er trotzig antwortete, dabei aber auch vor Bosheit zitterte. Es war mir von ihm manche große Lästerung bekannt, weswegen ich ihn auch zur Rede stellte und bezeugte, er wäre ein ganz böser Mensch, dem die Verdammnis gewiß wäre, wenn er sich nicht bekehrte. Seine Frechheit vermochte ihn

zu folgender Antwort: Ein jeder müsse seine Haut zu Markte bringen. Er wolle schon vor Gott bestehen. Ich hätte nun das Meinige gethan und es ihm gesagt. Das wolle er vor dem Richterstuhle Christi bekennen, und wenn er verloren ginge, mich von aller Schuld freisprechen. — Es war mir insofern lieb, daß er gestehen mußte, ich hätte es ihm schon mehrmalen gesagt und ich wollte mich absolviren. Hierbei hatte ich aber einen Kampf und merkte den Leichtsinn meines Herzens, welches sich auf die Rede des blinden Menschen beruhigen wollte. Denn ich dachte: Nun laß ihn gehen; er spricht dich frei. Gleich aber sagte mir mein Gewissen: Gott kannst du nicht täuschen; der fordert mehr, als der blinde Mensch meint. — Bisher hatte ich hart mit ihm geredet, wie auch vorher etliche mal, und dachte nun also: Kriege andere Pfeile, die tiefer gehen, nämlich nach 2. Cor. 5, 10 Vermahnen und Bitten. Versicherte und bezeugte, ich suchte nichts als seine Seligkeit, und warum er die nicht haben wollte? Diese freundliche Vorstellung schlug ihn, daß er stille ward, mit thränendem Auge dastund und nach dem Gebet gar freundlich fortging. In der Beichte ist er viel flexibler und findet sich auch mit rechter Ehrfurcht zum Hören des göttlichen Wortes ein.“ —

„Einer der ehrbarsten Einwohner allhier war schon im Anfange 1737 überzeugt von der Wahrheit, daß ihm, wie er lange nachher erst gestanden, das ganze Kleid seiner eignen Gerechtigkeit, deren er sonsten vor andern viel hatte, war ausgezogen worden. Er ging lange hin aus Furcht vor Menschen, ehe er sich was merken ließ. Unter der Hand aber erkundigte er sich bei andern Bekehrten, wie es mit ihnen gegangen und wie sie zur Gewißheit der Vergebung der Sünden kommen seien. Ein gebeugtes Herz

und Redlichkeit merkte man ihm an, aber die Dreistigkeit hatte er nicht, in die Versammlungsstunden, die Sonntags Abend mit den redlichen Seelen gehalten wurden, zu kommen. Ich ließ ihn gehen und dachte, wenn der Hunger zunimmt und die Freudigkeit des Glaubens folgt, so wird er schon kommen. Nun — er kriegte die Gewißheit der Vergebung der Sünden Dom. Quasim. 1838."

Eine Frau wird von der Angst über ihre Sünde so mächtig erfaßt, daß sie keine Minute mehr Ruhe findet, und zuweilen am ganzen Leibe zittert. „Ich freute mich," schreibt Mölling, „daß Gott ihr Herz zum Schmieden stets warm erhielt. Ich habe noch keine Seele gehabt, die eine so große Angst ohne Abwechslung erfahren, als diese." Die Frau kommt indessen zum Glauben und Frieden. Und ihr Mann, der anfangs die Umwandlung seines Weibes mit Mißfallen gesehen und abfällig beurtheilt, findet sich endlich auch in den Versammlungen ein und wird dem Geistlichen von einem der Anwesenden als ein armer Sünder vorgestellt, „der sich zu Gott bekehren will." —

Nach Neujahr schreibt M.: „Den 24. Dezember betete ich mit Herrn Schulzen und Herrn Kantor sonderlich um Gnade und Segen für das Weihnachtsfest, daß Gott darin wolle sein Wort in Geisteskraft lassen verkündigt werden. Gott sei gelobt, der überschwängliche Barmherzigkeit dazu verliehen.

Den 31. Dezember kamen wir abermal zum Schlusse des Jahres zusammen und beteten um den Segen zum neuen Jahre. Es fiel mir sonderlich auf das Herz, da wir uns erinnerten, daß in dem vergangenen Jahre leider sechs Seelen zweifelsohne in die Hölle gefahren. — Deswegen baten wir Gott flehentlich, doch in dem 1738. Jahre keinen unselig sterben zu lassen."

„Ein Jüngling, Hauslehrer beim Klosteramtmann, war früher angefaßt gewesen; aber obwohl er die Sprache Canaans gelernt, war er jetzt todt. Das erste, das wie ein Weckruf an seine Seele schlug, war die Wahrnehmung, daß die gemeinen Leute, die nicht studirt hätten, so herzlich und erwecklich beten und von göttlichen Wahrheiten mit solchem Verstande reden könnten. Er hörte dieß in den Versammlungen, bei welchen er sich stets einfand. In dieser Verwunderung ging er viele Wochen hin. — Da fallen in einer Stunde (Versammlung) folgende Worte: Es seien solche Personen, welche immer das Werk der Bekehrung vorgäben, nicht widersprächen, alles Gute preiseten, fleißig Gottes Wort hörten und lernten, sich zu Kindern Gottes hielten, auch wohl einige gute Rührungen erfahren, aber vergraben hätten. Solche wären gefährliche Leute und fast ungeschickt zum Glauben, ja in Gefahr, als Laue ausgespien zu werden.

Diese Worte haben ihn sehr geschlagen, daß er gleich gedacht: Das bist du, du lobest das Werk Gottes, sprichst auch, du wollest dich bekehren, thust es aber leider immer nicht. —

Dieses sei der Anfang seiner Bekehrung gewesen, und von da an könne er sagen, daß ihn Gott in die wahre Buße geführt habe, und habe er in sechs Wochen desperate Angst erfahren. Sünden habe er genug erkannt, aber kein bischen Gnade fassen oder sich anmaßen können. Als er nun schwer krank ward, habe er gedacht: Ach, wie will dies gehen? Sünde hast du, aber keine Gerechtigkeit; habe auch bedacht, woher er wohl keine Gnade von Gott erlange, worauf ihm in's Gemüth gekommen: Es kommt wohl daher, daß du so lange das Gnadenmittel des heiligen Abend-

mahls versäumt hast. — Er ließ mich gleich bitten, zu ihm zu kommen, und ich reichte ihm das heilige Abendmahl, worauf er ganz stille wurde. — Als ich ihn hernach wieder besuchte und ihn frug, wie es jetzo mit seiner Seele stehe, antwortete er mit fröhlichem Angesicht (da er vorher ziemlich consternirt aussah): Der Herr Jesus hat mir meinen Glauben gestärkt und mir meine Sünden vergeben. Nun habe ich ein ruhiges Herz und bin zufrieden, wenn er mich nun will zu sich nehmen.

Ich erkundigte mich, wie es wäre zugegangen, daß sein Glaube gestärkt worden? — Er antwortete: Ich gedachte so: Siehe, Christus hat sich dir nun wahrhaftig geschenket — den Leib, der für dich dahin gegeben, das Blut, das für dich vergossen —, so muß er dich auch gewiß lieben und selig haben wollen.

Da nun seine Schwachheit gewaltig zunahm, daß man seinen Tod vor Augen sah, blieb doch sein Herz fest und ruhig in Gott. Er bezeugte oftmals, er glaube die Vergebung seiner Sünden; doch aber kämen ihm ohn Unterlaß neue Sünden vor, die ihn beunruhigten, und da habe er Kampf, selbige mit in die große Vergebung zu bringen. Der Satan stelle ihm auch sehr nach mit bösen Einblasungen. Doch wisse er, er sterbe selig. — —

Gott hat ihn aus dem Tode nochmals errettet, da es bei seiner Gesundheit noch Stich hält. Doch muß er wacker revidiren."

Eine der Sünden, die dem Bauern am zähesten anzukleben pflegen, ist bekanntlich der Geiz. Aber die Erweckten in D. sind opferwillig. Sie geben und nicht bloß öffentlich, sondern im Verborgenen. Als in M.'s Haus Noth einkehrt, übergiebt eine Person seiner Frau ein Packet mit

unkenntlich gemachten Siegeln. Vier Dukaten liegen darin, und von dem Geber erfährt man nur, daß er sie dem Pastor zu geben sich schuldig fühle.

Aber nun wieder die traurige Kehrseite! M. besucht eine alte Frau, die vor Ärger und Zorn krank geworden. Sie entschuldigt sich, sie müsse ja wohl in Zorn gerathen, wenn sie das Schelten auf den alten Pastor höre, dem sie vertraue. Nun erzählt M.: „Ich bezeugte ihr, wo sie sich auf den alten Pastor verließe, so würde sie mit ihm in die Hölle fahren. Denn er sei ein unbekehrter blinder Mann, der immer noch blinder und versteckter würde. Ich frug, ob er sie wohl einmal recht scharf angegriffen und ihr gesagt, was sie vor einen Gräuel der Erbsünde in sich hätte. Sie antwortete: Nein, das könne sie eben nicht sagen. Darauf zeigte ich ihr, wie er nicht conform den symbolischen Büchern lehre, als welche diesen Gräuel ernstlich aufdecken, und folglich ein Betrüger und Verführer ihrer armen Seele sei." —

Weiter berichtet M.: „Heut als am Donnerstag Abend starb ein alter Mann in seinen Sünden. Er war gestern Abend vom Boden gefallen und hatte gleich einen solchen Fall gethan, daß er ohne Sprache, Gehör, Gesicht und Verstand dagelegen, und auch so geblieben, außer daß er noch einmal, da er hingefallen, mit gebrochener Stimme gesagt: Lieber Gott!"

„Den folgenden Morgen ließ man mich eilend holen, ich konnte aber mit ihm kein Wort sprechen. Ich nahm nun Gelegenheit, zu den Gesunden zu reden und ihnen sonderlich zu zeigen, wie es einem ergeht, der die Gnade verspottet und von sich gestoßen. Weilen nun immer frische Zuhörer kamen, verzog sich das Wort etliche Stunden. Nachmittags lag

er noch so hin. Mein Kollege war auch da gewesen. Der hatte diesem Gottlosen zugerufen, er sollte nicht zweifeln an seiner Seligkeit; hatte auch die Leute gefragt, ob er friedlich mit seinen Nachbarn gelebt. Als sie dazu Ja sagen, spricht er: Nun wollen wir an seiner Seligkeit nicht zweifeln. — Den Sonntag darauf sollte der Mann begraben werden, und ich hätte müssen die gewöhnliche Danksagung thun. Mein Kollege aber mochte befürchten, ich würde diesen seinen guten Freund nicht selig preisen. So ließ er sie mich nicht thun. Ich achtete aber doch vor nöthig, etwas davon zu sagen, und hielt also in der Applikation dieses schreckliche Exempel nach einigen Umständen der Gemeinde vor.

Beim Begräbnis erzählte ich meinem Kollegen obige Umstände und bezeugte ihm, daß man nicht die geringste Gewißheit von des Verstorbenen Seligkeit haben könnte, worüber er sich wunderte, ihn, aber in der Leichenpredigt selig genug ausschrie." —

In J., einem damals kleinen Flecken, war durch Graf Christian Ernst eine zweite Predigerstelle fundirt, so daß zwei Geistliche und ein Katechet an der Gemeinde arbeiteten. Der älteste dieser Geistlichen war seit 1735 der nachmalige Superintendent Ziegler; ein tüchtiger, ebenso energischer als besonnener Mann. Im Jahre 1738 gab es in J. eine Gemeinde Erweckter, die außer den wöchentlichen Zusammenkünften noch alle Vierteljahr eine sogenannte Quartalsversammlung und zwar Sonntags in einem Saale des alten Schlosses hielten. In diesen Versammlungen referirten Einzelne über innere Erlebnisse. „Dabei bekennen welche ihre Trägheit, aber Jesu sie aufschreckende Treue; andere ihre Strauchelungen, wie aber der Bund ihres guten Gewissens nicht gebrochen ist,

sondern die Versicherung der Gnade noch unverletzt geblieben; einige preisen Gott für die ihnen von ihm geschenkte Vergebung der Sünden." Aus einer solchen Versammlung mit seinem Amtsbruder und dem Katecheten heimwandernd, hört Z. in der Schenke, an der ihr Weg vorüber führt, „wilden Lärm und liederliches Singen." Sofort treten die drei ein und halten den beim Krug sitzenden Sabbathsschändern ihr Unrecht vor. Diese versprechen auch heimzugehen, fangen aber, wie Z. aus seiner Wohnung hören kann, doch wieder dasselbe wüste Treiben an.

„Da warf ich mich", schreibt er, „vor Gott in's Gebet, stillete erst vor dem Herrn mein Gewissen und blieb vor ihm also bis $^1/_2$ 11 Uhr. Da ich mich nun so in dem Herrn, meinem Gott, gestärket, mehr mit Liebe und mit Erbarmen gewappnet, und zwar ganz gelassen und doch kräftig getrieben wurde, noch einmal mein Heil zu versuchen, so ging ich noch einmal hin und redete die Leute in der größten Erbarmung mit dem Spruche an: Des Menschen Sohn ist kommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Selbiges schmolz recht ihr altes Herz, und nach einer bescheidenen Wendung, daß Prediger nur für die Kanzel und nicht in die Schenke gehörten, und auf meine Antwort: es wäre nicht gut, daß ein Seelenhirt seine Schafe in der Schenke aufsuchen müßte, er thäte es lieber in der Kirche; allein sowie ein leiblicher Hirte das Verlorne suchen müßte, es sei in Sumpf oder in Hecken, so auch wir; die Erde sei des Herrn, so auch die Schenke, und wir wären des Herrn Knechte, die überall hin gehörten — gaben sie sich endlich gewonnen, wurden bewegt und gingen einzeln und stille nacheinander vor mir heraus, sonderlich nachdem ich erst dem alten N., einem gewesenen Kirchen- und jetzigen Gemeinde-

vorsteher, der sogar seinen Sohn bei sich hatte, mit Vorstellung des vielfachen Wehes, so über sein Ärgernis ihn treffen würde, dahin bewogen, daß er den Anfang machen mußte. Hierüber soll ich zwar verklagt sein, erwarte aber noch die Gelegenheit, meinen Kummer über die einreißende Sabbathsschändung am gehörigen Orte auszuschütten, so mir noch nicht gegeben. Doch habe ich durch Gottes Gnade so viel gewonnen, daß es nicht allein seit der Zeit nicht wieder geschehen, sondern zwei von jener Gesellschaft auch kräftig bewegt worden.

Nur muß ich hierbei anmerken, daß es nur in bald 10 Jahren das zweite Mal, daß ich dergleichen extraordinären Hazard-Sturm auf die Art gewaget.

Auf gleiche Weise sind die unter dem Gottesdienste recht anstößigen Kegelplätze gestört worden, daß, wenn mein Herr Kollege des Nachmittags katechisirt, ich hingegangen bin und mit aller Liebe Große und Kleine auf den Plätzen gefraget, ob sie ihren Katechismum so fertig könnten, daß sie die Zeit nicht mehr dazu anzuwenden brauchten. Die es bejahen wollten, bestellte ich nach meinem Hause, daß sie den Katechismus aufsagen müßten, und die es gestunden, daß sie ihn nicht wüßten, wies ich zu dessen Erlernung und künftiger Aufsagung in 8 Tagen an. So sind sie von selbst darauf gekommen, daß sie die Kegel verbrannt. Sonderlich überzeugte ich sie im Vorhalten des 3. Gebots, daß es nicht hieße eine Stunde, sondern den ganzen Tag heiligen." —

In St. haben neben dem alten Pastor M. nach einander fünf Adjunkten gearbeitet. Unsere Berichte stammen von der Hand des vorletzten und aus dem Jahre 1738. Ab-

junktus L. erzählt genau, wie er es angefangen, mit den Leuten bekannt zu werden und sie zu häuslichen Erbauungsstunden zu sammeln. Als er das erste Abendmahl zu halten im Begriff war, versammelte er die Kommunikanten in der Schule und redete „ein Wort der Erweckung mit ihnen.“ Darnach bestellte er noch die einzelnen in sein Haus, um sie näher kennen zu lernen, wozu sie sich auch willig finden ließen.

L. hält nun diese Stunden abwechselnd in verschiedenen Häusern und mit steigender Theilnahme Seitens der Gemeinde. Aber er ist nicht der erste Adjunkt, der in St. das lebendige Christenthum predigt. Es kommen zu ihm in den Beichtstuhl Leute, die dem Heiland dafür insonderheit danken, daß sie die Vergebung der Sünden „nicht erst im Beichtstuhl holen dürfen, weil sie ihnen der Herr vorher schon aus Gnaden geschenkt;“ aber auch solche, von denen er sagen muß: „Sie sind kräftig erweckt und verlangen Christi theilhaftig zu werden, doch stehen sie noch nicht in der lebendigen Versicherung der Gnade.“ In einer Versammlung erzählt eine Frau, „wie sie, ehe sie die Versicherung der Gnade erlangt, die Hölle recht gefühlt, und manchmal habe ihr gedäucht, sie wäre schon darinnen. Da sie zuletzt nicht mehr habe beten können und alles verloren gegeben, hätte sie noch gesagt: „Lieber Heiland, du weißt, ich habe gern selig werden wollen, aber ich habe nicht gekonnt, kannst du es machen, so hilf mir.“ Da wäre sie mit einem Male aus der Hölle in den Himmel versetzt. Alle Pein wäre vergangen, und Friede und Freude hätte ihr Herz erfüllt.

St. liegt an der Grenze der Grafschaft nach Vienenburg und Goslar hin. Die Erweckung im Wernigerödischen

hatte selbstverständlich draußen Rumor gemacht, und nach St. kamen theils Neugierige, theils Fromme aus dem Hannöverschen und Braunschweigischen, um an den Erbauungsstunden Theil zu nehmen. Ein Mann aus der Gegend von Goslar erzählt, er sei gekommen, weil er so viele Lästerungen wider die Wernigeröder habe hören müssen; das habe in ihm die Zuversicht geweckt, daß es hier wahre Kinder Gottes gebe.

Den Christen aus andern Dörfern, die oft erst in später Abendstunde aus den Versammlungen heimziehen, wird von Feinden der guten Sache aufgelauert; und es giebt so fanatische Widersacher derselben, daß man Mordpläne gegen diese „Pietisten“ schmiedet. L. aber preist den Herrn, daß sie vor Gefahr und Schaden allezeit bewahrt geblieben sind.

In diesen Auszügen glauben wir Licht und Schatten, wie sie sich in den Berichten selbst grell genug neben einander finden, treulich wiedergegeben zu haben.

Eines Kommentars bedürfen sie nicht. Will man billig urtheilen, so muß man nicht vergessen, daß die hier so unangenehm in die Augen fallenden Mängel christlicher Mäßigung und pastoraler Weisheit auf Rechnung junger Männer kommen, die ihre ersten Versuche im geistlichen Amte machten; wogegen anderseits freilich zu beachten, daß dieselben sicher nicht die unzuverlässigsten Schüler der Hallenser waren; — solche hätte man dem in Halle hochverehrten Grafen Christian Ernst nicht gesandt. Jedenfalls besaß man aber weder in Halle noch in Wernigerode darüber die wünschenswerthe Klarheit, daß der Versuch, in die Gemeinden trotz ihrer alten, in kirchlichem Formalismus verknöcherten Pastoren durch junge

Geistliche Leben tragen zu lassen, wenn er nicht mehr schaden als nützen, nicht eine jener Ordnungen der Kirche, die man intakt zu lassen beabsichtigte, untergraben, nämlich das geistliche Amt um seine Autorität bringen sollte — eine Selbstverleugnung Seitens des alten Pastors wie seines Gehülfen voraussetzte, deren man auch bei aufrichtiger Frömmigkeit doch nicht für alle Fälle gewiß war.

Lau's Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Holland.

Von ungewöhnlicher Ausdehnung war der persönliche und briefliche Verkehr, der von Wernigerode aus mit Fürsten, hochadeligen Herren, Gelehrten und Geistlichen unterhalten wurde, und selbstverständlich waren die meisten dieser Männer Gesinnungsgenossen des Grafen Christian Ernst.

Unter den größeren Höfen, mit denen der Wernigeröder in Verbindung stand, ist vor allem der dänische zu nennen. Aus nahen verwandtschaftlichen Beziehungen war ein inniger Freundschaftsverkehr zwischen dem seit 1730 regierenden König Christian VI. und seinem Vetter, dem Grafen, erwachsen. In einer ununterbrochenen Folge von Briefen tauschten von 1728 ab beide ihre Urtheile über geistliche und weltliche Dinge aus, und namentlich war es der König, der kleine und große Staats- und Kirchensachen dem Grafen mittheilte und dessen Rath begehrte.

Unter den kleinen deutschen Höfen waren es der Saalfeldische und Köstritzer, wohin die meisten Fäden führten.

Nicht nur der durch Frömmigkeit und Weltklugheit gleich ausgezeichnete Graf Heinrich XXIV. Reuß zu Köstritz, auch der seltsamste unter allen hochadeligen Pietisten, Herzog Christian Ernst von Sachsen-Koburg-Saalfeld, stand mit dem Wernigeröder Grafenhause im innigsten freundschaftlichen Verkehr, und soviel darf auf Grund der vielen von ihm und über ihn geschriebenen Briefe, die uns vorliegen, wohl behauptet werden, daß er zwar einer der wunderlichsten Heiligen des Pietismus war, aber doch noch ein anderer als man nach der Karrikatur annehmen müßte, welche Semler, der Apostat des Pietismus und der Sohn eines in Saalfeld mannigfach zurückgesetzten, auch bei der Besetzung der Hofprädikatur übergangenen Archidiakonus, von ihm gezeichnet hat.

Von den Gelehrten und Geistlichen, die theils in Wernigerode persönlich verkehrten, theils mit den dortigen maßgebenden Persönlichkeiten Briefe wechselten, sind neben den Hallenser Theologen — unter ihnen namentlich die beiden Francke, Lange, Rambach, Ehlers, Cellarius — noch Abt Steinmetz, Senior Urlsperger und der Pfarrer Lucius, ein Schweizer, zu nennen. Hierzu kamen allerlei Verbindungen des Grafenhauses mit Holland. Ihr Ursprung wird in den Kindheitsjahren der Gräfin Sophie Charlotte zu suchen sein. Sie hat dort einen Theil derselben verlebt.

Diese und andere Verbindungen lieferten die Grundzüge eines Reiseplans für den Erbgrafen Henrich Ernst, als derselbe nach der festen höfischen Gewohnheit des vorigen Jahrhunderts seinen Bildungsgang mit den Erlebnissen und Erfahrungen einer größeren Reise abzuschließen hatte. Die Reiseroute folgte nicht dem herkömmlichen Wege solcher Reisenden aus den höheren Ständen, der durch die

Generalstaaten und England nach Paris, der hohen Schule höfischer Sitte und Sünde, und etwa noch nach Italien oder Spanien führte. Sie suchte vielmehr nach einem ungewöhnlichen, aber vom Grafen Christian Ernst mit gutem Grund entworfenen Plane die Stätten auf, wo sein Sohn eine lebendige Anschauung „vom Fortgange des Reiches Gottes" im Sinne des Pietismus gewinnen und Männer kennen lernen konnte, die mit hervorragenden Gaben und Erfolgen an seinem Kommen arbeiteten.

Zum Reisebegleiter des Erbgrafen war außer seinem Hofmeister, dem oben erwähnten Herrn v. Jägersberg, sein alter Erzieher Lau ausersehen, dem neben dem geistlichen Genuß und Gewinn wohl auch eine leibliche Erholung und Stärkung zugedacht war, wie er sie nach einer jüngst überstandenen schweren Krankheit dringend nöthig hatte.

Von Lau's Hand besitzen wir ein ausführliches Tagebuch über diese Reise, von der Hand des Erbgrafen Bruchstücke eines solchen. Beide zusammen geben uns ein so übersichtliches Bild über die Kreise der Erweckten in Süddeutschland und der Schweiz, theilweise auch in Holland, und dieses Bild zeigt hie und da so interessante Detailausführungen, daß die Auszüge aus jenen Tagebüchern hier wohl eine Stelle verdienen.[42]) —

Das nächste Ziel der Reise, die am 12. April 1738 angetreten wird, ist Kloster Bergen bei Magdeburg. Der Weg führt über Halberstadt und Gröningen. In Gröningen besuchen die Reisenden das Schloß und bewundern die von Gold und Silber strotzende Kapelle desselben. Doch ist, schreibt Graf H. E., im übrigen das Gebäude, das von Herzog Julius zu Braunschweig erbaut sein soll, schon so wüste, daß ich die judicia divina dabei bewundern mußte.

In Kloster Bergen finden die Reisenden den Abt Steinmetz „an Leib und Seele munter." Er zeigt ihnen die Erziehungsanstalten des Klosters und erzählt — nach des Erbgrafen Aufzeichnungen —, daß neben ihm als Lehrer vierzehn redliche d. h. erweckte Konventualen als Lehrer und Erzieher thätig sind; daß sich im Alumnat etwa sechszig Scholaren befinden und „der treue Gott wohl an der Hälfte derselben kräftig arbeite" — eine Bemerkung, die Lau in seinem Tagebuche mit den charakteristischen Worten wiedergiebt: „dreißig von diesen Scholaren sind entweder schon bekehrt oder haben den Anfang dazu gemacht."

Am folgenden Sonntage wohnen die Reisenden Vormittags dem Gottesdienste in der Klosterkapelle bei, und hören die Predigt des Klosterpfarrers Pappe; Nachmittags der Bibelstunde, die der Abt in einem großen Auditorium vor Hunderten von Zuhörern hält, die regelmäßig aus Magdeburg und den nächstliegenden Dörfern zusammenströmen. Nach dieser Bibelstunde hält aber der Rektor Sibeth mit den Scholaren noch eine Repetitionsstunde, in der „die Erweckten" unter ihnen über das Rechenschaft geben müssen, was sie „für ihre Seele heute gesammelt", worauf sie dann auch beten — vielleicht einzeln, wie ja auf solche Einzelgebete der Schüler von der pietistischen Pädagogik hie und da Werth gelegt wurde.

Am folgenden Vormittage hätte in Kloster Bergen die oben erwähnte Montagskonferenz Statt finden müssen. An diesem Montag sind die Theilnehmer durch die üble Witterung verhindert, rechtzeitig zu erscheinen. Doch finden sich gegen Mittag noch einige Magdeburger Geistliche: Sucro, Weinschenk, Heinisch und Wentzlau ein. Sie machen auch

dem vornehmen Gaste aus Wernigerode ihre Aufwartung und reden mit ihm „herzlich von der Hoffnung des ewigen Lebens.“

Abends nach Tische versorgt der Abt seine Gäste aus dem reichen Schatze seiner Personalkenntnisse mit allerlei nützlichen Anweisungen für ihre fernere Reise und knüpft daran die allgemeine Regel: „Man müsse die Gläubigen nur von der rechten Seite d. h. insofern sie im Blute Christi leben, ansehen und Temperaments-, Erziehungs- und Krankheitsfehler von muthwilligen Sünden wohl unterscheiden.

Am Dienstag verlassen seine Gäste Kloster Bergen und wenden sich über Kalbe und Cöthen, wo der nachmals nach Wernigerode berufene Hofprediger Allendorf besucht wird, gen Halle.

Die drei Tage, die sie sich hier aufhalten, füllt ein überaus reicher geistiger Verkehr mit Cellarius, Francke, Baumgarten und anderen Inspektoren an den Francke'schen Stiftungen aus — alles Bekannte des Erbgrafen aus seiner Studienzeit. Am Schluß einer Abendversammlung der Inspektoren betet der Graf für das Gedeihen der Stiftungen und verlangt so Großes, daß er selbst hernach erschrickt und meint, bei seinen Bitten zu kühn gewesen zu sein. Francke „bestätigt aber sein Gebet mit einem paraphrasirten Amen“ und citirt dabei den Vers: „Der Unglaub' mag denken, wir bitten zu viel; so thust du doch über der Bitten ihr Ziel.“ Bemerkenswerth ist, was den Reisenden über den Zustand der Universität mitgetheilt wird. „Die jetzigen studiosi theologiae zweifeln fast alle an den Grundwahrheiten und incliniren ad naturalismum.“ — So stand es also

schon vor der Rückkehr des Philosophen Wolff, die bekanntlich erst 1740 erfolgte.

Übrigens führen die Hallenser diese beklagenswerthe Wandlung im Geist der theologischen Jugend geradezu auf Wolff'schen Einfluß zurück. —

Auf der Weiterreise nach Saalfeld begegnen die Reisenden einem Postillon, der ehedem Student gewesen. Seine Haltung und seine Reden geben dem Erbgrafen zu der treffenden Bemerkung Anlaß, daß Leute, welche von den Studien genommen und zu geringen Professionen gebraucht werden, insgemein harlequins oder railleurs — Hanswürste oder Spötter werden.

Der Aufenthalt in Saalfeld gilt selbstverständlich dem Herzog Christian Ernst. Was das Tagebuch über ihn mittheilt, stimmt ganz zu dem ausgeführteren Bilde, das von ihm der Erbgraf bei dem obenerwähnten Besuche zu Saalfeld (1733) in Briefen an seine Mutter gezeichnet. Was uns in diesem Bilde entgegentritt, ist eine unleugbar aufrichtige und ernste Frömmigkeit, die Niemand und Nichts mehr „nach dem Fleische" kennt, behaftet freilich mit so vielen Sonderbarkeiten, mit so erheblichem Mangel an Takt und Geschmack, daß sich der Pietismus Glück wünschen kann, viele Fromme dieser Art nicht zu den Seinigen gezählt zu haben.

An der herzoglichen Tafel hört Lau folgende bezeichnende Geschichte aus dem häuslichen Leben der älteren Hallenser Pietisten. Freylinghausen's Kinder knieen in der Stube und beten. Das Mägdlein betet laut vor und sagt, nachdem es geendet, zu seinem Bruder: Hab' ich nicht schön gebetet? Der Vater, der das Wort durch die halbgeöffnete Thür zufällig gehört, wird traurig. Francke aber, sein Schwie-

gervater, dem er sein Leid klagt, erwidert lächelnd: „Ja, ja — was wir denken, das sagen die Kinder frei heraus.“

Nach Semler's obenerwähnter Schilderung des Saalfelder Hofs muß man als sicher annehmen, daß Schüler des Gymnasiums in Gegenwart des Herzogs zu lautem Beten aufgefordert wurden. Nach Vorstehendem wird man aber nicht daran zweifeln dürfen, daß der Herzog und seine pietistische Umgebung für die Gefahren dieser lauten gemeinsamen Gebetsübungen nicht ganz blind gewesen sind.

Auf einem Spaziergange mit Serenissimus erwähnt Lau scherzend das elfte Gebot: Ich habe dir geboten, daß du freudig sein sollst. Auf den Scherz eingehend, verbessert der Erbgraf diese Anführung mit den Worten: Das von Lau citirte Gebot sei das zwölfte; das elfte laute: Glaube an den Sohn Gottes. —

Von Saalfeld geht der Weg quer über den Rücken des Thüringer Waldes und dann hinab in das mit jungem Grün bekleidete Mainthal. Flüchtig werden Coburg und Bamberg besucht; flüchtig auch nur Pommersfelden, das durch seine Gemäldesammlung berühmte Schloß der Grafen Schoenborn. Länger verweilen die Reisenden erst in dem malerisch an den Abhang des Steigerwaldes hingebetteten und aus einem lieblichen Kranz von Weinbergen und Eichenwäldern weit in's Mainthal hineinschauenden Schloß Castell, das von zwei recht ungleichen Brüdern, dem frommen Ludwig Friedrich, dem nachmaligen Schwager des Erbgrafen Henrich Ernst, und seinem gründlich antipietistischen Bruder bewohnt wird.

Graf Ludwig hat in Rehweiler, einem Dorfe unweit Castell, eine Kolonie Erweckter gegründet, ein Herrnhut im verkleinerten Maßstabe, in dem auch die Copie des Francke'=

schen Waisenhauses nicht fehlt. Aus Nah und Fern ziehen erweckte Ackerbauer und Handwerker hieher. Sind sie bemittelt, so verkauft ihnen der Graf eines der von ihm erbauten Häuser. Fehlen ihnen die Mittel, so erhalten sie das Haus miethweise, sogar das Kapital zum ersten Betrieb ihres Gewerbes — eine Schuld, die sie dann allmählich abtragen.

Lau hält wiederholt Versammlungen mit diesem gewiß recht bunten Haufen frommer Leute. Als ihm Einer beichtet, daß er von gotteslästerlichen Gedanken heimgesucht werde, giebt er dem Angefochtenen den Rath, er möge das als eine Geißel ansehen, die ihn zu Gott treiben solle und sich im übrigen nicht zu viel dabei aufhalten; vielmehr solle er sich mit andern Sünden seines verderbten Herzens beschäftigen. Oft würden Seelen, die sich zu viel um diese Dinge sorgten und grämten, gerade dadurch „vom Tiefgraben und von einer gründlichen Erkenntnis ihres Elends" abgehalten. Blasphemien müsse man verachten und sich mit reellen Dingen beschäftigen — das sei gegen sie das beste Schutz- und Heilmittel.

Als Kuriosum merkt Lau noch an, es sei ihm versichert worden, daß in der Grafschaft Castell wie im Ansbach'schen noch gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts bei der Taufe die immersio, das Untertauchen des Täuflings, üblich gewesen.

Von Rehweiler wenden sich die Reisenden über Neustadt an der Aisch, wo die gesegneten Spuren des zu Anfang der dreißiger Jahre dort amtirenden Steinmetz aufgesucht werden, und über Erlangen nach Nürnberg. Hier wird länger verweilt.

Es giebt in Nürnberg eine stattliche Zahl Erweckter, aber es fehlt an Geistlichen, die sich ihrer annähmen. Zwar ist es etwa vor Jahresfrist den Bemühungen Steinmetz's einerseits und Zinzendorf's andererseits gelungen, eine engere Verbindung zwischen ihnen herzustellen, und es existiren jetzt regelmäßige Versammlungen. Diese entbehren aber der Leitung durch Geistliche, und es ist charakteristisch für die Denkungsweise Lau's in Sachen der Konventikel, daß er diesen Mangel als schweren Schaden für den „Fortgang des Reiches Gottes in Nürnberg" betrachtet und sich persönlich bemüht, bei den Nürnberger Geistlichen ein Interesse an diesen Versammlungen zu wecken. D. Pfitzer, einer der angesehensten Pastoren der Stadt, lehnt die Betheiligung mit der Erklärung ab, daß durch solche Konventikel „die Orthodoxie leiden" würde. Ein Magister Schwindel hat früher Versammlungen geleitet, aber auf Befehl des städtischen Magistrats es aufgeben müssen. Noch immer stehen seine Predigten unter magistratlicher Kontrole, da ein Kandidat bestellt ist, sie nachzuschreiben und das Koncept dem Magistrat einzureichen.

Mehr Verständnis für seine Gedanken und Wünsche findet Lau bei etlichen durch ihre Bildung und soziale Stellung einflußreichen Laien, unter welchen der Kupferstecher Tyroff und ein Kaufmann Weise genannt werden; letzterer als ein Mann, der sich „mit Abandonnirung seines Handels" gänzlich der Arbeit für das Reich Gottes gewidmet hat. Bei einem Besuche Lau's läßt er das treffende Wort fallen: „Wenn Kinder Gottes sogar wie Essig sind, so haben sie insgemein Christum entweder noch nicht gefunden oder wieder verloren."

Lau besucht selbst die bestehenden Versammlungen und ist von ihnen im hohen Maße befriedigt. „Wir redeten",

schreibt er, „von den süßesten und nöthigsten Grundwahrheiten des evangelischen Christenthums, und Gott erquickte unser Zusammensein durch sein Wort und an einander, so daß ich diese Stunden zu den gesegnetsten in meinem ganzen Leben zählen kann."

Einzelne, die er in diesen Versammlungen kennen gelernt, suchen ihn in seinem Quartier auf, um für geistliche Nöthe seinen Rath zu erbitten. So eine Frau, „welche in großer Angst stand und besondere Gräuel, dadurch sie fürnehmlich gequält wurde, bekannte." Sie wollte nicht eher weggehen, als bis Lau ihr die Frage beantwortet, ob sie in ihrem Zustande wohl selig werden könne. „Ich antwortete darauf", schreibt Lau, „daß ich sie erstens als eine solche ansehe, die nach Christo hungere, und daß ich zweitens aus Matthäi fünf wisse, daß solche selig würden." —

Die nächste Reisestation ist Augsburg. Nach schlimmen Reisetagen, während welcher Graf Henrich Ernst so schwer erkrankt, daß man den Ausbruch der Blattern fürchtet, langt man dort an und nimmt beim Senior Urlsperger, dem Schwager des Herrn v. Jägersberg, Absteigequartier.

Besonders ausführlich ist das Tagebuch in seinen Mittheilungen über Augsburg. Da aber dieselben passend ihre Stelle in dem Lebensbilde des Seniors Urlsperger finden, so wenden wir uns mit den Reisenden sofort nach Ulm. Hier ist die Geistlichkeit in zwei Heerlager, ein pietistisches und ein antipietistisches, getheilt, die feindlich einander gegenüber stehen. Um Zänkereien zu verhüten, läßt der Magistrat die Predigten beider Parteien nachschreiben und rügt, was den Frieden stört. Übrigens findet sich in Ulm eine „gute Gemeinde Erweckter, die aber „propter praxes et placita

Herrnhutiana in einiges Mißtrauen gegen einander gegekommen sind."

Der nächste Aufenthalt zu Eßlingen, wo Oberpfarrer Walliser besucht wird — jedenfalls ein Verwandter des obenerwähnten gleichnamigen aus Württemberg stammenden Wernigeröder Geistlichen — wird namentlich durch die Bekanntschaft interessant, die hier der Erbgraf und seine Begleiter mit dem Klosterpräceptor Bengel aus dem nahen Kloster Denkendorf machen. Sie treffen ihn als Tischgenossen bei Walliser, und wörtlich schreibt Lau über ihn Folgendes: „Herr Bengel, ein redlicher Mann, evangelisch und melancholisch, gelehrt und kritisch, betete nebst Herrn Walliser gar herzlich, bezeugte seine Begierde nach vermehrtem Umgange mit Kindern Gottes, erzählte mir Vieles von seinem neuen griechischen Testament, seiner Evangelienharmonie und andern Schriften, auch von seiner Einsicht in die Offenbarung Johannis. Er sucht stupendo labore in chronologicis et criticis solche Prinzipien, die gewisser wären als die bisherigen, obgleich viele Gelehrte dieselben nicht goutiren wollen, ja er in rechte Schmach darüber käme. Er sieht hoc genus studiorum als sein Departement an, so ihm Gott zugewiesen; ist aber dabei brüderlich und im Umgange zwar etwas retiré, doch herzlich und konversabel, sonderlich wenn man ihm zum Diskurs Gelegenheit giebt."

Lau ergeht sich auch in Reflexionen über die völlige Wirkungslosigkeit der Predigt Wallisers, da er es doch von Herzen treu meine und nicht ohne Gaben sei. Er findet drei Erklärungsgründe der Erfolglosigkeit seines Worts. „Erstens, daß er meint, seine Eßlinger wären fast durchgängig der Verstockung nahe, wodurch er gleichgültig und

müde geworden, obgleich er pro concione scharf genug redet. Zweitens, daß er ein horrend böses Weib hat, welchem er, um die scandala nicht publiker zu machen, nachgiebt und sich dadurch am Privatumgang mit seinen auditoribus verhindern läßt. Drittens, daß er sich in die studia etwas zu viel einläßt, wie er denn sogar einigen jungen Leuten über die Pandekten liest." —

In Stuttgart wird selbstverständlich vor allen Andern Rieger, damals Pfarrer an Sanct Leonhard, besucht, ein „aufgeweckter und gelehrter Mann." Der Erbgraf ladet ihn zu Tische, und „man erquickt sich an guten Novis aus dem Reiche Gottes." Rieger bietet Lau eine Gastpredigt in St. Leonhard an, die letzterer auch am Trinitatissonntage über Joh. 3, 1—15 vor einer großen Versammlung hält.

Rieger erzählt u. A. von den Verfolgungen, welche die Württemberger Erweckten unter Herzog Carl Alexander zu erdulden gehabt. Zwei Pastoren, die man beim Herzog beschuldigt, wider ihn und den katholischen Glauben gepredigt zu haben, sind von ihm auf die Festung geschickt und ihre Gemeindeglieder, welche im Geruch des Pietismus standen, ihre eigenen Frauen nicht ausgenommen, in's Zuchthaus gesetzt und sogar mit Prügeln bedroht. Als man beim Herzog Beschwerde geführt, hat er erklärt: Er kenne nur drei berechtigte Religionsparteien im imperio Romano; diese Leute aber seien Pietisten.

Übrigens sehen die Reisenden den Hauptmitschuldigen an diesen und zahllosen andern Verkehrtheiten des Herzogs, den Juden Süß Oppenheimer, noch an den Galgen hängen, der seinem wüsten Treiben im Württemberger Lande nach Carl Alexander's plötzlichem Tode ein Ende setzte.

Den Prälaten und ersten Hofprediger Oechslin hören sie erst predigen, und Lau kann von seiner Predigt schreiben: „Alles war süß, evangelisch und angenehm, aber mehr zur Fortführung als zur ersten Aufweckung eingerichtet," — also kein Dringen auf Bekehrung, wie es nach Francke's Anweisung keiner Predigt fehlen soll. Dann suchen sie diesen „erfahrenen Knecht Gottes" in seinem Hause auf. Er beklagt sich, daß er „seit einiger Zeit das Podagra gefühlet, welche Krankheit ihn darum am meisten afficire, weil sie von vielen vor ein Kennzeichen eines unordentlichen Lebens gehalten werde, dem er doch nie ergeben gewesen." Ein Trost ist ihm, daß Lau ihm erzählt, der selige Abt Breithaupt habe auch dergleichen leiden müssen, „welcher doch vor vielen eine ganz notorische Mäßigkeit gehabt." Oechslin berichtet dann von den Anfängen des neu erwachten Lebens in Württemberg, wie vor etlichen zwanzig Jahren in Tübingen durch Magister Gmelin eine große Erweckung entstanden sei, in welcher er selber zu Gott gezogen wäre. „Wenn wir für Württemberg beteten, so möchten wir Gott bitten, daß er dergleichen wieder schicken möge; so würden wir um sehr viel gebeten haben."

Besonders interessant sind die Schlußbemerkungen, die Lau seinem Berichte über Schwaben unter dem Titel „Allgemeines über Württemberg" hinzusetzt.

1. „Das Land, und sonderlich Stuttgart, steckt voll redlicher Seelen, welche aber nicht in genauer Bekanntschaft oder Gemeinschaft stehen. Einige versichern, wie sie durch den Grafen Zinzendorf doch mehr als zuvor wären vereinigt worden — wie sie denn auch von demselben eine gute Meinung haben.

2. Viele sind fast par naturel geneigt, allerlei heterogenea an die realia des Reiches Gottes zu flicken. Fürnehmlich zeigt sich dies in mancherlei Sondermeinungen. Ich glaube fast, es komme daher, daß sie vermöge der guten Schulanstalten im Wissen weit kommen und doch in practicis spiritualibus solche reiche Gelegenheit nicht haben. Daher nehmen sie gar zu gerne etwas an, was nach einer neuen Einsicht schmeckt. Einer hat dies, der andere jenes.

3. Das Gute findet hier bei den Allermeisten Approbation, wenn sie auch selbst noch nicht Lust haben, Ernst zu beweisen. Daher werden auch fremde Leute ästimirt, wenigstens nicht so verhöhnt und verekelt wie an vielen andern Orten.

4. Gar häufig findet sich, daß redliche Männer, zum Theil auch im Predigtamte stehende, besonders böse Weiber haben, durch welche viel Gutes gehindert wird. Einige geben durch Geiz scandala und halten die Leute, so mit dem Manne in geistlichen Dingen gern mehr zu thun haben wollten, unter dem Vorwande ab, daß sie die Gesundheit desselben menagiren wollen." —

Auch in der Schweiz, wohin sich nun die Reisenden wenden, ist für den Pietismus nach einer Verfolgungszeit, in der neben gelinderen Zwangsmaßregeln selbst Amtsentsetzungen, Landesverweisungen und Einkerkerungen nicht fehlten, eine Zeit obrigkeitlicher Duldung oder wenigstens gemäßigten Drucks angebrochen. Bern hat 1730 den wegen seines Pietismus vertriebenen Samuel König nach dreißigjähriger Verbannung in die Vaterstadt zurückgerufen, zwar nicht in's Pfarramt, sondern in eine Professur, und man hindert ihn, anfangs wenigstens, nicht, in Stadt

und Land Versammlungen zu halten und in ihnen als Erweckungsprediger zu wirken.

Samuel Lucius, der jüngere Freund Königs — zwar nicht wie dieser förmlich Landes verwiesen, aber um seines Pietismus willen lange Jahre von Bern entfernt und in dem schlechtbesoldeten und schwierigen Amte eines deutschen Pfarrers zu Yverdon festgehalten — hat 1726 ins Bernerland zurückkehren dürfen und übt nun von seiner Pfarrei Amsoldingen eine fruchtbare, weit über die Grenzen des heimathlichen Kantons hinausgreifende Wirksamkeit aus. Lau zählt 17 Geistliche im Kanton Bern mit Namen auf, die von Lucius und König als Gesinnungsgenossen angesehen werden. Lucius hat auf mehr denn hundert Kanzeln in und außerhalb der Schweiz Erweckungspredigten gehalten.

Wie diese schweizerisch-pietistische Schule in einem wenn auch nicht schärfer betonten Gegensatze zu der alten Dortrechter Orthodoxie steht, so denkt sie namentlich in Sachen der Gnadenwahl nicht dortrechtisch — also universalistisch und nicht partikularistisch, wie um diese Zeit der Gegensatz formulirt wird. Unter anderem ist die Konstatirung dieser universalistischen Abweichung von dem orthodox-reformirten Dogma ein besonderer Gegenstand der Beobachtungen Lau's in der Schweiz.

Schaffhausen ist die erste schweizerische Stadt, wo der Erbgraf und seine Begleiter länger verweilen. In Sachen der Prädistination, erklären die dortigen Gesinnungsgenossen, sei doch zu keiner „Eviction" zu kommen. „Tutissime gehe man, wenn man nichts pro certo determinire und die ganze Lehre ad academias coelestes reservire." Aber treffend sagt einer der bedeutendsten Schaffhausener Geistlichen, der 1726 wegen seines Pietismus abgesetzte Degeller: Der

härteste Partikularist müsse auf der Kanzel ein Universalist sein, sonsten er nicht wüßte, wie er predigen sollte; und gratia universalis müsse in individuo particularis werden, wenn sie helfen solle.

Den regsten Verkehr unterhalten die Reisenden mit einer Frau von Brun, die nachmals in Briefwechsel mit Wernigerode steht. Sie hat aus der reformirten zur lutherischen Kirche übertreten wollen, weil sie hier „mehr Anleitung, zu Christo dem Gekreuzigten zu kommen", gefunden.

Auch ein hochbetagter Greis, der Pastor emeritus Meyer, wird besucht; von einem Diakonus Huber hat er seiner Zeit die Anregungen und Erweckungen empfangen, die dieser der Lektüre Baxters verdankte. An der Geistesfrische dieses Alten hat Lau große Freude. Dem Worte Gottes gegenüber, erzählt derselbe, gehe es ihm wie den Schafen auf der Weide, die, je näher der Abend, um so begieriger grasen. Auf die Frage, wie er bis zu so hohem Alter diese „Munterkeit im Glauben" sich bewahrt, giebt er drei Ursachen an; erstens, daß er nie geglaubt, Gott einige Meilen weit suchen zu müssen, sondern gewußt, daß der lebendige Gott ihm so nahe sei, wie er sich selbst; zweitens, daß er Gnade suchend immer immediate zur Quelle gegangen; drittens, daß er in seinem Leben, so oft er zweifelhaft gewesen, was zu wählen und zu thun, immer dasjenige erwählt habe, was seinem Fleische am schmerzlichsten gewesen.

Beim Scheiden seiner Gäste segnet dieser Simeon den Erbgrafen mit dem Wunsche, daß „Gott seines Verstandes Licht, seines Willens Herr, seines Gedächtnisses Schatz, seiner Kräfte Kraft sein möge"; Lau aber mit der Fürbitte, daß er in seiner Gemeinde und allenthalben „dem alabasternen

Glas der Maria gleichen möge, das zerbrochen wird, aber den Geruch der köstlichen Narde umsomehr ausbreitet."

Von Schaffhausen geht es über Winterthur nach Zürich, wo zuerst der von Fürth hierher berufene Diakonus Füselin besucht wird, der einzige unter den Züricher Stadtgeistlichen, der im Sinne der Hallenser wirkt und Privatversammlungen zu Stande gebracht hat, namentlich auch solche von jungen erweckten Handwerksburschen — neben dem Augsburger (s. u.) ein anderer Jünglingsverein des vorigen Jahrhunderts, dessen Spuren uns das Tagebuch erkennen läßt.

Aufgesucht wird auch der Antistes Wirts, „der manche Überzeugung von der Wahrheit hat und sich gegen die Erweckten moderat aufführt", allerdings aber, ehe er Antistes wurde, „mehr Realität gehabt haben soll." Im Übrigen klagen redliche Geistliche und erweckte Laien über das erstorbene Wesen in Zürich, namentlich auch unter den Studenten, bei denen sich selten etwas von lebendigem Christenthum offenbare. Unter den Geistlichen, die Lau sonst noch sieht, fallen ihm etliche „gründlich ausgeheilte reformirte Prediger" auf, solche nämlich, die in Sachen der Erwählung dem Partikularismus gründlich abgesagt haben.

Nach einem Besuche der Bibliothek und „der Seidenmühle" — wahrscheinlich der ersten mechanischen, mit Wasserkraft getriebenen Seidenspinnerei, welche die Züricher nicht gern Fremden zeigen, und in der ein großes Wasserrad „9 Rechen mit je 108 Spulen dreht", geht die Reise weiter nach Bern.

Hier verkehrt Lau hauptsächlich mit Professor König, dem übrigens um diese Zeit öffentliche Erbauungsstunden zu halten doch wieder untersagt ist, so daß er sich nur einzelner Seelen im Privatverkehr annehmen kann. Die große Masse

in Bern will „seine Erudition ästimiren, aber nicht sein Evangelium". Er ist „totus universalista und klagt, daß in der reformirten Kirche die Lehre von der allgemeinen Gnade unter den Scheffel gestellt werde. Die Prediger in Bern wie an andern Orten, wo er gewesen, hätten die Leute so unter den Zorn, die Gerechtigkeit und das Gericht Gottes gesteckt, daß er nicht gewußt, wie er sie wieder hervorkriegen und zur Liebe und Gnade Gottes führen solle."

Der Mann aber, dem vor allem der Besuch des Erbgrafen im Bernischen gilt, ist Pfarrer Samuel Lucius in Amsoldingen.

Er ist der Sohn eines Geistlichen im Bernerland, hat seinen Vater als Kind verloren, aber an seiner Mutter die treuste Erzieherin gehabt, die ihn auch von früh auf zu Gott geführt. Als sie sich „zu Tode gebetet", wird der gänzlich verwaiste Samuel in das Haus eines ihm verwandten Geistlichen, eines „unbekehrten, fleischlichen Mannes", aufgenommen. Ungeheißen nimmt er an den Katechisationen desselben Theil und hört aus seinem Munde, daß die Erwählten der Vergebung ihrer Sünden, ihrer Rechtfertigung und ihres Gnadenstandes gewiß sein müßten. Dies bringt er ins Gebet und schreit fast Tag und Nacht zu Gott, er wolle ihm zu erkennen und zu fühlen geben, was die Rechtfertigung sei. Als er darauf zum ersten Male zum heiligen Abendmahl gegangen, hat er ein großes Maß der Liebe Gottes zu schmecken bekommen, wodurch er „so aufgeklärt und freudig geworden, daß sein Pflegevater gefragt: „Was ist doch dem Samuel geschehen?"

Sein Wunsch, in Halle zu studiren, ward ihm nicht erfüllt. Jedenfalls verweigerte ihm der Berner Rath, der so eben

König verbannt und zwei andere Geistliche als Pietisten ihres Amtes entsetzt, die Erlaubnis zu diesem Aufenthalt auf der eigentlichen Pietistenschule. Als Freund Königs selber des Pietismus verdächtig empfing er dann auch erst spät, und nachdem er mehrere Jahre unter scharfer obrigkeitlicher Kontrolle gestanden, die Ordination und jenes Amt in Yverdon an einer verrufenen, meist aus zusammengelaufenem Gesindel bestehenden Gemeinde, wo er nach der Berner Herren Meinung nicht viel verderben konnte. Gott aber segnete seine Arbeit an diesen Leuten, und gerade der Umstand, daß die deutschen Handwerksburschen, deren er sich hier mit besonderer Treue annahm, in die deutsche Schweiz zurückkehrend seinen Namen weithin bekannt machten, hatte endlich, als die schlimmsten Verfolgungszeiten für die Pietisten in Bern vorüber, seine Berufung nach Amsoldingen zur Folge.

Mit welchem Fanatismus übrigens diese Verfolgungen seiner Zeit in Bern betrieben wurden, beweist die Geschichte eines Kandidaten Waser, welche Lucius seinen deutschen Gästen erzählt. Dieser junge Mann hatte erstlich Gott gesucht und mehrfach den Wunsch geäußert, echte Christen zu sehen — in Bern finde er sie nicht. „So oft er das gethan, hat man ihn purgiren lassen und ihm die Ader geschlagen. Er flieht nach Luzern zum päpstlichen Nuntius, der ihn nach Rom schickt, wo man ihm professionem linguae hebraicae aufträgt. Sieben Jahre ist er dort gewesen. Als man ihn drängt zu convertiren, ist er wieder nach Bern gekommen; hat aber ein Buch aus Luzern mitgebracht, worin die Katholiken den Reformirten vorwerfen, daß, wenn Gott unter ihnen einen Menschen zu sich ziehen wolle, sie ihm zu purgiren geben und die Ader schlagen.“

Auch in Amsoldingen ist Lucius' Wirksamkeit von reichem Segen begleitet. Von seiner pastoralen Methode erzählt er seinen Gästen, „er habe nur Christum verkündigt und mit der Bestrafung grober Laster sich nicht viel zu thun machen dürfen; denn diese wären von selbst weggefallen. Üble Nachreden von Seiten seiner Feinde habe er mit Gleichmuth getragen und habe die Welt aus ihm machen lassen, was sie gewollt. Niemals habe er auf der Kanzel von sich selbst geredet. Er vergesse allezeit, was hinten liege, Gutes und Böses, das ihm die Leute zugefügt, und sehe nur darauf, was und wie er billig selber sein sollte, womit er dann seine Mißgestalt vergleiche."

Lau zeichnet nach den Eindrücken, die er während eines mehrtägigen und fast ununterbrochenen Zusammenseins mit Lucius empfängt, sein Bild mit folgenden Zügen.

„In Gesellschaft ist er munter und redet viel Gutes und Erbauliches. Er macht sich aber sehr bald von allen Menschen, auch den Kindern Gottes, los und bringt viel Zeit vor Gott allein zu; da er denn aus seiner Retirade immer aufs Neue bereichert und beladen hervorkommt.

Wider die bösen Prediger poltert er mit keinem Worte und macht alles im Gebete vor Gott selber aus. In Basel ist er von gutwilligen Seelen gefragt worden, wie ihm dieser oder jener der dortigen Prediger gefalle. Hat er nichts zu loben gewußt, so hat er die Stimme gelobt und kurz gesagt: Er hat eine vernehmliche Aussprache. Daher er bei der Welt irrepréhensible. — Er ist in Beurtheilung Anderer, und auch sonderlich der extravagirenden (schwärmerischen und separatistischen), sehr gelinde und tragsam, hält aber selber den typum evangelicum besonders eifrig feste.

Gott hat ihn durch viele Trübsale geführt. Seit seinem dreißigsten Jahre ist er grau, weil ihn Gott, wie er selbst erklärt, nie ohne Leiden gelassen.

Gegen seine Zuhörer, auch die Erweckten, beweist er stets eine freundliche Gravität und ist im Privatumgange, wenn er vermahnt und ermuntert, nicht sehr verbos; desto mehr aber betet er dabei, faßt alle Dinge mit besonderer Glaubenskraft an und überläßt Gott, wo und was für Segen daraus entstehen werde.

Er steht in tiefem Respekt vor der Majestät Gottes. Wenn ihn die Welt ungemein erhoben hat und ihm ausnehmend schön gethan, dann gerade versinkt er in den Staub vor dem Kreuze Christi.

Bei seiner gesegneten, großen Aktivität verhält er sich sehr passiv. Gott hat ihn durch die ganze reformirte Schweiz bekannt gemacht und hindurchgeführt. Er ist aber nie ohne einen besonderen Wink Gottes und äußere Veranlassung an einen Ort gegangen. Zu Vielen, die ihn invitirt — sonderlich von Hohen und Großen dieser Welt — geht er nicht, weil sie die Kraft des Evangelii ausschlagen und nur die äußere Schale suchen."

Seine Predigtgabe setzt Lau in Erstaunen; seine Predigt ist „herzlich und kräftig, evangelisch und von solch solidem Zusammenhange der Wahrheiten," wie Lau sie selten gefunden.

Für seine pastorale Arbeit im Allgemeinen hat er sich die Losung gewählt, die er auch Lau auf's Herz bindet: „Wenn es in meiner Gemeinde nicht gehet, wie es gehen soll, dann gebe ich immer mir selber die Schuld." —

Lau wird von ihm aufgefordert, in Amsoldingen zu predigen. Aber die Freunde Lucius setzen es durch, daß diese für einen Sonntag geplante Gastpredigt in einem

Wochengottesdienste gehalten wird, und Lucius selbst leugnet nicht, daß die Sonntagspredigt des lutherischen und pietistischen Fremdlings aus Wernigerode ihm „das Amt kosten könne." So fest steht noch die konfessionelle Scheidung im kirchlichen Gesetz und im Bewußtsein des Volks; aber so entschieden sucht auch der Pietismus diese Schranken zu durchbrechen. —

Von Bern wenden sich unsere Reisenden nördlich nach Straßburg und Zweibrücken. Nur in Basel noch verweilen sie, um den ehrwürdigen achtzigjährigen Werenfels und seine Kollegen, die theologischen Professoren Frey und Grynaeus, die „dem rechtschaffenen Wesen nicht abhold sind," zu besuchen. Übrigens existiren zwar in Basel Versammlungen; es finden sich jedoch wenig „recht gegründete Seelen" in ihnen, weil „die meisten Prediger auf den Kanzeln scharfe Moral treiben, da von Christo wenig vorkommt, obschon sie die allgemeine Gnade verkündigen."

In Zweibrücken macht der Erbgraf Henrich Ernst Besuch bei Hofe, und Lau hält auf Wunsch der Herzogin eine Predigt über Joh. 13, 24, die auch dem Druck übergeben wird. Dem wackern reformirten Prediger Oppermann, der über das Unwesen der Separatisten klagt, ertheilt er den Rath, selber Privatversammlungen zu halten und durch sie dem Separatismus einen Damm zu setzen.

Weiter geht es über Saarbrücken, Metz, Thionville, Lützelburg, Rochefort, Namur, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Delft und endlich nach dem Haag. Soviel des Sehenswürdigen auch dieser Theil der Reise geboten haben mag, Lau, der in seinem Tagebuche nur den kirchlichen Dingen einen breiten Raum gewährt, faßt die Schilderung dieser Reisestrecke in wenige Zeilen zusammen. Erst im

Haag findet sein Hauptinteresse wieder reichlichere Nahrung, und hier erst werden seine Aufzeichnungen wieder ausführlicher.

Der erste Besuch im Haag gilt dem Prediger der dortigen lutherischen Gemeinde, den Lau am 8. Sonntag nach Trinitatis über die Kennzeichen falscher Lehrer predigen hört. „Er warnte in seiner Predigt vor der herrnhutischen Gemeinde, sagte viele treue Wahrheiten und betete mit Affect."

Hiemit ist Lau gleich in den Kampf hineingeführt, der damals die Gemüther im Haag erregt. Die Emissäre Zinzendorf's, an ihrer Spitze der Herr v. Wattewyl, sind daran, im Herrendyk sich anzubauen, und setzen dadurch die erweckten Kreise ganz Hollands in Aufregung. Wohin Lau kommt, ist von Zinzendorf die Rede, und er überzeugt sich, in wie hohem Maße sich der Graf bei Reformirten und Lutheranern wegen seines Indifferentismus in Sachen der Lehre verdächtig gemacht hat.

Nach der Mittheilung des lutherischen Pastors hat sich der Synodus im Haag gegen die Herrnhuter ausgesprochen. Man hat sie sogar in einem offenen Briefe der Unehrlichkeit und Feigheit beschuldigt, die sich „in Ansehung ihrer Lehrsätze nicht herauslassen wolle" und hat den an eine herrnhutische Liedersammlung mit angedruckten „heiligen und sicheren Glaubensweg" Francke's zu widerlegen versucht, freilich vom schroffsten dortrechter Standpunkte aus.

Nach dem lutherischen wird auch ein reformirter Prediger Manger besucht, „ein herzlich frommer Mann", dem Lau besonders nahe getreten zu sein scheint. Auch er erklärt, daß er mit den Herrnhutern nichts zu thun haben wolle, und es für seine Pflicht halte, darüber zu wachen, daß sie sich im Haag nicht einnisten. Graf Zinzendorf sei einige Male bei ihm gewesen und habe bei den hiesigen

Frommen introducirt zu werden gewünscht, „so er ihm aber nicht anders accordiren wollen, als daß er sich vorher über einige Punkte erkläre." Im Gespräch habe Zinzendorf behauptet, der Marquis de Fénélon, französischer Ambassadeur im Haag, sei ein „in der Liebe Christi ganz ertrunkener Mann." Manger hat ihm den papistischen Glauben des Gesandten entgegengehalten, Graf Zinzendorf aber sich auf die Jünger Christi berufen, die den Herrn geliebt und seine Gottheit doch nicht geglaubt hätten. Manger stellt dagegen Petri Bekenntnis Matth. C. 16: Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus. Zinzendorf antwortet: ein Socinianer könne das auch bekennen. Darauf Manger: Ob Graf Zinzendorf glaube, daß Christus sensu sociniano es meine, wenn er hernach sage: Auf dies Bekenntnis will ich meine Kirche bauen? —

Allerlei Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben die holländischen Reformirten in Sachen der Orthodoxie ängstlich gemacht. Auch Lau muß das empfinden. Vor jedem näheren Verkehr verlangt Manger von ihm ein Bekenntnis über gewisse Glaubensartikel und erklärt, die Leute im Haag seien Fremden gegenüber kopfscheu geworden.

Bei allen dortigen Reformirten findet Lau eine ungewöhnlich ausgebreitete und sichere Schriftkenntnis, nach seinem Urtheil die Frucht der schon lange in Holland eingeführten und fleißig geübten Katechisation; verbunden aber mit diesem Wissen ein ebenso ungewöhnliches Eifern für reformirte Orthodoxie, namentlich im Artikel der Prädestination. Deutsche, mit denen Lau in Berührung kommt, warnen ihn, ja nicht zu scharf seinen Universalismus heraus zu kehren; er würde sich die Herzen der frommen Reformirten, die ausnahmslos Partikularisten seien, sofort entfremden.

Trotzdem und „wider seinen Willen" kommt Lau in einer Unterhaltung mit Manger auf die reformirte „unwiderstehliche Gnade" zu sprechen. Bezeichnend ist die eifrige Bundesgenossenschaft, die sofort einige mitanwesende Frauen, vorab die Gattin Manger's, dem Letzteren leisten. Lau erzählt zu deren Entsetzen, daß ihre schweizerischen Konfessionsgenossen zum großen Theil Universalisten seien, und erklärt seine eigene Überzeugung in dieser Materie dahin, daß zwar der natürliche Mensch todt in Sünden und Gott selber alles in ihm wirken müsse, daß aber trotzdem Gottes Heilsrathschluß und Gnadenwille ein allgemeiner und die Gnade keine unwiderstehliche, sondern durch den Glauben des Menschen bedingt sei. Nicht leicht mag es seinen reformirten Freunden geworden sein, diese Anschauung zu verstehen und zu toleriren. Denn nach Lau's ausdrücklichem Bericht ist es um diese Zeit in der holländisch-reformirten Kirche noch Sitte, daß der Vater, der bei der Taufe seines Kindes zugegen ist, vor derselben vom Geistlichen gefragt wird „ob er auch die reformirte Religion für die einzig selig machende halte?" So werden auch gemischte Ehen von den reformirten Geistlichen nur dann eingesegnet, wenn dem reformirten Gatten — es sei Mann oder Weib — fest zugesichert ist, daß alle Kinder in seinem Glauben erzogen werden.

Privatversammlungen bestehen überall und werden fleißig besucht. Lau wohnt einer solchen im Hause Manger's bei. Letzterer spricht über ein apostolisches Wort, und sämmtliche Anwesende „tragen zur Erbauung das Ihrige mit bei — mit Ausnahme der Frauenspersonen, deren nur zwei oder drei etwas erinnern." Einer der Laien spricht das Schlußgebet. Manger erzählt hernach Lau, daß es im Haag wohl „40 bis 50 Örter gebe, wo die erweckten Seelen in dieser Weise

zusammenkämen.“ Und wie im Haag, so leiten in ganz Holland viele „fromme Prediger“ solche Versammlungen. Das sei aber nicht sowohl ein Segen des Witsius, „der auch ein redlicher Mann gewesen, aber mehr in theoreticis laborirt“ habe; es sei dies vielmehr die Frucht der Saat, die Lampe gestreut.

Bei den Lutheranern im Haag hat dies Beispiel keine Nachfolge gefunden; vielleicht gerade deshalb, weil die Versammlungen ein auf reformirtem Boden erzeugtes Gewächs und nun eine specifisch reformirte Sitte waren; denn der Gegensatz zwischen den beiden evangelischen Konfessionen ist in Holland, wie nach Obigem klar, schroff genug. Manger, der Anfangs mit dem lutherischen Pastor gute Freundschaft gehalten, ist ihm ferne getreten; die differente Anschauung von der Gnade und Gnadenwahl hat sie getrennt. Wegen seines Universalismus ist der Führer der Lutheraner den frommen Reformirten oder „den Feinen“, wie sie im Haag heißen, verhaßt. Er seinerseits behauptet aber von diesen: Zwar wolle er zugeben, daß Gott auch unter ihnen „die Seinigen habe — sie bauten aber im Anfange der Bekehrung alles auf das absolutum decretum“ — den besonderen Rathschluß Gottes und die unwiderstehliche Gnade.

Lau's Versuch, im Hause des lutherischen Pastors Versammlungen seiner Konfessionsgenossen zu organisiren, mißglückt. Er muß sich selbst davon überzeugen, daß in der lutherischen Gemeinde die Gemüther dazu „noch nicht reif“ sind.

Seine Wahrnehmungen vom kirchlichen Leben im Haag faßt Lau in folgende allgemeine Sätze zusammen: „Im Haag ist der Segen größtentheils unter den Reformirten. Herr Manger versicherte, er würde, wenn wir ein halbes Jahr dort blieben, uns alle Sonntage eine solche Versammlung

wie die letzte, und zwar immer von andern Personen zeigen können."

Die Lutheraner haben meist noch mit äußeren Einrichtungen zu thun. „Viele halten die besondern Versammlungen vor verdächtig ex odio reformatorum — aus Abneigung gegen die Reformirten. Auf Seiten der frommen Reformirten ist man durchgängig sehr portirt vor die gratia particularis. Die Herrnhutische Gemeinde ist bei den hiesigen Frommen verdächtig; wie diese denn auch orthodoxiae suae tenacissimi und in den Grundwahrheiten unvergleichlich beschlagen." —

Aus den Berichten über die weitere Reise durch Holland ist besonders das bemerkenswerth, was Lau von seinem Besuche bei den Kollegianten, einer arminianischen Sekte, erzählt, deren Grundanschauung eine socinianische ist. Nach Lau's Behauptung nennen sie sich nur deshalb nicht Socinianer, weil sie unter diesem Namen in Holland nicht Duldung finden würden.

Unter ihnen trifft er denn auch den ehemaligen Prediger der unitarischen (socianischen) Gemeinde zu Königswalde bei Frankfurt a. O., den alten achtundsiebenzigjährigen Crell.

Crell erzählt, daß die Kollegianten aus ganz Holland dreimal jährlich sich in Rhynsburg versammeln und bei dieser Gelegenheit das Abendmahl feiern, von dem grundsätzlich kein Christ ausgeschlossen sei; auch kein Mitglied irgend einer Sekte, wenn es nur christlich d. h., in socianischem Sinne, nach gewissen allgemeinen Regeln der natürlichen Ethik lebe. Denn das ist Crell's Meinung, daß alles, was Christ heiße, ein gemeinschaftliches Abendmahl haben müsse. Möge man in dogmatischen Differenzen noch so weit auseinander gehen — dies Band solle bleiben.

„Wider die Gottheit des heiligen Geistes opponirte er,“ schreibt Lau, „daß Christus sage: Er wird es von dem meinen nehmen und nicht von sich selber reden. Ich antwortete: Das heiße soviel, als: Er wird nicht verschiedenes, sondern dasselbe euch verkündigen als ich. Er: Das wäre gegen den Wortsinn. Ich: Man müsse die Schrift aus der Schrift erklären. — Ebenso hielt er mir vor, daß der heilige Geist die Tiefen der Gottheit erforsche, also etwas anderes sei als Gott selbst. Ich antwortete: Die Tiefen der Gottheit erforschen sei so viel als gänzlich und von Grund aus erkennen, und die Schrift rede von Gott bildlich nach Menschen Weise — *ἀνθρωποπαθῶς.*“

„Gegen die Dreieinigkeit erinnerte Crellius sonst noch, die Schrift wisse von dem Worte Person nichts. Augustin habe gesagt, man habe das Wort angenommen, ne taceretur, non ut aliquid diceretur. Erst im vierten Jahrhundert hätte man den heiligen Geist für eine Person erklärt.

Auf die Frage, ob er denn glaube, daß man zu Christo beten müsse, und daß derselbe göttliche Gnadenwirkungen im Menschen producire, antwortete er, sie beteten sonderlich zum Vater — man mache aber zuweilen auch eine Apostrophe an Christum, welcher allerdings in uns wirke als ein plenipotentiarius des Vaters.

Von Socin sagte er, daß er Vieles habe, so andere Unitarier nicht glauben. Er selbst glaube, daß Christi Leiden vicarium aliquid — etwas stellvertretendes — gewesen und satisfactoriam vim — genugthuende Bedeutung — hätte. An den Rakauer Katechismus binde er sich nicht und hätte selbst einen kleinen Katechismus herausgegeben.

Mit dem Grafen Zinzendorf habe er eine Unterredung gehabt, bei der sich derselbe zu der Meinung eines Engländers, des D. Bennet, bekannt, daß hier auf Erden in dem Menschen Jesus nicht der Logos gewesen, sondern Jesus hätte nur wie die Propheten den heiligen Geist in ausgezeichnetem Maße besessen; nach seiner Himmelfahrt aber hätte sich der Logos mit ihm vereinigt. Worauf Crell erwidert: Habe der Mensch Jesus ohne den Logos dem Blinden das Gesicht wiedergeben können und den Winden gebieten, so könne er wohl auch im Himmel ohne ihn Himmel und Erde regieren." —

Bemerkenswerth ist auch, was Lau über seine Begegnung mit dem Herrn v. Wattewyl in Herrendyk bei Utrecht erzählt. Dort bauen die Herrnhuter für ihre Zwecke ein Haus, und Lau versäumt während seines Aufenthalts in Utrecht nicht, diese unter Wattewyl's Leitung entstehende Zinzendorf'sche Kolonie zu besuchen. Aus seinen Gesprächen mit Wattewyl referirt er wörtlich folgendes:

„Er machte ein großes Ding aus einer Gemeinde und requirirte dazu noch etwas mehr, als die Kinder Gottes unter einander haben, wenn sie recht redlich vor Gott wandeln, einander erwecken, leiten, ermahnen, bestrafen. Ich behauptete, dieses sei das Reale einer Gemeinde: Mit Christo und unter einander verbunden zu sein, wozu hinlänglich wäre, wenn Kinder Gottes sich also gegen einander verhielten, wie oben gesagt. Er wollte mir die Idee, was eine Gemeinde sei, leicht machen und erzählte die Anfänge der Herrnhuter Gemeinde. Worauf ich antwortete, das Reale davon wäre bei allen Kindern Gottes, welche den Namen eines Führers und Lehrers nicht brauchten und thäten doch ein Jeder nach der

Gabe, die ihm der Herr gegeben. Er meinte, man müsse die Ämter, so in der ersten Kirche gewesen, restituiren. Worauf ich antwortete: So nur apostolischer Glaube und Liebe restituirt würden, seien die Ämter realiter da, deren äußere Formalitäten auch nur zu den Äußerlichkeiten der apostolischen Kirche, nicht zu ihrem Wesen gehöreten."

Von Wattewyl's Person berichtet Lau, daß „sein redliches und offenherziges Wesen" sehr erbaulich gewesen, und daß man ihm angemerkt, wie er sich gänzlich dem Dienste Christi aufzuopfern bereit sei. Denselben Eindruck mache seine Frau. —

Hier schließen die ausführlicheren und werthvolleren Notizen des Lau'schen Reisetagebuchs. Die Rückreise nach Wernigerode, die rheinaufwärts bis ins Nassau'sche und dann durch Hessen und Thüringen geht, wird nur summarisch mit wenigen Sätzen beschrieben.

Einiges aus Lau's Schriften.

Nicht wegen eines höheren wissenschaftlichen oder erbaulichen Werthes der in ihnen niedergelegten Gedanken geben wir im Folgenden Auszüge aus etlichen der Lau'schen Schriften; vielmehr, weil sie ein treuer Ausdruck dessen sind, was der spätere Hallenser Pietismus als lebendiges Christenthum im Gegensatz zu jeder Veräußerlichung desselben sich dachte und wodurch er seine Glaubensgenossen, unter übrigens treuem Festhalten am lutherischen Bekenntnis und

ohne Trennung von der äußeren Kirchengemeinschaft, zu diesem Christenthum erwecken zu können meinte. Die 1740 gesammelten und in Kopenhagen und Leipzig erschienenen „erbaulichen Schriften" Lau's, in denen auch dogmatische Fragen verhandelt werden, geben zusammen mit der bereits erwähnten „Ordnung des Heils" und etlichen Predigten ein ziemlich klares und vollständiges Spiegelbild der charakteristischen Anschauungen dieses späteren und an Halle sich anschließenden norddeutschen Pietismus.

Wie Lau über die lutherische Kirche und ihr Bekenntnis urtheilt, erhellt unzweideutig aus folgendem Abschnitt der „Ordnung des Heils."

Was ist die Kirche? — Der Haufe derjenigen Menschen, welche die Gnadenmittel an sich kräftig werden lassen oder doch dieselben haben oder gebrauchen.

Wie vielerlei aber ist die Kirche? — Zweierlei, die sichtbare und unsichtbare.

Welches ist die sichtbare Kirche? — Alle diejenigen, welche die Gnadenmittel haben und gebrauchen. Röm. 9, 4.

Lassen aber wohl alle, die in der sichtbaren Kirche sind, die Gnadenmittel an sich kräftig werden? — Leider die allerwenigsten, Matth. 22, 14.

So sind in derselben wohl viele Heuchler und gottlose Menschen? — Ja leider, es sind ihrer viele darin.

Wem vergleicht deswegen die heilige Schrift die sichtbare Kirche? — Einem Hause, darin Gefäße zu Ehren und Unehren sind, 2. Tim. 2, 19. 20; einem Netz, darin gute und faule Fische sind, Matth. 13, 47—48; einem Acker, darauf Weizen und Unkraut steht, Cap. 13, 24—25; einem Schafstall, darin Schafe und Böcke sich befinden.

Wie mancherlei aber ist die sichtbare Kirche? — Zweierlei, die wahre und falsche.

Welches ist die wahre sichtbare Kirche? — Welche das Wort Gottes lauter und rein haben und die heiligen Sakramente nach Christi Einsetzung verwalten.

Welches ist die falsche sichtbare Kirche? — Welche das Wort Gottes nicht lauter und rein haben und die heiligen Sakramente nicht nach Christi Einsetzung verwalten.

Ist denn unsere evangelisch-lutherische Kirche für die wahre sichtbare Kirche zu halten? — Ja, sie ist allein für die wahre, sichtbare Kirche zu halten.

Warum aber das? — Weil sie das Wort Gottes allein rein und lauter hat und die heiligen Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet.

Welches ist die unsichtbare Kirche? — Allein die wahren Gläubigen oder diejenigen, welche die Gnadenmittel nicht allein haben und gebrauchen, sondern auch an sich kräftig werden lassen. Eph. 5, 25. 27. 30.

Wie man auch über die wissenschaftliche Berechtigung dieser Definitionen und Distinktionen denken möge, ein Zeugnis wird man dem Verfasser vorstehender Sätze, der allezeit für einen ehrlichen Mann gehalten wurde, nicht versagen, daß er von ganzem Herzen der lutherischen Kirche zugehörte, und daß er durch seine „Ordnung des Heils", nach welcher ein Jahrhundert hindurch die Jugend und namentlich die Konfirmanden der Grafschaft Wernigerode unterrichtet sind, die Werthschätzung des lutherischen Bekenntnisses nicht verflüchtigt hat.

Dieselbe rückhaltlose Zustimmung zu der Lehre der lutherischen Kirche, auch wo sie zu der reformirten in Gegensatz tritt, leuchtet auch aus einer populär gehaltenen Abhandlung

Lau's über „die Lehre vom heiligen Abendmahl nach dessen Absicht, Beschaffenheit und rechtem Gebrauch" hervor. Als Zweck des heiligen Abendmahls wird hier den Einsetzungsworten entsprechend zuerst „das Gedächtnis Jesu Christi" und näher nach 1. Cor. 11 „das Gedächtnis seines Todes" genannt. Doch ist „dieses Gedächtnis nicht eine bloße Erinnerung, nach welcher ich mir in meinem Verstande etwas Vergangenes, als wäre es gegenwärtig, vorstelle; sondern es fasset den Glauben und die Liebe zu Christo zugleich in sich und ist also ein in dem Herzen der Gläubigen kräftiges Gedächtnis, welches uns nicht allein von dem Tode Christi als unserer Versöhnung gewiß überzeugen, sondern auch gläubige Zuversicht zu dem Heilande, Friede und Freude im heiligen Geist und allerlei Gutes in uns wirken soll. Und daher kommt es, daß die Absicht Gottes bei dem Abendmahl zugleich und sonderlich darauf geht, daß der Glaube gestärkt werde." Das wird dann näher dahin erläutert, daß nicht bloß der Glaube an die Vergebung unserer Sünden gewisser, sondern auch die den Glauben begleitende dankbare Liebe und somit unsere Vereinigung mit Christo inniger werden solle. Letzteres begründet Lau namentlich auch aus Joh. 6, 56, welche Stelle er im Gegensatz zu Luther und Melanchthon nicht auf den rein geistigen Genuß Christi im Glauben, sondern auf den sakramentalen im Abendmahl bezieht. „Warum nennt er sein Fleisch und Blut zusammen, da doch zuvor nur von seinem Fleische die Rede war? Und warum sagt er, es sei sein Fleisch in Wahrheit eine Speise und sein Blut in Wahrheit ein Trank? Da wird das Wort „in Wahrheit" so gebrauchet, daß ich wohl sehen kann, er will ein wirkliches Essen seines Fleisches und ein wirkliches Trinken seines Bluts verstanden haben."

Die Frage nach der Beschaffenheit, dem Wesen dessen, was im Abendmahl den Kommunikanten gespendet wird, findet eine entschieden lutherische Antwort, unter scharfer Abweisung des katholischen wie des reformirten Irrthums, des letzteren auch in kalvinistischer Fassung. „Die Einfalt ist hier das Beste. Man nehme nur seine Vernunft gefangen, verbiete ihr das unzeitige Raisonniren und lese die Einsetzungsworte mit Gebet und Bedacht, so wird man bald in sich selbst geschlagen und überführt werden, daß es das Sicherste sei, man traue dem Heiland zu, er meine es so, wie die Worte lauten: Wir sollen seinen Leib und sein Blut mit dem Brot und Wein wirklich genießen und zwar nicht nur geistlicher Weise, sondern so wie er es saget: Mit dem Brote und mit dem Wein, wahrhaftig, auch mit dem Munde. Sonsten, wollte man der Vernunft nachgehen, so sollte es auch gewiß an solchen Einwürfen wider der Reformirten Meinung nicht fehlen, welche gleichfalls ein langes Disputiren verursachen würden." „Fragt man uns, wie denn das Brot mit dem Leibe Christi und der Wein mit dem Blut desselben verbunden sein könne? so antworten wir: Das wissen wir nicht und lassen den Heiland dafür sorgen. Unsre Gottesgelehrten sagen: In, mit und unter dem Brot und Wein würde uns Christi Leib zu essen und sein Blut zu trinken gegeben. In der That aber ist in diesen Worten nicht ausgedrückt, wie es zugehe, sondern nur, daß es gewißlich geschehe."

Wenn aber das Abendmahl ein Sakrament, dadurch „das Gedächtnis Christi gefeiert, die Vergebung der Sünden versiegelt, der Glaube gestärkt und die Gemeinschaft mit Christo genauer gemacht werden soll", so folgt, daß nur „wahrhaftig bußfertige und gläubige Seelen dazu gehen"

können. „Paulus eifert wider diejenigen, die sich nicht prüfen und also unwürdig den Leib Christi genießen und sein Blut unwürdig trinken. Und also sollen hinzugehen, welche ihren Seelenzustand recht erkennen und im Lichte des heiligen Geistes beurtheilen können." Kinder sollen deshalb das Sakrament, obwohl die alte Kirche es ihnen gab, nicht eher genießen, als bis sie durch den nöthigen Unterricht Christum erkannt haben und in den Stand gesetzt sind, sich selbst zu prüfen.

Die Frage, wer darüber zu entscheiden habe, ob Jemand zum Abendmahl zuzulassen sei, ist von der Schrift zwar nicht ausdrücklich beantwortet. Die Antwort läßt sich aber aus klaren Sätzen der Schrift mit voller Gewißheit ableiten. Die Gemeinden werden gemahnt „nicht allein sich unter einander zu bessern und zu bauen — 1. Petri 2, 5, sondern auch diejenigen, welche sich nicht wollen bessern lassen, von ihrer Gemeinschaft und Zusammenkunft auszuschließen — 1. Cor. 5, 6. 7. Den Lehrern wird sonderlich über ihre Herden zu wachen befohlen — Ap. G. 20, 28 — und ihnen zugestanden, daß ihnen das Geheimnis des Evangelii, die Haushaltung Gottes in seiner Kirche — 1. Cor. 4, 1 — und die Seelsorge anderer anvertraut sei."

Da sich nun viele des Sakraments „durch offenbare Gräuel und Sünden unwerth machen," so sollte „die Gemeinde sammt ihren Lehrern zusammentreten, und nachdem alle Ermahnungen und Vorstellungen an einem solchen Menschen nichts fruchten wollen, denselben auch vom Abendmahle so lange ausschließen, bis er sich gebessert und bekehret." Dieser Weg aber ist nicht praktikabel, da die „allermeisten, die Christen heißen, ja die allermeisten Lehrer (wie es die klägliche Erfahrung genug beweist) den Geist

Christi nicht haben.“ Die Sache den Händen der weltlichen Obrigkeit überlassen, wie Manche wollen, heißt die Grenzen weltlicher und geistlicher Gewalt verwischen. Hier liegt ein Nothstand vor, dem gegenüber den Laien der Rath zu ertheilen: „Bekehre Du Dich rechtschaffen und gehe für Dich selbst würdig zum Abendmahl; das Verderben Anderer aber klage dem Heiland, und bitte ihn um Besserung seines verwüsteten Zions.“ Den rechtschaffenen Geistlichen aber gilt die Weisung, daß sie: 1) fleißig lehren, „in was vor einer Beschaffenheit ein Mensch würdig zum Abendmahl gehen könne, und auf eines jeden Gewissen insbesondere mit Ernst losdringen, wenn er zu demselben nahen will“; daß sie 2) die ihnen anvertrauten Seelen überhaupt recht kennen lernen, und die einzelnen zu Gott zu führen suchen — „denn mit Abweisen bei dem blinden, betrogenen Volke anfangen, wäre wohl eben so viel, als wenn ein Richter den Prozeß mit der Exekution anheben wollte“; daß sie 3) aber „bei wahrgenommener Unwissenheit oder andern noch herrschenden Sünden“ rathen, das Abendmahl aufzuschieben; falls aber Einer trotz aller Belehrung und Warnung das Sakrament fordert, auf seine eigene Gefahr hin es ihm geben; daß sie endlich 4) wenn das Beichtkind die Wahrheit weiß, trotzdem aber in seinem ärgerlichen Leben fortfährt, und wenn die andern Glieder der Gemeinde durch seine Zulassung zum Abendmahl geärgert würden, bei der Gemeinde oder geistlichen Obrigkeit Schutz suchen und, falls ihnen derselbe versagt wird — auf eigene Hand das Abendmahl verweigern, aber auch alles, was es dafür etwa zu leiden giebt, willig über sich nehmen; „wobei denn ein solcher Knecht Christi nicht als ein Richter anzusehen, der in kirchlichen Sachen herrschen wolle, sondern, da die Gemeinde und Obrigkeit so sehr verderbt, daß er bei

beiden keinen Beistand erhalten kann — rettet er nur für sich sein Gewissen und macht sich fremder Sünde nicht theilhaftig, sollte er darüber auch das Amt, ja selbst das Leben verlieren." —

Ausführlich handelt denn Lau noch von solchen, die mit Unrecht das Sakrament gebrauchen, und von solchen, die sich mit Unrecht desselben enthalten.

Zu jenen gehören die Heuchler und innerlich todten Gewohnheitsgäste am Tische des Herrn. Viele „sehen das heilige Abendmahl an als ein Mittel zur Seligkeit, welches sie werde selig machen, sobald sie es nur genießen. Auf ihr Herz und Wandel geben sie nicht Acht und verstehen auch nicht einmal, was dazu gehöre, den Leib Christi sich zum Segen zu essen." — „Sonderlich glauben sie, bei dem ganzen Werk sei für sie das heilsamste, daß sie sich in dem Beichtstuhl die Sünden vergeben lassen, als welche sie auf diese Weise alle halbe oder viertel Jahre zu tilgen suchen, damit sie nicht zu hoch hinan laufen. Solche arme betrogene Leute machen aus dem heiligen Abendmahl und Beichtstuhl eine rechte Stütze ihres fleischlichen Lebens." „O wie leicht läßt sich's beichten und um den Altar gehen, wenn die lieben Lüste im Herzen ungestört und die sündlichen Begierden unangetastet bleiben. Solche Heuchler übergehen das Schwere im Gesetz — das ist die Reinigung ihrer Herzen — und sind desto fleißiger, die Beichte zu üben; damit sie doch Etwas haben, womit sie sich bei dem Dienste ihrer Sünden trösten können."

Andererseits aber redet Lau tröstlich denen zu, die aus Blödigkeit vom Tische Gottes fern bleiben, aus Furcht, das Sakrament unwürdig zu empfangen — den aufrichtigen Seelen, welchen „ihr großes Verderben so deutlich vor Augen

liegt, daß sie nicht glauben im Stande zu sein, das Abendmahl würdig zu genießen."

„Nun ist es zwar nicht zu rathen, solche Seelen gar zu sehr zu nöthigen, wider ihre Überzeugung zu handeln; doch müssen sie sich auch nicht zuviel nachgeben, sondern etwa diesen Mittelweg ergreifen, daß sie Gott allerdings um die mehrere Reinigung von ihren Sünden ernstlich anrufen, aber auch aus Gottes Wort diejenigen Verheißungen betrachten, darinnen den elenden, gebeugten Herzen Gnade und Erquickung zugesagt wird. Der größeste Zweifel bei ihnen entsteht wohl daher, daß sie meinen, sie hätten keinen Glauben, und daher könne derselbe im Abendmahl nicht gestärkt werden. Allein sie irren insgemein und verstehen nicht, was Glaube sei. Nämlich sie wollen nichts anderes für Glauben gelten lassen, als wenn sie die Versicherung der Gnade Gottes fühlen und die daraus fließende Ruhe des Gewissens kosten. Den Genuß des Glaubens oder die Früchte desselben halten sie für den Glauben selbst und wollen mit dem Abendmahl nichts eher zu thun haben, als bis sie die Versicherung von der Vergebung der Sünden in sich erfahren haben. Und also kehren sie es um. Eben darum sollten sie Leib und Blut Christi genießen, damit ihr Glaube diese Früchte tragen möge — sie aber wollen erst die Frucht haben und dann zum heiligen Abendmahl gehen."

Eine entschiedene Abweisung erfahren zum Schluß die Separatisten; sowohl solche, die in quäkerischer Weise mit Berufung auf das innere Licht der Gnadenmittel und insbesondere des Abendmahls nicht zu bedürfen meinen, als auch jene, welche aus falschen Vorstellungen von der „Gemeinde der Heiligen" die kirchliche Abendmahlsfeier meiden,

um nicht mit den hier zugelassenen Unbekehrten zu kommuniciren.

Der durch alle Kundgebungen der Wernigeröder hindurchklingende Protest gegen jede falsche, die geordneten Gnadenmittel unterschätzende Mystik, und gegen jede donatistisch oder montanistisch gefärbte Separation findet hier ihren schärfsten Ausdruck.

„Daß Christus in unseren Herzen wohne durch den Glauben, ist eine ewige Wahrheit. Aber eben nur durch den Glauben und nicht ohne Glauben und schon von Natur. Und da der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, 2. Thes. 3, 2, so wohnet Christus, welcher das innere Licht sein soll, nicht in allen Menschen."

„Der Glaube aber kommt aus der Predigt. Wie sollen sie glauben, von dem sie nichts gehört haben? Röm. 10, 14. 17. Also wird der Glaube durch das Gehör des Wortes Gottes entzündet. Wollen sie (die Enthusiasten) glauben lernen, so müssen sie es aus dem Worte Gottes lernen, und wollen sie im Glauben befestigt werden, so sind das Wort Gottes und das heilige Abendmahl die einigen Mittel dazu."

Denjenigen aber, die am Tische des Herrn den Gottlosen nicht neben sich dulden wollen, gilt die Mahnung: „Freue dich, daß du mit Christo und allen seinen rechtschaffenen Gliedern verbunden wirst, und bete für diejenigen, von welchen du merkst, daß sie den Leib und das Blut des Herrn zu ihrem Gericht genießen. Man kann ihnen wohl die Stelle gönnen, darauf sie stehen, da sie Gott noch duldet, und die Zeit der Gnaden ihnen verlängert. Gott kann sie auch wohl bekehren, und würdige Gäste bei dem Abendmahl seines Sohnes aus ihnen machen. Da Paulus

1. Cor. 11 ausdrücklich sagt: es gingen Einige in der Korinthischen Gemeinde unwürdig zum Abendmahl, finden wir ja nicht, daß er den Andern, so würdig hinzugingen, befohlen, mit den Unwürdigen dasselbe nicht mehr zugleich zu empfangen: sondern er bedrohet und ermahnt die Unbußfertigen, daß sie sich besser dazu bereiten, und nicht ferner zum Gericht ihrer Seelen den Leib Christi essen und sein Blut trinken sollten. Hier wäre ja eigentlich Gelegenheit gewesen, den redlichen Seelen zu sagen, daß sie nicht in der Gemeinschaft der Gottlosen zum Abendmahl gehen sollten; aber das thut der Apostel nicht." —

Diejenige Schrift aus Lau's Feder, welche neben seinen Predigten den pietistischen Standpunkt am deutlichsten bekundet, ist der Traktat: „Von der Zeit der Bekehrung oder schriftmäßige Beantwortung der Frage, ob es nothwendig, die Zeit seiner Bekehrung zu wissen oder sonst ein Kennzeichen seines unbekehrten Zustandes daraus zu nehmen?" Lau beantwortet diese Frage — was Spener nicht gewagt hatte, wohl aber der Hallenser Lange in seinem „Mosaischen Licht und Recht" — mit „Ja."

Er redet selbstverständlich zuerst von den Merkmalen und Zeichen einer wahren Bekehrung und stellt als die wichtigsten unter ihnen folgende hin: „Der Mensch muß aus seinem Sündenschlafe aufgeweckt und von seinem sündigen Zustande einigermaßen überführt sein — was man die ersten Rührungen zu nennen pflegt. Er muß bei wahrhaftigem Gefühle seines sündlichen Verderbens mit gebeugter und bekümmerter Seele die Gnade Gottes suchen — was man den Bußkampf nennt. Er muß Christum als das Heil seiner Seele mit lebendigem Glauben ergreifen, die Vergebung seiner Sünden erhalten und zur Gemeinschaft Gottes eingelassen werden — worin

der Durchbruch geschieht und die Bekehrung oder die Buße von den todten Werken vollendet wird."

Um nun den Sinn seiner Frage, ob Jedermann die Zeit seiner Bekehrung wissen müsse, näher zu erläutern, erklärt Lau: Man könne keineswegs von Jedem verlangen, daß er sage, wann er zuerst innerlich angefaßt worden, wann er dann angefangen, göttliche Traurigkeit zu spüren, wann er endlich zu zuversichtlichem Glauben und herzlicher Liebe hindurchgedrungen wäre. Handele es sich aber um die Totalität dieser Gnadenwirkungen, die zur Buße des Gefallenen gehören, so könne einer wohl wissen, wann er diese Wirkungen an seinem Herzen erfahren — mit andern Worten: er könne die Zeit seiner Bekehrung wissen.

Von der Forderung, dieselbe zu wissen, sollen aber die ausgenommen sein, welche in ihrem Taufbunde geblieben und daher eine Buße der Gefallenen, wie man sie zu nennen pflegt, nicht nöthig haben. Daß aber ein Mensch in der Taufgnade geblieben, das erhelle nicht schon aus seinem „stillen, eingezogenen, ehrbaren Leben", sondern es gehöre dazu unter und vor anderm „der tägliche Kampf des Geistes wider das Fleisch, ein allgemeiner Haß der Sünde, und daß sein Glaube sich auch als ein in der Liebe thätiger beweise." Ein „wohlmoralisirter natürlicher Mensch" sei noch kein bekehrter. Übrigens wüßten auch die nie aus der Taufgnade Gefallenen meist eine Zeit anzugeben, da sie „durch Abschmelzung von mancherlei Unlauterkeiten" tiefer gewurzelt, und in der Gnade befestigt seien.

Die Zumuthung, daß sie die Zeit ihrer Bekehrung angeben, soll man auch nicht an die stellen, welche, obwohl „sie sich einmal rechtschaffen zu Gott gewendet" und durch echte, untrügliche Zeichen „ihr rechtschaffen Wesen genugsam an

den Tag gelegt", dennoch von Zweifeln an ihrem eigenen Gnadenstande angefochten werden. Ihre Anfechtung würde durch jene Zumuthung nur vergrößert werden. Sie befinden sich in einem „außerordentlichen Zustande, indem die ihnen mitgetheilte Gnade in ihrem Herzen nicht empfindlich genug ist", obschon sie durch ihren treuen Wandel, „ihr Ringen und Suchen nach der empfindlichen Gnade" und durch andere Dinge zur Genüge beweisen, daß sie „redlich sind und unter die Kinder Gottes können gezählt werden." Endlich komme es nicht darauf an, daß Jemand Tag und Stunde seiner Bekehrung anzugeben wisse; vielmehr nur darauf, daß einer die Zeit wisse — sei es auch nur einen Zeitraum von längerer Dauer — da er zu Gott gezogen sei und eine Herzensänderung an sich erfahren habe.

Nachdem er aber so den Inhalt seiner Forderung enger begrenzt, besteht Lau innerhalb dieser Grenzen um so entschiedener auf derselben.

Denn, wo es wirklich zu einer Bekehrung, einer Umwandlung des Herzens im Sinne der Schrift, komme, da hinterlasse dieselbe auch so tiefe Eindrücke im Gedächtnis des Menschen, daß es ganz unmöglich sei, die Zeit, da dies geschehen, zu vergessen. Möge man diese Zeit so eng oder so weit fassen, wie man wolle, es bleibe doch immer „eine gewisse Zeit" und dieser Zeit werde man sich auch erinnern. Reu' und Leid über die Sünde, wie die symbolischen Bücher es nennen, sei doch etwas fühlbares. „In und bei diesem Gefühle des Elends offenbart sich der Glaube, welcher nicht allein hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit Jesu Christi, sondern auch die Seele zu derselben wirklich hinführt, daß man Freudigkeit empfängt zum

Eingang in das Heiligthum durch das Blut Jesu Christi und hinzugeht mit wahrhaftigem Herzen und los vom bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser. Dieser Glaube bringt der Seele auf ihre vorige Bangigkeit einen süßen Trost, einen seligen Frieden mit Gott, die Hoffnung zukünftiger Herrlichkeit, den Ruhm der Trübsal, Geduld, Erfahrung, die ausgegossene Liebe des Vaters in unseren Herzen, den Sieg über die Welt und alle fleischlichen Dinge, die den Menschen wider Gott zu sündigen reizen können. Alles dies muß der Mensch in der Bekehrung erfahren und in sich fühlen, wenn man nicht sagen will, die heilige Schrift spiele mit leeren Worten." So allmählich und langsam man auch diese inneren Vorgänge denken möge, sie seien als völlig unbemerkte und unbewußte nicht denkbar; es seien Erfahrungen, die der Mensch auch in seinem Bewußtsein durchlebe, und von welchen Eindrücke in seinem Gedächtnis zurückbleiben. —

Zuletzt wirft Lau die Frage auf, ob der Geistliche in seinem amtlichen Verkehr mit der Gemeinde nach der Zeit der Bekehrung fragen dürfe, und bejaht dieselbe. Das Verderben der Kirche, die weit verbreitete Selbsttäuschung der Getauften, verpflichte die Geistlichen, an dies Kennzeichen einer rechten Bekehrung — daß man sich der Zeit derselben erinnere — zu mahnen. Solcher, die in der Taufgnade geblieben, gebe es doch nur wenige. Aber ebenso wenig Bekehrte gebe es. Hingegen „viele Christen ohne Christum, Geistliche ohne den heil. Geist, Gläubige ohne Glauben, Gottesfürchtige und haben doch keine Furcht Gottes." Man könne von der gegenwärtigen Kirche getrost sagen, was Offenb. Joh. 3, 1 ff. von der Gemeinde in Sardes gesagt sei: sie habe den Namen, daß sie lebe, und sei todt. — Die

herrschende Selbsttäuschung und Heuchelei zwinge die Geistlichen, von der Zeit der Bekehrung zu reden, die ein Christ wissen müsse. Solchen, die bekehrt zu sein meinen, ohne es zu sein, müsse die Frage vorgehalten werden, ob sie sich auch einer Zeit besinnen könnten, da sie „wahrhaftig erfahren, was zu einer gründlichen Seelenänderung nach Gottes Wort erfordert" werde. So könne man sie zur Selbstprüfung und zum Selbstgericht bringen, in welchen ihnen ihr unbekehrter Zustand mit Schrecken offenbar werde — und damit sei der erste und schwerste Schritt zur wahren Buße gethan.

Freilich wie zum Vortrag des göttlichen Worts überhaupt, so gehöre auch zur Behandlung dieser Frage die Weisheit, die von oben ist. Man dürfe die Bekehrung nur nach ihren wesentlichen Merkmalen beschreiben. Es wäre z. B. „nicht recht gethan, wenn man von allen denselben hohen Grad des Bußkampfs fordern wollte." Hingegen könne man mit gutem Grunde fragen, „wann die Zeit gewesen, da die Seele ihr Elend gefühlt, nach Christo ein Verlangen gehabt und zu einer neuen Kreatur in ihm sei wiedergeboren worden, sintemal Niemand jemals bekehrt worden, der dieses nicht wahrhaftig sollte in sich erfahren haben." —

Was Lau mit der Rettung der Frage nach der Zeit der Bekehrung im Grund beabsichtigt, geht aus der Forderung hervor, daß der Geistliche diese Frage an solche richte, die „zu den Christen ohne Christum, den Gläubigen ohne Glauben" gehören.

Die Frage ist ein Protest gegen bloßes Namen- und Scheinchristenthum, ein Appell an die Herzen, die mit einem solchen Christenthum sich selbst täuschen, — daß sie nüchtern werden aus diesem Selbstbetrug. Sie sollen daran gemahnt

werden, daß es einen rechtfertigenden Glauben ohne Sinnesänderung, Wiedergeburt und Bekehrung nicht gebe. Sie sollen veranlaßt werden, sich selbst zu prüfen, ob sie diese Sinnesänderung erlebt, von dieser Bekehrung je etwas erfahren haben. Und wenn letztere wirklich „nach den wesentlichen Merkmalen" beschrieben würde, wie sie Gottes Wort lehrt, und nicht nach der pietistischen Methode und Schablone, dann wäre jene Mahnung und Frage wohl begründet.

Man braucht doch kein Wort darüber zu verlieren, daß die Unterscheidung lebendiger, aufrichtiger Christen von solchen, die den Namen haben, daß sie leben, und sind todt, schriftgemäß ist. Die Gabe, Geister zu unterscheiden und von gewissen notorischen Thatsachen im Leben des Christen einen Schluß zu machen auf sein Herz, ist die biblische Voraussetzung für alle Gemeindeleitung, Seelsorge und Kirchenzucht. Die Verpflichtung des Seelsorgers, solche zu warnen, die sich durch untrügliche Kennzeichen als Namenchristen zu erkennen geben, steht außer allem Zweifel.

Und ebenso unzweifelhaft soll ein Christ wissen, ob er im Selbstgericht von einer erträumten Selbstgerechtigkeit und seiner wirklichen Sünde sich abgewendet hat und sein Heil allein in Christo, dem Heiland, sucht d. h. ob er jene Sinnesänderung oder Bekehrung erlebt hat. So gewiß die Schrift uns auffordert, zu fragen und zu prüfen, ob wir im Glauben stehen, so gewiß muß unsere Prüfung zu einer Antwort auf diese Frage gelangen können. Freilich wird in dieser Antwort, je gründlicher die Prüfung, um so weniger das Bekenntnis fehlen: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben; ich will dir dienen, hilf meiner Schwachheit, meiner Untreue. Aber das ist auch eine Antwort auf jene Frage und gewiß keine schlechte.

Faßt man aber die Frage nach der Zeit der Bekehrung so, dann kommt sie im Grunde auf die andere nach der Bekehrung selbst, nach ihrer Wahrheit und Wirklichkeit, hinaus. Und daß der Pietismus diese viel näher liegende in jene erste Frage umgesetzt hat, wird immer wieder den Verdacht erwecken, daß er die Bekehrung in jenes Schema zeitlich auf einander folgender Akte, von den ersten Rührungen bis zum Durchbruch, wie wir sie bereits kennen gelernt, und die nach seiner Meinung allein eine rechtschaffene Bekehrung ausmachen, hineinzwängen will.

Mag Lau noch so entschieden betonen, daß er die in der Taufgnade Gebliebenen und die innerlich Angefochtenen mit der Frage nach der Zeit ihrer Bekehrung verschont wissen wolle, sie bilden auch nach seiner Überzeugung die Ausnahmen in der Gemeinde — und unter den Übrigen finden sich vielleicht noch viele, die eine Bekehrung genau nach jenem Schema nicht erlebt haben und deshalb doch nicht unbekehrt sind. Wie stark ist aber die Versuchung gerade für einen treuen, an dies Schema glaubenden Geistlichen, solche mit seinen Menschenaufsätzen zu ängstigen! — Mag Lau noch so entschieden Weisheit für die praktische Handhabung jener Frage nach der Zeit der Bekehrung fordern, wir wissen bereits, wie seine eignen Amtsbrüder, sonst fromme und eifrige Männer, von jener Weisheit sich nicht allezeit leiten ließen. —

Übrigens wurde Lau's Schrift über unsre Frage mehrmals gedruckt, aber auch in mehreren Gegenschriften angegriffen. — Als Erklärung und Ergänzung derselben kann man eine der gedruckten Predigten Lau's ansehen, die er zu St. Leonhardt in Stuttgart über Joh. 3, 1—15 gehalten. Er behandelt in ihr „die gewaltige Lehre Jesu Christi von der

Wiedergeburt." Wie die heilige Schrift zuweilen die Worte Wiedergeburt und Bekehrung für denselben Vorgang gebraucht, und auch die alten Dogmatiker beide Begriffe nicht immer scharf auseinander halten, so ist für Lau der Sache nach Bekehrung und Wiedergeburt eins, oder genauer: die Bekehrung, auf die er in Lehre und Predigt dringt, eine Wiedererlangung der in der Taufe geschenkten und durch menschliche Untreue verlornen Wiedergeburt.

„Dieselbe (die Taufe) ist allerdings ein kräftiges Mittel der Wiedergeburt, wie deswegen der Apostel Paulus sie ein Bad der Wiedergeburt nennt. Denn in der Taufe wird theils der Verstand erleuchtet, theils auch der Wille gereinigt und geheiligt. Wollte Gott, daß alle diejenigen, die getauft worden sind, in der empfangenen Gnade der Wiedergeburt, so ihnen dadurch geschenket worden, beständig stehen blieben! Aber so zeiget leider die tägliche Erfahrung, daß die allermeisten nach dieser Abwaschung ihrer Sünden, sich wieder auf's neue muthwillig beflecken und dahero die Wiederholung der Wiedergeburt, die in der wahren Bekehrung zu Gott geschieht, nöthig haben."

Daß die Gnade der Wiedergeburt verloren werden könne, ist klare Lehre der lutherischen Kirche und ihrer alten Dogmatiker, so wenig diese Lehre gewissen modern-lutherischen Anschauungen, die dem Getauften einen unverlierbaren Charakter beilegen möchten, zusagt. „Durch vorsätzliche Sünden, welche das Gewissen verwüsten, wird die Gnade der Wiedergeburt verloren" aber „die verlorene Wiedergeburt kann von dem bußfertigen Sünder wieder erlangt werden."[43]) Das sind Sätze der lutherischen Dogmatik. Diese Wiedererlangung der verlorenen Taufgnade nennt

Lau mit den älteren Dogmatikern nicht konsequent Bekehrung, sondern oft genug auch Wiedergeburt. Was er deshalb in der oben erwähnten Predigt vor einer Gemeinde Getaufter über die Wiedergeburt sagt, gilt in seinem ganzen Umfange von der Bekehrung.

Um der Selbsttäuschung zu wehren, die sich für wiedergeboren oder bekehrt hält, ohne es zu sein, giebt Lau die untrüglichen Kennzeichen der Wiedergeburt an und zwar in drei apostolischen Worten: Alles was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat; wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebet auch den, der von ihm geboren ist; und: gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten.

Der Sieg über die Welt, unter der Lau auch die Sünde in unserem Fleische begriffen wissen will, die Bruderliebe und die lebendige Hoffnung des ewigen Lebens — das sind die drei charakteristischen Merkmale des neuen Lebens, wie es durch die Wiedergeburt gesetzt und, wenn verloren, durch die Bekehrung wiedergewonnen wird. In der näheren Beschreibung dieser Merkmale sagt Lau unter anderem: „Zwar nimmt sich die Sünde die Freiheit noch immer heraus, daß sie sich durch heimliche Bewegung und Reizung dann und wann meldet; unterdessen ist sie wie ein gehenkter Dieb, der ans Kreuz angenagelt worden und seine Glieder freilich noch etwas reget." Ferner: „Es kann keinem einzigen Menschen, wenn er wiedergeboren ist und mit Recht Gott seinen Vater nennt, gleichviel sein, ob er

die Kinder und das Reich Gottes liebe oder nicht; sondern vermöge seiner inwendigen Kindesart wird er getrieben, die Welt mit ihrem sündlichen und heuchlerischen Wesen zu fliehen und hingegen diejenigen gerne zu haben und sich mit ihnen zu vereinigen, welche mit ihm gleiche Barmherzigkeit zu wahrer Sinnesänderung erhalten haben." Von der Hoffnung endlich sagt er: „Es ist diese Hoffnung nicht also beschaffen, wie sie wohl oft auch ein Heuchler zu haben meint, wenn er sagt: Ich hoffe ja, Gott werde mich auch selig machen. Will man einem solchen etwas näher auf's Herz gehen, so heißt es wohl: Ei, verdammt nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt — auf welche Weise das Wort Gottes gemißbraucht wird. Dies ist ein Stück der Sprache des alten Menschen, womit er der wahren Kraft des Evangelii immer auszuweichen sucht. O, ein wahrhaftig Wiedergeborener hat eine ganz andere Hoffnung, selig zu werden, als die heuchlerische Welt; nämlich eine solche, die eine feste Gewißheit mit sich bringet, daß er unfehlbar Gottes Angesicht sehen werde. Denn es muß uns ja also ergehen, wie von den Gläubigen Eph. 1, 13. 14 geschrieben steht: Da ihr glaubetet, seid ihr versiegelt worden mit dem heiligen Geist der Verheißung, welcher ist das Pfand unseres Erbes zu unserer Erlösung, daß wir sein Eigenthum würden zu Lobe seiner Herrlichkeit. Da gilt nicht sagen: Ich hoffe das, nämlich wie es die Welt- und Maulchristen auch hoffen, sondern ich hoffe es mit wahrer Gewißheit, die Gottes Geist in mir wirket, und wenn ich es nicht bekennte, daß ich gewiß glaube seine Herrlichkeit zu schauen, würde ich den Geist der Gnaden schmähen und ein Verächter der Erbarmung meines Heilands sein."

Es sind hohe Forderungen, die hier an den Wieder-

geborenen oder Bekehrten gestellt werden. Wenn sie nur auf das Ziel der inneren Entwicklung eines Christen hinweisen sollten, der ja ohne Zweifel wachsen soll in der Gnade und stark werden am inwendigen Menschen, so würde gegen die Schriftgemäßheit dieser Forderung sich nichts Erhebliches sagen lassen. Soll aber alles, was erst in der Entwickelung zum Ziel begriffen ist und sich mit der vollkommenen Ausgestaltung eines Christenlebens noch nicht deckt, als unbekehrt gelten, so schlägt diese Betrachtungsweise, die das Sauerteigartige in den Wirkungen der Gnade, das Wachsthümliche in Glauben und Leben verkennt, der Schrift in's Angesicht und setzt sich auch in Widerspruch mit der kirchlichen Lehre, die sogar die Wiedergeburt als successiva, non semper momentanea, sed gradualis et crescens bezeichnet.

Zur Erklärung des Traktats über die Zeit der Bekehrung wird man auch Stellen aus Lau's Predigten, wie folgende, herbei ziehen müssen: „Das erste, so bei einem Menschen, der sich zu Gott wenden will, vorgehet, sind die ersten Schläge und Rührungen seines Gewissens, wodurch er zum Nachdenken gebracht wird, daß es noch nicht recht mit ihm steht, und er bekennen muß: Ja, mein Gott, ich bin noch nicht im Stande der Gnade, darinnen ich selig werden könnte.

Sein Ernst, den er alsdann beweisen muß, bestehet darin, daß er sich sofort in's Gebet vor Gott begebe, in sein Kämmerlein gehe — wie Christus sagt: Matth. 6, 6 —, die Thüre hinter sich zuschließe und zu seinem Vater im Verborgenen bete: Mein Gott, nun bist du mir recht nahe getreten in deiner Gnade; wie mache ich's nun, daß ich völlig errettet werde? —

Nach diesen ersten Rührungen folget zum Andern die Erkenntnis seines Elends, daß man nun wirklich einsiehet den Wust und stinkenden Abgrund der Sünde in seinem Herzen, worüber der Mensch in Furcht, Scham und Betrübnis vor Gott gesetzt wird. Seinen Ernst hierbei muß er nun sonderlich darin beweisen, daß er recht tief grabe und geduldig den Schmerz des Herzens, den er dabei zu empfinden hat, ausstehe. Viele sind zu zärtlich und meinen: soll es dir so gehen, sollst du soviel in der Bekehrung ausstehen, so wäre es ja besser, du ließest die Sache so nach dem alten Lauf gehen. Daher kann es nicht geschehen, daß sie redlich durchbrechen. —

Wenn der Mensch sein Elend vor Gott recht erkennt, folgt drittens der Kampf des Glaubens, da er sich nun in das Ringen vor Gott begiebt, um die gnädige Vergebung der Sünden in Christo von ihm zu erhalten. Sein Ernst muß dann auf ein inständiges Anhalten hinauskommen, daß er mit Jakob sagt: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn; ich lasse dich nicht, ich habe denn das Wort in meiner Seele gefühlet: Sei getrost mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben; ich lasse dich nicht, ich fühle denn Friede und Freude des heiligen Geistes in meinem Herzen; ich lasse dich nicht, ich sei denn versichert, daß ich dein Kind und Erbe worden. Und so mag es wohl geschehen, wenn man also ringet, daß man wohl zum völligen Siege des Glaubens gelanget. Wenn der Mensch also den schönen Kampf des Glaubens recht kämpft und gleichsam mit Gewalt in die Wunden seines Heilandes eindringt, so folget darauf, daß er die Vergebung seiner Sünden nicht allein empfängt, sondern auch, sobald es ihm Gott für gut zu sein erkennet, den damit verknüpften

Frieden kostet und den ganzen Reichthum der Gnadenschätze Gottes in Christo schmecket. Er genießet eine stille Ruhe seiner Seele, besitzet die Freude des heiligen Geistes, empfindet die Liebe Gottes, wie sie durch den heiligen Geist in sein Herz ausgegossen worden (Röm. 5), ist der Kindschaft Gottes und des ewigen Lebens dergestalt gewiß, daß, wenn es möglich wäre, er wohl tausendmal darüber stürbe.

Und alsdann geht es mit ihm in die rechte Kraft der Heiligung hinein, daß er sich der Gerechtigkeit gleichsam als ein Knecht zu ewigen Diensten hingiebet." —

Die Bekehrung im weitesten Sinne des Worts ist der eigentliche Gegenstand der schriftstellerischen Arbeiten Lau's; sie ist der Angel- und Zielpunkt seines pastoralen Lehrvortrags, sie ist auch der eigentliche Sitz seiner pietistischen Anschauungen. Eine reiche Fülle gelegentlicher Äußerungen beweisen, wie klar sich Lau der Gefahren bewußt gewesen, die mit seiner specifisch pietistischen Bekehrungslehre verbunden waren. Er verlangt, daß man die Bekehrung nur nach ihren wesentlichen Kennzeichen beschreibe, also zur Bekehrung nichts anderes und nichts mehr fordere, als Buße und Glauben. Er warnt gelegentlich davor, daß der Mensch nicht eigenwillig die göttliche Traurigkeit zu steigern und mit selbstgemachten Schmerzen zu verlängern suche. Er warnt, daß Niemand die Frucht der Rechtfertigung, den Genuß der Gnade, mit der Rechtfertigung und Gnade selbst verwechsele, und erklärt, daß thatsächlich die Rechtfertigung sehr wohl vorhanden sein könne, wenn gleich das Friedensgefühl noch nicht sei, wie es solle. Er warnt, ja nicht aus Buße und Bußkampf — welchen letzteren er übrigens als

schriftgemäß nachzuweisen sucht — ein Werk und ein Verdienst zu machen. Er betont nachdrücklich, daß alle Bewegungen des Herzens, das sich von seiner Sünde mit Scham und Schmerz abkehrt und mit Heilsbegier Christo zuwendet, Wirkungen des Geistes Gottes sind. Um jedes Menschenwerk und Verdienst vom Act der Bekehrung auszuschließen, erklärt er ausdrücklich, daß, „was eigentlich unsre Buße Gott angenehm macht und uns dadurch zur Gnade des himmlischen Vaters führt, Christus ist, den wir durch einen unter Traurigkeit und Kampf des Herzens gewirkten Glauben ergreifen und dem Vater vorhalten; auf diese Weise empfangen wir Vergebung der Sünden." Wenn er auch an die in fleischlicher Sicherheit Dahinlebenden und sich auf ihre Taufe Berufenden die Frage richtet: Wann sie denn sich bekehrt oder das an sich erfahren, was zu einer wahren Bekehrung gehöre? — so will er doch die in der Taufgnade Gebliebenen einerseits und alle von Zweifel und Verzagen Angefochtenen andrerseits mit dieser Frage nicht gequält wissen. Er weiß auch wohl, daß das Werk der in der Buße demüthigenden und zum Glauben aufrichtenden Gnade sich nicht immer in etliche Stunden und Tage zusammendrängt, daß es vielmehr einen allmählichen Fortschritt giebt von Sicherheit zu Sündenerkenntnis und von ihr zum rechtfertigenden Glauben. Aber die generelle Anerkenntnis solch allmählicher und bei den verschiedenen Individualitäten sich verschieden gestaltender Übergänge von sicherer Gleichgültigkeit zu ernstem Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, von Schuldgefühl und Sündenangst zu der freudigen Zuversicht der Kinder Gottes und der Gewißheit des Heils in Christo, ist doch nicht stark genug, ihn im Einzelnen vor dem Schablonenhaften und Stereotypen bei der Empfehlung gewisser

Methoden der Bekehrung und bei der Aufstellung gewisser Kennzeichen der Bekehrten zu bewahren. —

Unter den im Vorstehenden nicht erwähnten Schriften Lau's heben wir noch einen ziemlich umfangreichen Traktat von der Seligkeit der Gläubigen in der Gemeinschaft Jesu Christi heraus, der das Richter'sche Lied: Mein Salomo, dein freundliches Regieren" erbaulich kommentirt und auf eine Reihe von Fragen zu sprechen kommt, die seiner Zeit meist als Streitfragen zwischen den Pietisten und ihren orthodoxen Gegnern verhandelt wurden. Zu der bekannten, damals durch die Schriften der Frau v. Güyon neu angeregten Frage, ob die wahre Liebe zu Gott interesselos sein d. h. von der eignen Seligkeit ganz absehen müsse, äußert sich Lau folgendermaßen: „Wollte man Gott lieben ohne Absehen auf die Seligkeit, so man dabei genießt, so würde man ihn in der That theilen und seine Güte und Liebe von seinen andern Vollkommenheiten trennen. Überdies fordert auch die Natur der Liebe, daß die geliebte Sache ein gewisses Gut in sich fasse, welches mir auch Nutzen und Vergnügen bringen könne; sonst zwar eine Bewunderung, nicht aber eine wahre Liebe statthaben würde. — Wobei auch dieses zu merken, daß eine Seele auch das süße Gefühl der Gnade in dieser Welt gar gern verleugnet, sobald sie siehet, daß finstre und harte Führungen mehr zur Verherrlichung Gottes gereichen, welche Gelassenheit aber wieder die größere Seligkeit bringt, daß es also unmöglich ist, Gott ohne Vergnügen und Nutzen lieb zu haben." — Über das den Pietisten zum Vorwurf gemachte, die Rechtfertigung hinter die Heiligung zurückstellende Ringen nach Vollkommenheit äußert sich Lau in folgenden Sätzen: „Wie könnte ein Mensch Christum aufrichtig lieben und nicht immer nach der Voll=

kommenheit streben? — welches contradictio in adjecto, wie die Gelehrten sagen, oder ein offenbarer Widerspruch in Wort und Sache wäre. Wer die Lehre, der Mensch könne nicht vollkommen werden, dazu gebrauchet, nur im geringsten seinem Fleische und Blute nachzugeben, der ist noch unvollkommen genug und kann sich versichert halten, er könne viel vollkommner werden. Frägt aber ein Angefochtener, ob alle auch die geringsten Bewegungen der Erbsünde in ihm müssen getödtet worden sein, ehe er der evangelischen Vollkommenheit sich zu trösten ein Recht habe: so wissen Kinder Gottes aus heiliger Schrift gar wohl, wie sie diese Frage in herzlicher Demuth mit Nein beantworten sollen, ohne daß sie in der Liebe matt und im Ernst nachlässig werden. Denn darum redet Gottes Wort von dem Kampf der Gläubigen, daß er bis in den Tod müsse geführt werden, worauf dann erst, nach diesem Leben, die völlige Überwindung folget. 2. Tim. 4, 7, 8. Offb. 2, 10."

Über das Verhältnis von objektiver Gnade zu dem subjektiven Gefühl derselben urtheilt Lau, nachdem er auf die Unbeständigkeit des Gnadengefühls hingewiesen, so: „Obgleich bei dem Weichen der ersten Süßigkeit" (d. i. des meist den Neubekehrten geschenkten lebhafteren Gefühls der Gnade) „die Sünde zuweilen wieder scheint stark zu werden, so gewinnt sie doch bei denen, die an Christo Jesu und seiner Erbarmung festhalten, nichts; nur die Kämpfe dawider werden etwas mehr und härter. Ja eben dieses bringt nachgehends mehrere Erfahrung und Festigkeit, indem das Herz von dem Gefühl, so etwas unbeständiges und wankendes ist, mehr auf das Wort der Verheißung geführt und auf dasselbe fest gegründet wird: wie dies auch Johannes anzeigen will, wenn er von den

Jünglingen schreibt, sie sollten stark sein und das Wort Gottes bei sich bleiben lassen, welches ist das Wort der seligen Verheißung Gottes in Christo Jesu, als in welchem soviel theure Gnade der Seele zugesaget, und mit einem Eide bestätigt wird. Diese Gnade nun, der ein evangelischer Mensch in Christo Jesu versichert lebet, ist auch ohne sonderbares Gefühl stark genug, seine Seele zur Heiligung aufzumuntern und mit vieler Lust zu erfüllen, dem rechtschaffenen Wesen in Christo immer ernstlicher nachzufolgen."

Zu den Worten des Liedes: „Ich wickle mich in deine Gnade ein" läßt sich Lau folgendermaßen aus: Es geschiehet noch vielmal, daß der Fluch des Gesetzes sie (die gläubige Seele) aufs Neue schreckt und, was die Wiedererhaltung des Ebenbildes Gottes betrifft, noch mancherlei Mängel sich zeigen. Und daher greift sie noch täglich zur Gnade ihres Heilands begierig zu, als welche dasjenige Kleid ist, darin sie sich in ihrer Blöße decken kann. Woraus zugleich erhellet, was durch die Gnade, in welche sich die Seele einwickelt, zu verstehen ist: nämlich die Liebe ihres Heilands, wodurch er sich ihr selbst zur Versöhnung mit Gott und zur Heiligung darbietet. — In dem die Versöhnung, so Christus durch sein Blut erworben, durch den Glauben ergriffen wird, ist der Rock der Gerechtigkeit auf's Neue angelegt, und das Herz findet darinnen den gleichen Schutz und Trost, wie jemand, der in harter Kälte nackend gehen müssen, an einem guten Kleide Hilfe und Rettung findet. — Wie begierig aber die Seele die Gnade Christi ergreife, wird durch das Wort „einwickeln" angedeutet. Sobald ich nur etwas von der Gnade meines Heilands im Glauben zu fassen kriege, ziehe ich soviel

davon zu mir, daß ich mich ganz und gar damit umhüllen und bedecken kann. Und gewiß, so gehet es demjenigen Menschen, welcher ein zartes Gewissen hat, daß er gar bald auch die kleinsten Abweichungen vom rechten Wege merket, die Unruhe des Herzens leichtlich fühlet und Ernst beweiset, in allen Stücken seinem Heiland wohlgefällig zu wandeln. Sobald ein solcher seine Blöße fühlet, sobald fährt er zu, die Gnade Jesu Christi als ein Kleid zu ergreifen und, damit er nicht bei dem Gedanken sich lange aufhalte, wie und was Weise er sich Christi theilhaftig machen solle, wirft er sich ganz in denselben hinein, wickelt dessen Gnade ganz um sich — hüllet sich in die Erbarmung seines Heilands hinein als ein erfrorner Bettler. — — Selig ist, der diese Kunst, sich in die Gnade seines Herrn einzuwickeln, wohl gelernt hat und nicht glaubt, es sei irgend eine Blöße an ihm so garstig, dahin sich das kostbare Kleid der Gnade Christi nicht schicken sollte."

Diese Auslegung des Richter'schen Liedes, die „Seligkeit der Gläubigen" ward oft gedruckt und in weiten Kreisen verbreitet. Lau findet den Traktat in den Händen seiner holländischen Gastfreunde.

Übrigens hat er als echter Sohn des Pietismus sich auch als Dichter versucht. In das Wernigerödische Gesangbuch von 1766 sind nicht weniger als neun von ihm gedichtete Kirchenlieder aufgenommen; kaum eines aber von höherem poetischen Werthe.

Lau's Wirksamkeit als Superintendent. Sein Lebensende.

Der Mann, dessen Rath an allen kirchlichen Reformen in der Grafschaft Wernigerode seit länger denn einem Jahrzehnt den größten Antheil gehabt, war Lau gewesen. Als deshalb Superintendent Gutjahr starb, lag nichts näher als der Gedanke, Lau zu dessen Nachfolger zu machen.

Allerdings war seit der Einrichtung einer Superintendentur in Wernigerode, also seit fast zwei Jahrhunderten, dieselbe ununterbrochen mit dem Pfarramte an der städtischen Hauptkirche verbunden gewesen, und dem konservativen Sinne des Grafen kostete es sicher etwas, von dieser Gewohnheit abzugehen. Auch entschloß er sich nicht eher dazu, als bis mehrere juristische Gutachten die Rechtsfrage, ob das kirchenregimentliche Amt des Superintendenten von dem städtischen Oberpfarramt löslich sei, bejahend entschieden hatten.[44]) So wurde Lau 1742 Superintendent.

War bis dahin sein Einfluß auf die Geistlichen und die Gemeinden der Grafschaft nur ein gelegentlicher und indirekter gewesen, beruhend theils auf dem unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit im brüderlichen Verkehr, theils auf dem Gewicht seiner Stimme bei den Entschließungen des Grafen und den Berathungen des Konsistorii, so wurde das nun anders. Das Amt eines Superintendenten bedeutete in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch mehr als heute. Der Gedanke der Reformatoren, der die Superintendentur in's Leben gerufen, daß nämlich die Einheit kleinerer kirchlicher Kreise im Superintendenten eine persönliche Darstellung finde, daß derselbe über Lehre, Kultus, kirchliche Sitte und Zucht in

seinem Kreise wachen und das geistliche Amt durch persönliche Einwirkung auf dessen Träger stärken solle — dieser reformatorische Gedanke war noch nicht verschüttet unter straff centralisirenden und bureaukratischen Rücksichten, die neuerdings hie und da aus den Superintendenten, wie man es kraß ausgedrückt hat, Schreiber und Briefträger der Konsistorien gemacht haben.

Selbst in kleinen Territorien, wie in der Grafschaft Wernigerode, wo auf engem Raume Summepiscopus, Konsistorium und Superintendent zusammengedrängt waren, bildete die Superintendentur in allen Dingen kirchlicher Verwaltung, welche Lehre, Gottesdienst und Disciplin betrafen, die erste Instanz, und Lau stand somit auch ohne seine regelmäßigen Visitationen in stetem persönlichen Verkehr mit allen Geistlichen und Gemeinden seines Sprengels.

Wie er diese direkten Wege amtlicher Einwirkung auf dieselben im einzelnen benutzte, um das im Leben durchzuführen, was er am grünen Tisch mit geplant und beschlossen — davon liegen uns allerdings nur wenige Nachrichten vor.

Manches, was er gebaut und gestützt, mußte er auch noch mit niederreißen helfen.

In Berlin wehte seit dem Tode des älteren Francke, der das höchste Ansehen beim König Friedrich Wilhelm I genossen, ein veränderter Wind. Jene die Autorität der Schrift und der Kirche mißachtende Richtung theologischen Denkens und religiösen Glaubens, die Lau in seinem Reisetagebuche Naturalismus nennt, und die bisher nicht bloß in Halle bekämpft, sondern auch in Berlin an leitender Stelle proscribirt war, konnte jetzt hoffnungsvoll ihr Haupt erheben. Es war möglich, was früher nicht möglich gewesen, daß eine Kabinets-

ordre den reformirten Kandidaten der Theologie, damit sie erbaulicher predigen lernten, das Studium der Wolff'schen Logik anempfahl; daß eine officielle Anweisung zur erbaulichen Predigt von den lutherischen Kandidaten das Studium Gottsched'scher Rhetorik verlangte und als den Zweck der christlichen Religion die Ausübung der Gottseligkeit und der wahren Tugend bezeichnete, die Besserung der Herzen aber als ausschließliches Ziel der Predigt hinstellte. Mit dem Regierungsantritt Friedrich's II. erhielt diese Strömung neue Kraft. Sie ließ sich nicht nur in der Besetzung einflußreicher kirchlicher Ämter und in officiellen Kundgebungen über die Ziele kirchlicher Amtsthätigkeit spüren; sie rüttelte auch an den Ordnungen der Kirche selbst, zumal sich die alten an höchster Stelle erblichen Unionspläne mit ihr alliirten. Wie schwer man es in Wernigerode empfand, dies und jenes gute Stück alter lutherischer Gottesdienst- und Kirchenordnung auf allerhöchsten Befehl fallen lassen zu müssen, haben wir oben schon angedeutet. Als Superintendent Gutjahr seinen Amtsbrüdern die Kabinetsordre mittheilte, nach welcher der Priesterrock, das Brennen der Kerzen und das Singen der Geistlichen beim Gottesdienst wegfallen sollte, fügte er in unmittelbarer Folge den von ihm gewählten Text zum nächsten Bußtage hinzu. Er lautete: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet u. s. w."

Wie auch Lau Handreichung thun mußte zur Heraufführung dieser neuen Zeit, davon nur ein Beispiel. Die Kirchenzucht in der Grafschaft war streng. Gefallene Mädchen z. B. wurden so lange von Beichte und Abendmahl zurückgewiesen, bis sie während eines Hauptgottesdienstes als Büßerinnen der versammelten Gemeinde gegenüber gesessen, und gleichzeitig der Geistliche in ihrem Namen um

Verzeihung für das gegebene Ärgernis gebeten hatte. Bei Ehebrechern wurde diese Kirchenbuße durch eine bürgerliche Strafe verstärkt und zwar mit nichts Geringerem, als vierwöchentlicher Haft bei Wasser und Brot für den untreuen Gatten und vierwöchentlicher Karrenarbeit für das untreue Weib.[45]).

Nachdem aber 1740 König Friedrich II. seinem Vater succedirt war, ermäßigte 1743 Graf Christian Ernst die Buße „in delicto stupri" dahin, daß „die bisher üblich gewesene und vor dem Altar öffentlich geschehene Kirchenbuße cessiren und es nur bei der von der Kanzel geschehenen namentlichen Anzeige und Abkündigung" sein Bewenden haben solle. Und 1746 mußte Lau seine Geistlichen davon in Kenntnis setzen, des Königs Majestät habe von Pyrmont aus befohlen, „daß die öffentliche Kirchenbuße, so schon zu dero Herrn Vaters Zeiten aufgehoben worden, völlig abgeschafft und Niemand dazu weiter angehalten werden solle!" —

Um den persönlichen Verkehr der Geistlichen und die gegenseitige Anregung zu wissenschaftlicher und praktischer Arbeit zu fördern, richtete Lau Predigerkonferenzen ein, vielleicht dem Vorgange der Klosterbergischen Montagskonferenzen folgend. Die bedeutendsten unter ihnen waren die sogenannten Festkonferenzen an den drei Hauptfesten, die wahrscheinlich während der Nachmittagsstunden der dritten Festtage in der Hofprädikatur stattfanden, und an denen auch Glieder der gräflichen Familie und andere Gäste Theil zu nehmen pflegten. Die Protokolle dieser Konferenzen sind fast vollständig erhalten.[46]) Leider bestätigen sie in frappanter Weise die bekannte Thatsache, daß die Halle'sche Schule, aus der ja die Mehrzahl der Konferenzmitglieder hervorgegangen,

nicht in demselben Maße das Interesse für theologische Wissenschaft, wie das für Frömmigkeit, zu wecken verstand. Nicht die untüchtigsten Schüler der Hallenser waren nach Wernigerode berufen worden. Trotzdem lagert über diesen Protokollen eine bleierne Langeweile. Geben sie, wie anzunehmen, die Konferenzverhandlungen nur annähernd richtig wieder, dann ist die Unfruchtbarkeit derselben selbst für das vom Pietismus betonte Schriftverständnis, sofern zu demselben mehr als eine erbauliche Auslegung gehört, erstaunlich gewesen.

Bedauerlich ist die Allgemeinheit und Kürze mehrerer uns erhaltener Prüfungsprotokolle über theologische Examina, die Lau erst als Konsistorialrath und dann als Superintendent mit jungen und meist in Halle gebildeten Theologen abhielt. Aber auch die wenigen wörtlich berichteten Fragen aus dem Munde Lau's, die offenbar dem Examinanden Gelegenheit zu freierer und längerer Aussprache geben sollten, liefern den interessanten Beweis, wie auch solche Kreise, in denen die Wolff'sche Philosophie übel genug beleumdet war, doch der Einwirkung derselben auf ihr formales Denken sich nicht entziehen konnten.

Übrigens waren es nicht nur künftige Katecheten, Diakonen und Pastoren der Grafschaft, die in Wernigerode geprüft wurden. Viele Examinanden kamen, um sofort nach absolvirter Prüfung und empfangener Ordination in weite Ferne zu ziehen. Es war, wie es scheint, in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts stehende Sitte, daß junge Hallenser Theologen, die durch den König von Dänemark in den Dienst der ostindischen Mission berufen waren oder als Pastoren zu den deutsch-lutherischen Gemeinden Nordamerika's gingen, in Wernigerode geprüft und ordinirt wurden. Auch die

ersten für Westindien bestimmten Missionare der Brüdergemeinde nahmen ihren Weg über die pietistische Harzstadt und hörten hier aus dem Munde der Gräfin Sophie Charlotte das schöne Wort: „Nun denn, gehet hin, und wenn sie euch um des Heilands willen todt schlagen — er ist es werth!" Vom Jahre 1731 bis 1763 lassen sich diese Prüfungen und Ordinationen von Predigern, die nach Amerika, und von Missionaren, die nach Ostindien gesandt wurden, aktenmäßig verfolgen.[47]) Sehr bestimmt heben die Akten hervor, daß sich diese Ordinationen auf Dienste und Ämter in der lutherischen Kirche bezogen, wie auch den Ordinanden ein Religionseid abgenommen wurde, der sie mit den bindendsten Ausdrücken auf die sämmtlichen Bekenntnisschriften dieser Kirche verpflichtete. —

Daß Lau, wie überhaupt der Wernigeröder Pietistenkreis, lebhaften Antheil an den neu entstandenen evangelischen Missionen unter den Heiden nahm und mit Wort und That für sie eintrat, erhellt, wie aus dem Vorstehenden, so aus vielen anderen Thatsachen. Und wie die evangelische Heidenmission dem Pietismus entstammt, so datirt aus jener Pietistenzeit ein bis heute traditionelles, vom gräflichen Schlosse aus gepflegtes Missionsinteresse der Wernigeröder Gemeinden, das auch die schlimmsten Zeiten des der Mission so wenig günstigen Rationalismus überdauert hat. Aber mit gleichem Interesse wie der Noth der fernen Heiden, nahmen sich Lau und seines Gleichen aller geistlichen und leiblichen Nöthe in der Nähe an; und eine ganze Reihe noch erhaltener Anstalten und Stiftungen beweisen, daß jene Bestrebungen und Werke, die wir heute innere Mission nennen, den Wernigeröder Pietisten wohl bekannt waren und von ihnen in den damals möglichen Wegen und Grenzen treulich gepflegt wurden.

Von Neuß und aus dem Anfange des Jahrhunderts stammen die Anfänge des Wernigeröder Waisenhauses. Lau aber war es, der dieser Anstalt am Fuße des Schloßberges, auf einem vom Grafen geschenkten Terrain, ein neues, stattliches Haus baute. Die Mittel zu dem Bau waren, wie seine Weihrede beim Einzug der Waisen in das neue Haus erklärte, als Opfer christlicher Liebe aus nah und fern zusammengeflossen.

„Laß dieses Haus dein Haus sein," flehte er zu Gott im Schlußgebet, „darinnen du wohnen und nie davon weichen wollest. Ich lege dir alle zu deinen Füßen nieder, welche in demselben arbeiten und unterrichtet werden. Richte du dir in aller Herzen einen ewigen Tempel auf. Die Kinder dieses Hauses sind deine Kinder, darum wollest du auch für sie sorgen, nicht nur, daß sie Nahrung und Kleidung haben — welches die Zugabe deines Reiches ist — sondern fürnehmlich, daß sie Jesum Christum als ihren Heiland und Erlöser an ihren Seelen erfahren mögen. Laß uns Alle, die wir für dieses Haus zu sorgen haben, unsre Augen ja auf Keinen, denn auf dich, richten, damit nicht dein Name entheiligt werde."

Das Waisenhaus besteht in Wernigerode noch heute fort und hat seit jener Zeit vielen Hunderten armer Waislein mit der leiblichen Nahrung und Nothdurft jenes Himmelsbrot reichen dürfen, um das hier Lau bittet.

Wie für die Waisen, so wurde in denselben dreißiger Jahren auch für die Wittwen durch Gründung eines Wittwenhauses meist aus den Überschüssen eines wohlhabenden Hospitals gesorgt, und auch diese Anstalt besteht noch heute als ein lebendiges Denkmal pietistischer Nächstenliebe. —

Ein besonders reiches Maß seiner Zeit widmete Lau während seiner letzten Lebensjahre der Leitung der ihm unterstellten Schulen. Und das hat nichts Auffälliges. Man braucht nur die Vorrede zu seiner Katechismuserklärung zu lesen, jene ausführliche Anleitung zum Katechisiren, um sich zu überzeugen, daß er ein geborener Pädagog war. Und man mag über Recht und Segen des Pietismus in der Kirche denken, wie man will, seine hohen Verdienste auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts stehen so außer Zweifel, daß man sie einfach anerkennen muß. Lau entstammte der Hallenser Pietistenschule. Mit Recht hat man den Führer derselben, A. H. Francke, einen Pädagogen „im größten Stile" genannt; es hat seit Luther außer Amos Comenius und Pestalozzi einen größeren als ihn nicht gegeben. Mit den tiefen Einsichten in das Wesen der Erziehung und des Unterrichts, die auch jene Beiden besaßen, verband er eine eminente praktische Begabung, die ihnen fehlte — ein Talent zu gründen und zu leiten, ein Unternehmen richtig anzufassen und mit zäher Energie durchzuführen, wie es überhaupt Wenigen je gegeben war. Darum sind von ihm und seinen Schülern praktische Anregungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Schulwesens ausgegangen, wie in der neuen Zeit kaum vorher oder später.

Luther hat die deutsche Volksschule im Geiste geschaut und gefordert. Francke's Schüler haben sie in's Leben gerufen. Das erste Seminar zur Vorbildung von Volksschullehrern ist Francke's Gründung; die gesetzliche Einführung der allgemeinen Schulpflicht in den aufblühenden und wegen seiner trefflichen Schuleinrichtungen bald vielgerühmten preußischen Staat das Werk seiner Schüler und Anhänger. Francke und seine Schüler sprechen doch nur das göttliche Grund=

gesetz aller christlichen Pädagogik aus, wenn sie eine lebendige Erkenntnis Gottes und rechtschaffenes, thätiges Christenthum als höchstes Ziel aller Erziehung fordern und alle Schulpraxis unter die goldene Regel stellen, daß, wie ein Wernigeröder Konrektor es ausdrückt, „ohne Edukation alle übrige Arbeit der Schule mehrentheils vergeblich ist.“ Aber die Erkenntnis dieses höchsten Ziels macht sie nicht gleichgiltig gegen die anderen, welche von der Schule auch zu erstreben, aber zu jenem höchsten in lebendige Beziehung zu setzen sind. Lehrstoffe und Lehrmethode haben durch die Hallenser Pietisten wesentliche und heilsame Reformen erfahren. Die Lehrstoffe sind dem Bedürfnis einer neuen Zeit entsprechend erweitert. In die Volksschule sind neben Lesen und Schreiben die Muttersprache und neben dem Katechismus die biblische Geschichte als besondere Unterrichtsgegenstände eingeführt; in die höheren Schulen Realien und neuere Sprachen. Die Realschule ist die Gründung des Pietismus. In der Methode hat er das von Baco und Comenius entdeckte Fundament alles Unterrichts, die Anschauung, mit Konsequenz zur Geltung gebracht. Die dialogische oder katechetische Lehrform, „die Seele des Unterrichts“ hat er in denselben eingeführt und in ihm der Wiederholung, der mater studiorum, eine dominirende Stellung angewiesen, welche sie heut bedauerlicherweise nicht mehr inne hat.

Leider besitzen wir so gut wie keine Nachrichten über das, was Lau zur Hebung der grafschaftlichen Volksschulen that. Doch wird nach seinem Tode gerühmt, daß er eine besondere Gabe besessen, sich zu den Kleinen und Einfältigen herabzulassen und verständlich mit ihnen zu reden. Ohne Zweifel wird die Anstellung von Katecheten in den

Landgemeinden der Grafschaft auch für die Schulen, in welchen sie als Helfer zu unterrichten hatten, nicht ohne Segen gewesen sein.

Besser orientirt sind wir über das, was Lau als Ephorus für die Wernigeröder „Oberschule" gethan, eine Lateinschule alten Stils, die ihre Schüler zur Universität vorbereitete.

Sie war nach vielen Seiten hin reformbedürftig, als Lau das Ephorat übernahm. In den Vorschlägen, „zur besseren Einrichtung der Schule in Ansehung der lectionum, der Zucht und äußeren Umstände," die Lau nach dreijährigem Warten und fleißigem Beobachten von den Lehrern einforderte, wird unter Anderem geklagt, wie durch allerlei gröblichen Druck, den thörichte Eltern bei der Versetzung auf die Lehrer ihrer Kinder ausüben, manche Schüler unreif in höhere Klassen aufsteigen; wie durch ähnliche Thorheiten der Eltern den Lehrern die Zuchtübung erschwert wird; wie die sittliche Haltung der Schüler viel zu wünschen läßt; wie dies und allerlei Unfleiß hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Schüler außerhalb der Schule der nöthigen Aufsicht entbehren und als Pensionäre in den Bürgerhäusern ihre Abende beim Gesinde zubringen müssen — Klagen, neben welchen der leidige Trost nicht fehlt, daß es auf andern Schulen nicht besser stehe.

Der Rektor klagt, daß in vielen Gymnasien sich nicht bloß Tertianer, sondern sogar Primaner finden, die von biblischer Historie, vom Inhalt der biblischen Bücher, von ihrer Aufeinanderfolge nicht viel wissen, auch „wenig Sprüche heiliger Schrift auswendig aufsagen können, dagegen sie wohl fünfzigmal so viel heidnische Aussprüche fertig hersagen und daher mehr Ciceroniani denn Christiani sind;" ferner: „daß nicht so wohl hier, als fast in allen Gymnasiis

und Schulen muntere ingenia, die schon in ihrem 10. oder 11. Jahre in tertiam kommen, alsdann gleich aufhören, Sprüche heiliger Schrift auswendig zu lernen."

Dieser Mangel einer ausreichenden biblischen Grundlegung des Religionsunterrichts war offenbar ein Rest der alten Methode, welche die Bibel nur als Fundort für Beweisstellen gebrauchte, auf den unteren Stufen des Unterrichts die Schüler ausschließlich mit dem Katechismus, auf den oberen mit Dogmatik beschäftigte und sie aus der heiligen Schrift nur jene Beweisstellen als „Bewährung" der gelernten und erklärten Glaubenssätze kennen lehrte. —

Nach Eingang der geforderten Gutachten arbeitete Lau selbst einen neuen, Lehrziele, Lehrstoffe, Lehrmethode bis in's Einzelnste behandelnden und nicht weniger als etwa hundert Folioseiten ausfüllenden Lektions- und Lehrplan aus,[48]) der einen glänzenden Beweis dafür liefert, in welchem Maße dem Verfasser Schulwesen und Jugenderziehung Herzenssache waren, mit wie viel Fleiß und Sorgfalt er seine Amtsaufgaben anzufassen pflegte und wie wohl orientirt er den für die Reform einer höheren Schule in Betracht kommenden Fragen gegenüber trat. Die beim Gymnasialunterricht herkömmlichen Unterrichtsstoffe, Lehrbücher, Unterrichtsmethoden in den niederen wie in den höheren Klassen waren ihm wohlbekannt, und er beurtheilte sie mit voller Selbstständigkeit. Auch den Vorschlägen der Lehrer stand er selbstständig gegenüber, manches acceptirend, anderes verwerfend.

So gab er dem übrigens durch treffliche pädagogische Bemerkungen sich auszeichnenden Gutachten des Konrektors, der bei der Stoffauswahl mehr Rücksicht auf den „genius saeculi" und deshalb im Lektionsplan mehr Raum für „mathematica, philosophica, physica, historica, gallica"

fordert, — also aus der Lateinschule ein modernes Realgymnasium machen wollte, nur in maßvoller Weise nach. Auch das von Francke an Stelle des Klassensystems eingeführte Fachsystem adoptirte er nicht — er ließ die Schüler nicht in verschiedenen Lehrstunden je nach ihren Leistungen verschiedene Klassen besuchen. Lau's Oberschule blieb Lateinschule und bevorzugte wie alle pietistischen Gymnasien in auffallender Weise das Latein vor dem Griechischen, hatte in Prima für Mathematik und philosophische Propädeutik nur je eine, für Geschichte und Geographie drei, für Französisch und Physik überhaupt keine Lehrstunden.

Aber auch für Religion in den beiden oberen Klassen nur zwei, wozu aber noch eine „Erbauungsstunde" kam, in welcher man die Schrift praktisch auslegte und „den Weg zur Gottseligkeit zeigte." In den oberen Klassen wurde Glaubenslehre nach der Freylinghausen'schen damals viel gebrauchten „Grundlegung" getrieben, in den unteren Katechismus und biblische Geschichte; letztere nach dem ersten brauchbaren von dem Pietisten Hübner verfaßten Historienbuche.

Im Griechischen las man außer dem neuen Testamente nur Auszüge aus den Klassikern nach Geßner's Chrestomathie, im Lateinischen hingegen wie in Kloster Bergen neben Curtius, Cicero, Livius und Tacitus auch Virgil, Ovid und Horaz.

Für die praktische Durchführung seines neuen Lehrplans sorgte Lau durch regelmäßige Inspektionen, Lehrerkonferenzen und Examina, von welchen letzteren nach halle'scher Weise zwei im Jahr öffentliche waren und das Interesse der Eltern an den Leistungen der Schule und den Fortschritten ihrer Kinder beleben sollten. —

Ein Werk pietistischer Nächstenliebe, das bis heute fortbesteht, verdankt dieser Lau'schen Schulreform sein Dasein. Der erwähnte Konrektor hatte in seinem Gutachten unter den wünschenswerthen äußeren Einrichtungen der Schule neben einem Alumnate auch ein Konvictorium, eine Speiseanstalt für ärmere auswärtige Schüler, genannt und unter andern Mitteln und Wegen, die Kosten eines solchen Unternehmens zu decken, auch regelmäßige Kirchenkollekten nach Weise derer, die bereits für Theologiestudirende in Halle gesammelt wurden, bezeichnet. Nach Lau's Tode erst, aber auf seine Anregung, kam dies Werk zu Stande, das nunmehr fast anderthalb Jahrhunderte hindurch seine Wohlthaten großen Scharen bedürftiger Schüler der Wernigeröder Oberschule gespendet hat. —

Wenn man die Akten über Lau's Thätigkeit als Protephorus der Oberschule durchsieht; zu dem, was er für diese eine der ihm anvertrauten Schulen gethan, das hinzurechnet, was sonst seine vielen Ämter an innerer Sorge und äußerer Arbeit ihm auferlegten, und wenn man sich dessen erinnert, daß er von Haus aus mit einem besonders kräftigen Körper nicht ausgestattet war, dann werden einem seine häufigen schweren Erkrankungen und sein frühes Ende wohl verständlich. Als Schüler litt er schon an einem „malum hypochondriacum“, jedenfalls die Folge jenes maßlosen, eisernen Fleißes, mit dem er auf dem Gymnasium seinen Studien oblag. Während der dreißiger Jahre seines Lebens brachten ihn zwei schwere Krankheiten, wie er selbst erzählt, dicht an die Pforten des Todes.

Schwachen oder kranken Lungen ist das Wernigeröder Klima nicht immer zuträglich, und es scheint, daß Lau während seiner letzten Lebensjahre an der Lunge gelitten,

und daß sein frühes Ende durch eine Schwindsucht herbeigeführt wurde.

Nach längerem Kränkeln brauchte er gegen Herbst 1746 eine Brunnenkur. Nach derselben traten heftige Fieber ein, von denen er nicht mehr genas.

Aus seinen Äußerungen während dieser letzten Krankheit hat man einen ganzen Traktat zusammengestellt. Wir beschränken uns auf die Mittheilung einzelner Worte. Sie eröffnen uns einen klaren Blick in das Innere des schwer leidenden Mannes, der sein Ende nahen fühlt, und den doch so viele innige Liebesbande, so viele wichtige Aufgaben und heilige Pflichten in diesem Leben noch festzuhalten scheinen.[49])

„Mein Geist kann in Nichts ruhen," sagte er unter Anderem, „als in Christo. Das Beste ist mir unter der Hand weggekommen; das Schönste mit meinem Leben vergangen. Christum kennen ist das einzige, so mir Ruhe verschafft. Er ist gewiß nicht ein Heiland, der davon läuft in der Noth. Er thut sich zu den Seinen, wie sie ihn brauchen."

Als seine Gattin fragte, ob er hiervon was genösse d. h. die Versöhnung mit Gott recht selig fühle, antwortete er: „Davon kann ich eben nicht sagen. Ich glaub's, weil es im Worte steht. Darauf steife ich mich."

Es führte Jemand den Spruch an: Ob ich schon wanderte im finstern Thal. Lau antwortete: „Ich habe kein finster Thal. Er ist mein Licht; meine Sache ist in Christi Blut gewaschen. Wer im Leben nicht tändelt, sondern greift zu, wie es im Worte stehet, mit dem tändelt es auch im Tode nicht. Ja, lieber Herr Jesu, wenn ich dich nicht kennete, wäre ich ein elender Mensch. Krank sein und

keine Vergebung haben, ist nicht gut. Ich habe Vergebung der Sünden."

„Wenn ich mich jetzt erst bekehren sollte — das wäre mir pur unmöglich. Aber Christum haben, kennen und genießen, das geht wohl an, auch in Krankheit."

Er kam auf die guten Werke und meinte: „Wenn sein Herz darauf kommen wollte, so wollte er sein Angesicht hinhalten, daß ihm Jedermann sollte in's Angesicht speien."

„Ich habe tausend Ursach Gott zu danken. Seiner Sache gewiß zu sein, o, was ist das für Seligkeit! Ich weiß, es gehe zum Leben oder zum Sterben, so bin ich sein um Jesu willen. Ach, sollt ich jetzund meine Sache ausmachen? — Ich bin so schwach als ein Kindlein. Aber sein Geist giebt Zeugnis meinem Geiste, daß ich sein Kind bin. Das sage ich dir, Gott, zu Lobe. Ich weiß, wenn ich in diesem Augenblick sterbe, daß ich deine Herrlichkeit sehen werde und das um Jesu willen."

„Mein Jesu, du hast mir alle meine Sünden vergeben, auch meine Amtssünden. — Ich müßte mich wegen tausend Dinge, sonderlich in meinem Amte, verklagen. Aber Er hat mir alle meine Sünden vergeben, und kein verdammlich Haar an mir wird man in die Gruft legen. An mir ist nichts Verdammliches. Das ist mein Glaubensbekenntnis."

„Ich bin ein greulicher Mensch, ein Muster des Verderbens von Natur. Aber Er hat mir meine Sünden vergeben, sein Blut hat mich gewaschen, und ich schaue sein Angesicht. Das sage ich nicht respectu meiner, sondern seiner — als ein Bettler, der seine Gaben rühmt." —

Zu seinen Kindern sagt er: „Ich habe von ferne gesehn Jerusalem, die neue Stadt, glaubt ihr es auch, meine

Herzenskinder? Der Heiland sagte, ich sollte noch hingehen und in seinem Reiche ihm dienen. Ich bat ihn, er möchte sich doch der Meinigen annehmen. Er sprach, das würde er gewiß thun. Ach, meine allerliebsten Kinder, werdet ihr Jesu das ganze Herz geben? — Als sie mit Ja antworteten, sprach er: das ganze Herz! Es ist bald gesagt. Es kostet wohl ein bischen Mühe. Aber die Gnade macht, daß man's nicht acht'. — Ach, daß sie alle selig würden"!

Seine Frau fragte ihn, ob er denn von ihr gehen wollte? Er antwortete: „Sei ohne alle Furcht und Bangigkeit. Denn Gott, der mich zu dir und dich zu mir geführt hat, wird keine Minute uns eher trennen, bis es nach seinem versöhnten Vaterherzen geschehen kann." Sie fragte weiter: „Zu wem soll ich mich halten, wenn ich im Leiblichen hie oder da Rathes bedarf?" Die Antwort lautete: „Der Geist und die Salbung wird dich alles lehren. Frag' andre Leute auch um Rath. Prüf' Alles und das Beste erwähle. — Dein Vater kann's nicht böse mit dir meinen. Der Herr will dein Gott sein und dein Theil und die Stützen selbst ansetzen, die du brauchst. Dann gab er ihr den Spruch: Sei getreu bis an den Tod. Und weiter: Ich habe dich mit den Kindern sehr oft dem Heiland hingegeben. Jesus, dessen unwürdiger Knecht ich bin, wird seine Hand nicht abziehen. Und wenn's euch auch ginge, wie es andern Kindern Gottes pflegt zu gehen, durch allerlei Trübsal, so wird er seinen Segen häufen und ihn auch mit himmlischen Gütern in euren Schoß messen."

„Ich habe funden", sagt er ein ander Mal, „was mich in dem allerstrengsten Gerichte Gottes in die allergrößte Sicherheit versetzt. — Das ist Jesu Blut und Tod. Darauf verlaß ich mich."

„Es ist ein Siegel seiner Treue, daß er mich etliche Male an die Pforten des Todes geführt — und hatte nichts wider mich.“

„Sei du der Meinigen Gott, sobald sie mich vermissen. Ersetz' es ihnen mit deinem Dasein. Herr Jesu, vielleicht holst du mich in deinen schönen Himmel und machest alles Dinges ein Ende. Ich bin nicht nur morgen, sondern von Herzen auch heute schon bereit und willig, mein Hüttlein abzulegen und mein Plätzchen einzunehmen, das mir wird angewiesen werden. — Der Herr Jesus hat mich mit seinem Blut gewaschen und mir alle meine Sünden vergeben. — Leb' ich, so leb' ich dir; sterb' ich, so sterb' ich dir. Du weißt wie ich mich gesehnet, dein ganzes Eigenthum zu sein. Ich opfere mich dir ganz auf; kehre dich nicht an der Meinigen und anderer Menschen Zärtlichkeit. Soll ich leben oder sterben, kehre dich nicht an meinen Willen. — Ich weiß ein ander und besser Leben, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen zu deiner Rechten immer und ewiglich. Sei du der Meinigen ihr Gott und nimm mich hin in deinen schönen Himmel.“ —

Mannigfache Beweise der herzlichsten Theilnahme empfing Lau während dieser letzten Wochen von allen Gliedern der gräflichen Familie. Von dem Grafen Christian Ernst, der ihn mehrmals besuchte, nahm er mit folgenden Worten Abschied: „Ich danke für alle erwiesene Gnade. Machen Sie, daß Sie nachkommen. Der Herr Jesus sei nach mir Hofprediger und mache das gut, was ich versäumt! Ich weiß, ich finde Sie wieder vor Jesu Throne. Der Herr sei Ihre Stärke: Sie werden es noch oft nöthig haben in diesem armen Leben. Der Herr Jesus schenke Ihnen

ein leises Ohr, auf die Zucht seiner Gnade zu merken, und ein stilles, betendes Herz, so werden Sie schon nachkommen."

Zur Gräfin Sophie Charlotte sagte er unter anderem: „Er wird Sie noch mit tausend Siegeln befestigen und durch das Blut der Versöhnung, das ich Ihnen gepredigt, zum Himmel bringen. Bleiben Sie nur bei dieser Quelle und ermahnen Sie Ihre Kinder dazu. Es hilft mir nichts, was ich gelernt habe, nicht Theologie, Wissenschaft und Künste, nichts als mein Glaube, den ich wie ein Kind gehabt, und das einfältige Abbasagen. — Ach! welche eine Glückseligkeit, daß ich an Jesu Wunden Theil habe"! —

Den Erbgrafen, seinen alten Schüler, ermahnte er: „Bleiben Sie ja treu und glauben Sie: hier sind keine Kronen. Verachten Sie Alles, was Ihnen Christum will gering machen oder hindern, daß er sich nicht in Ihnen verkläre."

Als ihm in der Nacht vor seinem Tode das Athmen schwer wurde, bat er von Neuem, man möge für ihn beten. Er selbst seufzte: „Herr Jesu, komm doch bald! Herr Jesu, sanft und selig. Allzu unsanft möchte ich es nicht tragen können. Behüte mich für Ungebehrde. Brich sanft mein Hüttlein ab. Komm! ist die Stimme deiner Braut. Komm! rufet deine Fromme. Sie ruft und schreiet überlaut: Ach komm, Herr Jesu, komme."

Die letzten Lieder, die er sich vorsagen ließ, waren: „Die Seele Christi heil'ge mich" und „Christus, der ist mein Leben."

Seiner Frau gab er noch einmal den Spruch: „Sei getreu"; einem andern Anwesenden das Wort: „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu

sitzen"; einem dritten rief er zu: „Die offenen Wunden Jesu lassen Sie sich nie verdecken noch verdunkeln."

Nach drei Uhr Morgens „sah man an seinem Angesicht eine ganz ausnehmende Freundlichkeit, als wenn er für Freude hätte lachen wollen. Seine Augen waren gen Himmel gerichtet und er sprach: Ei! Ach! — Dieser freundliche Anblick dauerte eine Viertelstunde, worauf er stärker und schwerer zu athmen begann und gegen vier Uhr in seine ewige Ruhe einging."

Lau starb am Morgen des 14. November 1746. —

Wir schließen mit einigen Bruchstücken aus den Nachrufen, mit welchen Lau's Amtsbrüder in der Öffentlichkeit sein Andenken ehrten. Gewiß hat auch auf ihre Abfassung das alte: de mortuis nil nisi bene seinen Einfluß gehabt. Aber wenn man dem auch Rechnung trägt und den Ton dieser Nekrologe und Epicedien etwas nüchterner stimmt, so bleibt immer genug übrig, was zu unseren obigen aus andern Quellen geschöpften Mittheilungen trefflich paßt [50]).

In dem ausführlichsten dieser Nekrologe heißt es: „Die Schrift nennt sechs Stücke köstlich:

1. Einen durch's Feuer bewährten Glauben. 1. Petri 1, 7. Den hatte Lau. Er hat viel innerlich und äußerlich gelitten und ist in vielen Tiegeln wohl bewähret worden.

2. Ein festes Herz. Ebr. 13, 9. Das war in ihm durch Gnade. Er war gewiß voll Löwenmuth, Festigkeit und besonderer Inbrunst im Geiste.

3. Den verborgenen Menschen des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geiste. 1. Petri 3, 4. Das ist nicht nur ein guter Weiber-, sondern auch ein guter Männerschmuck, sonderlich der Brautführer, welche die Seelen zum Herzen Jesu bringen sollen. Was anlanget seinen verbor-

genen Menschen, so ist mir allezeit der Ausdruck eines auswärtigen rechtschaffenen Lehrers, den er von Lau gebrauchet, eindrücklich gewesen: Betrüger pflegen gerne Bleistücke zu übergülden, aber der treue Lau ist ein überbleites Goldstück. Man sieht ihm im Äußern nicht an, was für ein köstliches Gold und Kleinod in ihm verborgen liegt.

4. Er hatte auch das vierte Köstliche: daß er sowohl in seinem Lehramte als in seinem Vorsteheramte immer den köstlichen Weg der Liebe ging. 1. Cor. 12, 31. Er ließ gewiß allezeit Liebe bei allem Ernste walten.

5. Ferner hatte er das fünfte Köstliche, was wir Klagelieder 3, 26—28 finden: Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hülfe des Herrn hoffen. Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage, daß ein Verlassener geduldig sei, wenn ihn Etwas überfällt.

6. Zuletzt fehlte ihm nicht das Köstliche aus dem 147. Psalm: Lobet den Herrn, denn unsern Gott loben, ist ein köstlich Ding. Er trug unter allerlei geistlicher und leiblicher Angst, Noth und Leiden eine mehr lobende und dankende, als seufzende und klagende Seele mit sich herum, daher er auch mit Loben und Triumphiren heimgefahren ist." —

Derselbe Geistliche, der dem heimgegangenen Lau letzteres nachrühmt, hebt unter seinen persönlichen Eigenschaften neben seinem klaren Verstande, der ihn namentlich zur geschickten Einleitung und Durchführung neuer Unternehmungen befähigt habe, noch folgende hervor: Er habe auf die „Realität" gesehen und Nebendinge von der Hauptsache wohl zu unterscheiden gewußt. Allezeit habe er sich die innere Sammlung bewahrt, und nie sei an ihm etwas Zerstreutes zu bemerken gewesen. Ohne Klagen habe er viel Schweres in der Stille getragen

und für sich durchgekämpft. Er habe „amorem pastoralem purum“ besessen und deshalb die Gabe, geduldig und muthig fortzuarbeiten, wo er auch nicht gleich Erfolge gesehen. Durch kluges Ansichhalten und Warten auf die rechte Zeit habe er viel ausgerichtet.

Ein andrer Geistlicher faßt sein Urtheil über Lau in den kurzen Satz zusammen: „Sein eigentlicher Charakter steht Ps. 32, 2.: Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet, in deß Geiste kein Falsch ist“ und Joh. 1, 47.: Siehe ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.“ Ein dritter schreibt: „Er blieb immer bei dem, was sein eigentliches Geschäft war, und kümmerte sich nicht um fremde Dinge.“ Ein vierter: „Er hatte eine feine Gabe des Umgangs mit Andern. Man kam nie ohne Segen von ihm. Redete er auch oft weniger, so war solches desto nachdrücklicher. Dazu besaß er eine besondere Gabe, redliche Gemüther in Einigkeit zu erhalten. Er ließ gegen Redliche und Bekehrte auch nicht einmal in seinem Gemüthe etwas aufkommen. Hatten Andere etwas, so suchte er solches zum Besten zu kehren. Er besaß ein thätiges Mitleiden mit fremder Noth; sonderlich der Glieder Christi Noth lag ihm als seine eigene am Herzen. Die, welche in Seelennoth waren, gingen gewiß nicht ungestärkt von ihm. Er hattte selbst vieles erfahren; darum wußte er auch mit andern Mitleid zu haben.“

Durch alle diese Urtheile zieht sich aber das rühmende Zeugnis von Lau's ganz besonderer Gebetsgabe, seiner völligen und beständigen Resignation in Gottes Willen und seinem unausgesetzten Forschen und Leben in Gottes Wort. —

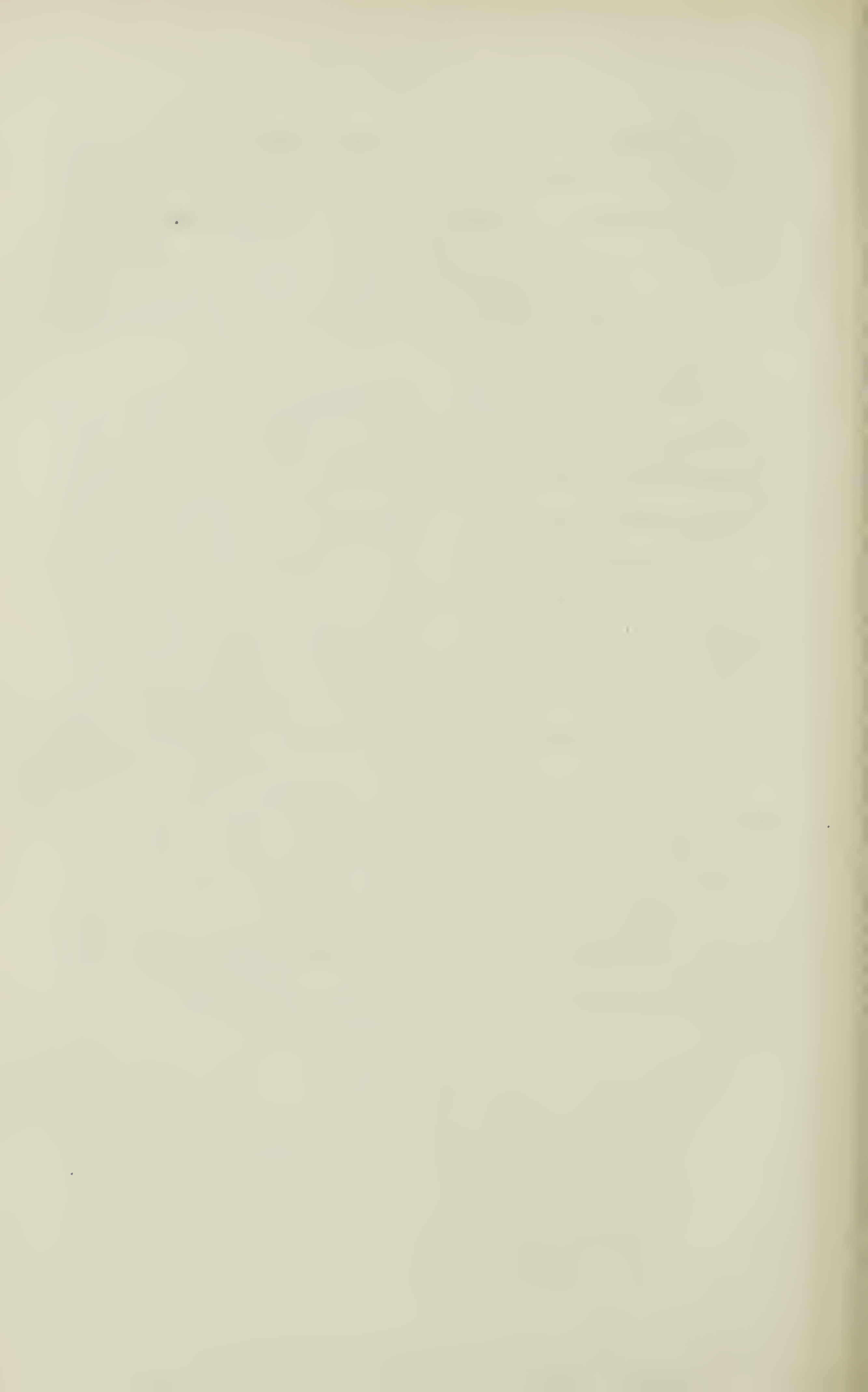
Eine große Revolution auf dem Gebiete der Kirche begann, als Lau aus seiner irdischen Arbeit abberufen wurde. Sie fegte an vielen Orten wie ein Orkan hinweg, was der Pietismus zu Stande gebracht. Die stillen Hütten Gottes in der Grafschaft Wernigerode, an denen Lau mitgebaut, blieben von dieser Zerstörung verschont. Lau hatte bei Lebzeiten noch Klage geführt über das neu aufkommende Geschlecht von Theologen, dem keine Fundamentalwahrheit der Offenbarung mehr gewiß sei. In die Grafschaft haben diese „ad naturalismum inclinirenden" Jünger einer neuen, die Vernunft als Richterin in Sachen der Offenbarung verehrenden Theologie nie recht Eingang gefunden.

Bis in's Jahr 1771 lebte Graf Christian Ernst. Klare Bekenntnisse aus seinen letzten Lebensjahren deuten auf eine Vertiefung seines inneren Lebens im Sinne des Pietismus hin, nicht auf einen Ausgleich mit dem mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden und auch in Berlin nun tonangebenden „vernünftigen Christenthum." Nach einer kurzen Regierung seines Sohnes folgte sein Enkel, den Lau noch in seinem letzten Lebensjahre getauft. Graf Christian Friedrich, der Zögling gläubiger Erzieher im väterlichen Schlosse und dann in Kloster Bergen ein Schüler des ehrwürdigen Patriarchen des Pietismus, des Abts Steinmetz, blieb durchaus und nach der innersten Überzeugung seines Herzens den väterlichen Traditionen getreu. So kam es, daß in den Zeiten des Rationalismus und während ringsum in weiten Kreisen die Religion der vernünftigen und moralischen Gottesverehrung die Herzen kalt ließ und die Sitten nicht besserte, die Grafschaft Wernigerode eine Oase in der Wüste bildete, wo unten von allen Kanzeln das alte Evanlium verkündigt wurde und oben auf dem Schloß hervor-

ragende Männer aus allen deutschen Gauen, die dem flachen Strom der Aufklärung nicht gefolgt waren, sich als Gäste zusammenfanden — Glieder jener kleinen Gemeinde, welche den alten Glauben in bessere Zeiten hinüber rettete. Ein Lavater, Goekingk, Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, Jung Stilling, Sailer gehörten zu diesem Wernigeröder Freundeskreise.

Als in den neunziger Jahren des ablaufenden Jahrhunderts ein Rationalist durch ein Mißverständnis in die Grafschaft Eingang gefunden, wurde ihm auf die angemessenste Weise eröffnet, daß seine Verkündigung den Bedürfnissen seiner Gemeinde nicht entspreche, und diese Kundgebung hatte den erwünschten Erfolg, daß er ging. Erst im Anfange unseres Jahrhunderts scheinen, in Ermangelung Anderer, einige Rationalisten in ländliche Pfarrstellen Eingang gefunden zu haben. In den meisten Pfarrämtern der Grafschaft wurden die letzten Vertreter des alten Spener-Francke'schen Pietismus von den ersten Vertretern des neu erwachten Glaubens aus dem Kreise des Baron von Kottwitz abgelöst.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß in dem kleinen streng pietistischen Harzterritorium trotz der Nähe Halle's, wo die Theologie rationalistisch gelehrt, und Magdeburgs und Halberstadts, wo die Kirche rationalistisch regiert wurde, der Rationalismus nie recht Wurzel gefaßt hat.



Samuel Urlsperger,

Senior in Augsburg.



Jugendjahre.

Trotz des Widerstandes, den eine um die Reinheit der Lehre und den Bestand kirchlicher Ordnung aufrichtig besorgte, zuweilen auch auf die Erfolge der Pietisten eifersüchtige Orthodoxie ihm entgegensetzte, und trotz der Bundesgenossenschaft, den diese Orthodoxie an einem bekehrungsscheuen Weltsinn und hie und da an jenem Katholicismus fand, der jeder Lebensregung auf evangelischem Gebiete übel wollte, machte der Pietismus so unaufhörliche Fortschritte, daß er gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der deutsch-lutherischen Kirche unzweifelhaft eine dominirende Stellung einnahm.

Nachdem sein bedeutendster Widersacher aus orthodoxem Lager, der kursächsische Oberhofprediger Valentin Löscher, den literarischen Kampf gegen ihn aufgegeben — das geschah im Anfang der zwanziger Jahre —, trat von dieser Seite auf wissenschaftlichem Gebiete kaum noch ein nennenswerther Gegner wider ihn in die Schranken.

Was der auch in der deutschen Wissenschaft immer mächtiger vordringende Rationalismus bekämpfte, war nicht sowohl das specifisch Pietistische, als das allgemein Christliche, und der Kampf gegen diesen Feind eine gemeinsame Aufgabe der Orthodoxie wie des Pietismus — der leider beide nicht

gewachsen waren. Wo sich an den Höfen, in der Aristokratie, überhaupt in den höheren und gebildeteren Ständen, ein lebendigeres Interesse für Religion und Kirche fand, kleidete es sich fast immer in pietistische Formen.

In der Geistlichkeit, namentlich der älteren Generation, war zwar der Widerspruch gegen den Pietismus nicht verstummt; die tonangebenden Männer gehörten aber, wenn nicht zu den Jüngern der Hallenser theologischen Schule, so doch zu den Verehrern und Gesinnungsgenossen Spener's. Süddeutschland bildete in dieser Beziehung am wenigsten eine Ausnahme, wenn auch die gemüthlichere süddeutsche Art dem Pietismus etwas von der Schärfe nahm, mit der er in Norddeutschland aufzutreten pflegte. Als Francke die bekannte Reise durch Süddeutschland machte, gestaltete sie sich zu einem wahren Triumphzuge. In den beiden größeren süddeutschen lutherischen Territorien, im Württembergischen und Ansbach'schen, hatten die pietistischen Anschauungen einen leitenden Einfluß auf den Gang der kirchlichen Dinge gewonnen, wenn es auch, wie wir unten hören werden, in Württemberg nicht ganz der Hallenser Typus war, der ihnen ihren besonderen Zuschnitt gab. Die kleineren lutherischen Reichsstände im Hohenlohischen, Limpurgischen, Castell'schen, Öttingenschen u. s. w. waren fast durchweg pietistisch gesinnt, und in den Städten gab es mindestens eine starke Partei, die für eine Neubelebung der Gemeinden im Sinne des Pietismus wirkte. —

Wenn man um diese Zeit, in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, nach Männern gefragt hätte, die vor andern erfolgreich die Grundsätze des Pietismus in Süddeutschland verträten, es würde von jedem über kirchliche Dinge daselbst einigermaßen Unterrichteten

der Senior Urlsperger in Augsburg als einer der ersten genannt worden sein.

Großartige literarische Leistungen waren es nicht, worauf der ausgebreitete Ruf dieses Mannes beruhte, den noch 1783 der Historiker Spittler zu den pietistischen Berühmtheiten Süddeutschlands zählt. In dieser Beziehung steht Urlsperger, ein Sohn Württembergs, hinter andern Württembergern seiner Zeit weit zurück. Es war vielmehr seine geistgesalbte, in mancherlei Arbeit und Kampf und auch im Feuer des Martyriums bewährte Persönlichkeit, es war eine reichgesegnete und weit über die Grenzen seiner süddeutschen Heimath hinausgreifende Thätigkeit zum Bau des Reiches Gottes, was ihn wie wenig andere Süddeutsche in weiten Kreisen bekannt machte und in Verbindung mit solchen brachte, die wie er für das Kommen des Reiches Gottes ein warmes Herz und rührige Hände hatten. —

Samuel Urlsperger, dessen fast vergessenes Lebensbild wir nach den leider recht dürftigen uns erhaltenen Urkunden im Folgenden zeichnen wollen, gehört zu jenen Vertretern des Pietismus, deren Leben und Wirken den Irrthum gründlich widerlegt, daß den Pietisten der weite Blick für die großen Reichsangelegenheiten im Reiche Gottes und ein umfassenderes über die Bekehrung einzelner Seelen hinausgehendes kirchliches Interesse gänzlich gemangelt habe.

Er entstammte einer bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs in Ungarn und Steiermark angesessenen, dann aber um ihres evangelischen Bekenntnisses willen vertriebenen und nach Württemberg ausgewanderten Familie[1]) und wurde am 31. August 1685 als der Sohn des herzoglichen Stabsverwalters zu Kirchheim unter Teck geboren. Sein Bildungsgang war der damals schon gewöhnliche Württember-

gischer Theologen. Nachdem er die Kirchheim'sche Stadtschule bis in sein vierzehntes Lebensjahr besucht, absolvirte er den niederen und dann den höheren Gymnasialkursus im Kloster und wurde in seinem achtzehnten Jahre Stipendiat in Tübingen. Hier widmete er sich zunächst den allgemeinen Wissenschaften und zwar mit so gutem Erfolg, daß er nach zwei Jahren die philosophische Magisterwürde erlangte — der erste unter zwanzig Mitbewerbern — und nunmehr das eigentlich theologische Studium beginnen konnte. Leider wurde dasselbe durch ein langwieriges Fieber unterbrochen, das ihn Tübingen zu verlassen und in seine Heimath zurückzukehren nöthigte. Doch vernachlässigte er auch hier seine Theologie so wenig, daß er 1707 vor dem Stuttgarter Konsistorium eine theologische Prüfung bestehen und auf Grund derselben wieder in das Tübinger Stift eintreten konnte. Hier zog er bei einer öffentlichen Disputation über eine Streitschrift des berühmten Tübinger Kanzlers Jäger gegen Locke und Poiret, an der er sich als Respondent betheiligte und die in Gegenwart des herzoglichen Hofs stattfand, die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich und erhielt in Folge dessen ein herzogliches Stipendium zu gelehrten Reisen im Auslande.

Das nächste Ziel dieser Reisen, die er im August 1708 antrat, war Erlangen, damals noch nicht Universität, sondern eine markgräflich-brandenburgische Ritterakademie. Obwohl er hier gelegentlich sich im Französischen weiter bildete und die Anfänge des bürgerlichen Rechts hörte, so galt doch sein Aufenthalt nicht bloß der Akademie und den Wissenschaften. Seit langen Jahren war sein Elternhaus mit dem des damaligen Akademie-Direktors, eines von Kirchheim unter Teck nach Erlangen berufenen Hofraths Chr. Fr. v. Jägersberg,

befreundet. Im fleißigen Verkehr mit diesem Manne und seiner Familie erneuerte er eine alte Jugendfreundschaft mit Jakobine Sophie v. Jägersberg und, als er Erlangen verließ, schied er von ihr als ihr Verlobter.

Letzteres that er nach Ablauf von etwa sechs Monaten, die er auch zu einem Abstecher nach Nürnberg und Altdorf benutzte, und auf diesen Touren während des sehr strengen Winters 1708 bis 1709 geschah wohl, was aus dieser Zeit berichtet wird, daß er einmal in die Gefahr des Erfrierens gerieth.

Seine Weiterreise ging über Jena und Leipzig nach Halle. Der Mann, dessen persönliche Bekanntschaft er hier vor Allem suchte, war selbstverständlich A. H. Francke. Aber kürzer, als sich nach seiner gesammten Geistesrichtung annehmen ließ, verweilte er diesmal hier, und es wird auf Francke's eigne Anregung zurückzuführen sein, daß er, um die in seinem Reiseprogramm stehende Weiterreise nach England auszuführen, Halle so bald verließ. Um diese Zeit ging nämlich ein aus England besuchsweise in sein Vaterland herübergekommener Deutscher, der Francke nahe stand, der englische Hofprediger A. W. Böhme nach London zurück, und Francke's Rath ging wohl dahin, daß Urlsperger die Gesellschaft dieses Mannes, der ihm nach verschiedenen Richtungen sehr nützlich sein konnte, zu seiner Reise dorthin benutze. In der That sollte Böhme für Urlspergers ganzes späteres Leben von großer Bedeutung werden. —

Böhme war ein geborner Waldecker — er stammte aus Oesdorf bei Pyrmont —, hatte in Halle studirt und sich Franckes Vertrauen in hohem Maße erworben [2]. Nach Beendigung seiner Studien und einem kurzen Aufenthalte im Lippeschen, wo wahrscheinlich sein Hallenser Pietismus noch verschärft wurde, war er im Hause des Grafen zu Waldeck

Informator geworden. Als solcher hatte er auch die täglichen Hausandachten im Schloß zu halten gehabt und sich bei denselben zu Äußerungen verleiten lassen, die wegen ihrer Absonderlichkeit und ihres Widerspruchs gegen herrschende kirchliche Anschauungen Aufsehen erregten und dem Superintendenten hinterbracht wurden.

Dieser glaubte sich sofort zur Anklage beim Gräflichen Konsistorium verpflichtet, und Böhme scheute sich nicht, in dem Kolloquium, das man mit ihm anstellte, Überzeugungen auszusprechen, die seine sofortige Entlassung aus dem Gräflichen Hause zur Folge hatten. Als er nun im benachbarten Mengeringhausen unter großem Zulauf weiter Bibelstunden hielt, wurde er des Landes verwiesen.

Unter den Sätzen, die er in jenem Verhör ausgesprochen haben soll, finden sich nach dem Bericht seiner Gegner die für eine überspannte Opposition gegen das herrschende Kirchenthum, für Separatismus und Schwarmgeisterei damaliger Zeit charakteristischen, wie folgende: Man müsse über das äußere Wort hinweg zum inneren kommen und ihm Raum geben im Herzen; durch die meisten damaligen Professoren der Theologie rede der Teufel; es sei besser des Abendmahls sich enthalten, als mit Unwürdigen zusammen kommuniciren[3]. Der letzte Satz enthält eine in separatistischen Kreisen jener Zeit weit verbreitete Meinung, der auch A. G. Spangenberg, wie wir oben schon andeuteten, zustimmte; deren schwärmerische, kirchenzerstörende Konsequenzen aber von seinen Kollegen und Vorgesetzten, G. Francke und Freilinghausen, so wohl durchschaut wurden, daß die theologische Hallesche Fakultät, welcher Spangenberg damals angehörte, als er sich vom Altar der Gemeinde wirklich absonderte und

die Kommunion in Konventikeln zu feiern anfing, seine Amts-entlassung durchsetzte [4]).

Man hätte nach der Analogie anderer ähnlicher Fälle wohl ein Recht, zu behaupten, daß die obigen Sätze nicht sowohl Böhme's eigentliche Meinung, als eine nicht allzu-wohlwollende Auslegung seiner Worte enthielten. Es scheint indessen gewiß, daß derselbe, dessen Inneres sich noch im Gährungsprozesse befand, wirklich zu allerlei unevange-lischen Urtheilen sich hinreißen ließ, als er, in seine Heimath zurückkehrend, hier den schroffsten Gegensatz zu den Idealen kirchlichen und christlichen Lebens vorfand, die er in Halle kennen gelernt und mit jugendlicher Begeisterung in sein Herz geschlossen hatte. Thatsache ist, daß er später in England noch an der erwähnten separatistischen und nova-tianischen Anschauung von der Abendmahlsgemeinschaft fest-hielt. Selbst Francke, zu dem Böhme nach der Verweisung aus dem Waldeck'schen seine Zuflucht nahm, wollte zwar „das Gute, das Gott in ihn gelegt" nicht verkleinern und hoffte mit Bestimmtheit auf eine Klärung alles noch Un-reifen bei ihm, konnte ihn aber doch nicht von aller Schuld freisprechen.

In Halle wurde Böhme einige Zeit am Waisenhause beschäftigt, übernahm dann aber, — jedenfalls durch Francke's Vermittelung, — eine Schule für Deutsche in London und gewann sich hier trotz einer äußerlich sehr kümmerlichen Stel-lung durch sein stilles, demüthiges Wesen, seinen aufrichtig frommen Wandel bald so viele Freunde, daß er im Jahre 1705 vom Prinzen Georg von Dänemark, dem Gemahl der Königin Anna, zum Prediger an der deutschen und lutheri-schen Hofkapelle ernannt wurde. Freilich nicht zum Pfarrer, was, da Böhme die Ordination noch nicht erhalten hatte

und bei seiner Stellung zur Kommunion wohl auch nicht erhalten konnte, unmöglich war. Es kennzeichnet die Werthschätzung, die ihm seitens der Königin und des Prinzen Gemahl zu Theil wurde, daß man ihn trotz dieser Heterodoxie als Hofprediger und neben ihm mit schonender Rücksicht auf seine Sondermeinungen noch einen zweiten deutschen Hofgeistlichen anstellte. Hochgeachtet in weiten Kreisen, blieb er in dieser Stellung bis an sein Ende 1722, und es scheint, als habe er später noch seinem separatistischen Irrthum entsagt. Wie trotz desselben in christlichen Kreisen Englands von ihm geurtheilt wurde, bezeugt das Ehrendenkmal, das man ihm nach seinem Tode in einer Gedächtnisschrift setzte. In ihr heißt es: „Er war ein treuer Hirte, ein großer Prediger, sehr wachsam über die ihm anvertrauten Seelen, ein fleißiger Besucher der Kranken und Nothleidenden, ein Tröster der Betrübten, ein Lehrer der Unwissenden; zwar ein Feind aller Parteiungen, aber doch ein eifriger Vertheidiger der Religion, der Wahrheit des Christenthums, der heiligen, unfehlbaren Lehre des Neuen Testaments. Er führte ein unsträfliches Leben, war ein Muster der Frömmigkeit, ernst in seinem Umgang, demüthig in seinem Wandel, sanftmüthig im Geist, höflich im Bestrafen, aber mächtig und überzeugend in seinen Schlüssen und Beweisen und in seinem Andringen an Herz und Gewissen“ [5]).

Das war der Mann, mit dem Urlsperger von Halle kommend in Wesel zusammentraf, um in seiner Gesellschaft Holland zu durchreisen und in einem uns nicht genannten Holländischen Hafen die Seefahrt nach England anzutreten. Das Schiff, dem sich beide anvertrauten, erreichte aber sein Ziel nicht. Ein furchtbarer Sturm, in dem sie mit knapper Noth dem Untergange entgingen, zwang die Schiffsleute, nach

Holland zurückzukehren. Diese Stunden höchster Gefahr und Angst, in welchen dem jungen Magister die große Frage: Worauf soll ich sündiger Mensch im Leben und Sterben meine Hoffnung setzen? mit einem Ernst wie nie zuvor vor die Seele trat, hinterließen in derselben einen tiefen Eindruck und bleibenden Segen. Wie viel dazu das mit beigetragen, was er in diesen Augenblicken, da der Tod ihn und seinen Reisegefährten Böhme als sichere Beute gepackt zu haben schien, von dem Letzteren sah und hörte, ist uns nicht berichtet. Damals aber faßte Urlsperger den Entschluß, auf seinem Vorhaben, England zu besuchen, nicht zu bestehen, wenn er nicht durch deutliche Weisungen von oben dorthin gerufen werde.

Glücklich nach Holland zurückgekehrt hielt er sich längere Zeit in Utrecht auf, machte die Bekanntschaft der beiden theologischen Berühmtheiten dortiger Universität, des Pontanus und Leydeckers, und hatte sogar das Glück, bei letzterem ein Privatissimum über etliche der neuesten Religionsstreitigkeiten zu hören. Auch benutzte er diesen Aufenthalt, um die angesehensten Städte Hollands kennen zu lernen.

Da traf ein Brief seines längst wieder in London amtirenden Reisegenossen Böhme in Utrecht ein und forderte ihn auf, unverzüglich dorthin zu kommen und ihn während der Abwesenheit des zweiten Hofpredigers Ruperti bei der Predigt in der Hofkapelle und namentlich in der deutschen Savoy-Kirche zu unterstützen. In dieser Einladung glaubte Urlsperger die göttliche Weisung zu sehn, die ihn nach England gehen heiße. Nachdem er sich durch persönliche Vorstellung beim Herzog von Malborough, dem Höchstkommandirenden der damals gegen Frankreich alliirten Heere, der in der Nähe von Donay stand, einen Paß nach Eng-

land verschafft, trat er von Ostende aus die Überfahrt nach Dover an und erreichte trotz der französischen Kaper, die im Kanal kreuzten, wohlbehalten die englische Küste und London.

Die zwei Jahre, die er in England verlebte, wurden ihm durch einen wohl ausgekauften Aufenthalt in der Hauptstadt und durch wohl benutzte Reisen im Lande eine Zeit reichen Genusses für Herz und Geist. Der Umgang mit vielen bedeutenden Männern, zu denen ihm Böhme's und Ruperti's Empfehlung Zutritt verschaffte, ein fleißiges Studium in den reichen Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen Englands, eine fortgesetzte eifrige Beobachtung der kirchlichen Einrichtungen und religiösen Zustände dieses Landes, eine gründliche Kenntnisnahme von dessen Schulanstalten erweiterten mächtig seinen geistigen Gesichtskreis, und sein Herz fand immer neuen Segen im täglichen Umgang mit Böhme, dessen Hausgenosse er war, so lange er in London blieb, und dessen Zuneigung er mehr und mehr gewann. Es waren diese zwei Jahre, wie Urlsperger's Schwiegersohn, doch sicher auf Grund der von diesem erhaltenen Mittheilungen, sagt, eine Zeit „lebendig und kräftig ziehender Gnade."

Zu den für sein ganzes späteres Leben wichtigen Verbindungen, die er in dieser Zeit anknüpfte, gehörte auch die mit den Hauptvertretern der Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntnis Christi.

Das war eine seit 1698 bestehende Vereinigung frommer und angesehener Männer Englands zu dem Zweck, „die lebendige und thätige Erkenntnis Christi" durch geeignete Mittel auszubreiten, wie sie ihnen zu Gebote standen. Deutet schon die Fassung dieses Programms auf irgend einen Zusammen-

hang mit der pietistischen Bewegung des Kontinents hin, so wird derselbe durch die Thatsache zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß das erste Unternehmen der Gesellschaft in der Gründung von Katechismusschulen für Arme bestand, und ein zweites die Versorgung der englischen Kolonien und später auch der dänisch-halle'schen Missionsstation in Indien mit Bibeln und Erbauungsschriften zum Zweck hatte.[6])

Diese Gesellschaft, in deren Unternehmungen die Anfänge der englischen inneren und äußeren Mission enthalten sind, wie die der deutschen unzweifelhaft in den Unternehmungen Francke's und seiner Gesinnungsgenossen, hatte auch auswärtige korrespondirende Mitglieder. Zu einem solchen wurde Urlsperger erwählt, und es sollte die Zeit kommen, da er in dieser Eigenschaft Vielen ein Helfer in der Noth werden konnte. —

Im Sommer 1712 trat er mit etlichen jungen Engländern, die dem auf Böhme's Betrieb in den Francke'schen Stiftungen errichteten „englischen Hause", einer Erziehungsanstalt für Engländer, zugeführt werden sollten, seine Rückreise nach Deutschland an. Wieder nahm er seinen Weg durch Holland und besuchte noch einmal Utrecht, wo er die Mitglieder des zur Schlichtung der spanischen Erbfolgestreitigkeiten versammelten Friedenskongresses sah und von dem Würtembergischen Gesandten v. Hespen[7]) allerlei Freundlichkeiten erfuhr. Von hier ging er über Hamburg nach Hannover, wo er sogar vom Kurfürsten wiederholt in Audienz empfangen wurde, und dann über Braunschweig, Helmstädt und Wolfenbüttel nach Halle.

Wohl empfohlen durch Böhme fand er diesmal bei Francke noch herzlichere Aufnahme. Er sei, so hatte Böhme berichtet, während seines Londoner Aufenthalts nicht nur

selbst in der Erkenntnis des rechtschaffenen Wesens befestigt worden, sondern auch beseelt von dem aufrichtigen Vorsatz, das Gute in seinem Vaterlande zu fördern, weshalb der Herr Professor ihm dann und wann einen Zutritt gönnen und zur Treibung des Werkes des Herrn einige nützliche Anleitung geben wolle.[8])

Länger als bei seinem ersten Besuche blieb Urlsperger diesmal in Halle. Er hielt etlichen englischen Studenten in ihrer Muttersprache Vorlesungen über englische Geschichte, fand wiederholt Gelegenheit zum Predigen, verkehrte mit Breithaupt und Anton, benutzte aber vor allem jede Gelegenheit zum Umgang mit Francke. Das Band inniger kindlicher Verehrung einerseits und herzlichen, väterlichen Wohlwollens andererseits, das damals sich zwischen Beiden knüpfte, bestand bis zu Francke's Tode zum großen Segen für Urlsperger mit gleicher Innigkeit fort.

Nachdem er von Halle aus noch einen Abstecher nach Berlin und Leipzig gemacht, dabei auch Stendal und Magdeburg besucht und in der Hauptstadt des jungen preußischen Königreichs die angesehensten Freunde des 1705 daselbst gestorbenen Spener kennen gelernt, u. a. die Geistlichen Blankenburg, Porst, Reinbeck und den frommen Baron v. Canstein, auch den gerade dort verweilenden Czaren Peter den Großen gesehen — kehrte er über Erlangen nach Württemberg zurück. Hier durfte er im Frühjahr 1713 dem Herzog persönlich über seine Abwesenheit im Auslande Bericht erstatten, die er übrigens nur Dank der liberalen Unterstützungen seitens seines väterlichen Freundes und künftigen Schwiegervaters über vier Jahre hinaus hatte ausdehnen können.

Gewonnen, wie Böhme erklärte, für das rechtschaffene Wesen (Eph. 4. 21), keine andere Gerechtigkeit mehr kennend,

als die im Glauben an den Sohn Gottes, aber auch keine wichtigere und seligere Pflicht, als jede Stunde seines Lebens und jede Kraft seines Leibes und seiner Seele in dessen Dienst zu stellen — erfüllt von dem brennenden Verlangen, in dem Amte, wozu ihn der Herr berufen werde, seinen Namen zu verkündigen und sein Reich zu bauen, zugleich aber mit einem weiten Blick und einem lebendigen Interesse für den Fortgang dieses Reiches draußen in der Welt — so kehrte Urlsperger in sein liebes Württemberg zurück.

Das Amt, wo er im Dienste des Herrn und seiner Gemeinde das verwerthen sollte, was er in seinen Lehr- und Wanderjahren an Wissen, Geschick und Erfahrung gesammelt, ließ nicht lange auf sich warten. Im Sommer wurde ihm das Pfarramt zu Stetten im Remsthal übertragen, und nachdem er seine Braut geehelicht, trat er dies Amt an.

Amtsjahre in Württemberg.

Manche der aus Halle zurückkehrenden jungen Theologen waren durch das, was sie zu den Füßen der Hallenser Meister gelernt, den herrschenden kirchlichen Anschauungen ihrer Heimath entfremdet und sie brauchten sich noch nicht wie Böhme separatistischer Extravaganzen schuldig zu machen, sie brauchten nur ihre pietistischen Theorien in pastorale Praxis umzusetzen, um bald in Konflikte mit ihren kirchlichen Oberen zu gerathen.

Urlsperger war von den pietistischen Idealen geistlicher Amtsführung, wie sie in Halle den künftigen Geistlichen eingeprägt wurden, nicht minder tief ergriffen als andere, und ebenso fest entschlossen, in seiner Heimath ihnen nachzuleben.

Trotzdem hatte er ähnliche Konflikte mit Vorgesetzten und Amtsbrüdern nicht zu fürchten. Denn in keiner lutherischen Landeskirche hatte so wie in der Württembergischen das Kirchenregiment der von Spener ausgehenden Bewegung gegenüber von Anfang an den Weg echt evangelischer Weisheit innegehalten, das Wahre in derselben anerkennend und die gefährlichen Anhängsel fernhaltend, den berechtigten Spenerschen Forderungen zu einer Erneuerung oder Vertiefung des christlichen Lebens entgegenkommend und alle separatistischen, schwärmerischen Übertreibungen mit fester Hand abweisend. So hatte man den Segen des Spener'schen Pietismus für die Gemeinden gehoben und sie vor dem Unsegen eines hie und da unter dem Druck der Verfolgung entarteten Pietismus geschützt.

Dieser Segen ist der Württembergischen Landeskirche bis heute erhalten, und wenn sie auch durch ihre gesammte Vergangenheit, namentlich durch die Wirksamkeit J. V. Andreäs, ja auch durch den Volkscharakter des schwäbischen Stammes für eine richtige Verwerthung der Spener'schen Gedanken wie wenig andere prädisponirt war, so liefert sie doch den lebendigen Beweis, welchen Segen es der gesammten lutherischen Kirche gebracht haben würde, wenn sie eine gleiche Stellung dem Pietismus gegenüber von vorneherein eingenommen und festgehalten hätte. Daß der Pietismus, unter Druck und Verfolgung verbittert und fanatisirt, zur Unterschätzung guter kirchlicher Ordnung, ja zur Opposition gegen dieselbe verleitet wurde, wie vielfach geschah, würde nicht geschehen sein, wenn nicht ein blinder Konservativismus jedes Neue als einen Abfall von der Kirche und jede offene Darlegung ihrer Schäden als ein Attentat gegen dieselbe betrachtet hätte; wenn nicht so viele maßgebende Männer

der Wissenschaft und Kirchenleitung, die nicht ohne Verständnis waren für das Berechtigte in den pietistischen Protesten und Forderungen, trotzdem und nicht selten aus persönlicher Verstimmung über die ungewöhnlichen Erfolge akademischer oder pastoraler pietistischer Praxis, auch aus Unbehagen über die Opfer, die der Pietismus ihrer eigenen Person zumuthete, eine bessere Erkenntnis verleugnet und gegen den letzteren eine schroff ablehnende Stellung eingenommen hätten. —

Württemberg, wo seiner Zeit Spener gelebt, persönlich bekannt und hochgeachtet war, auch von den mit der Kirchenleitung betrauten Persönlichkeiten vielfach zu Rathe gezogen wurde, hatte, als Urlsperger sein Pfarramt antrat, die bedeutsamsten der vom Pietismus begehrten Reformen längst durchgeführt. Schon im Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts waren die kirchlichen Katechisationen, die „Kinderlehren“, auf die Spener so großen Werth legte, kirchliche Ordnung geworden. Zum Gebrauch für dieselben war eine der Spener'schen nachgebildete Katechismuserklärung, die Kinderlehre, herausgegeben, neben welche nachmals (1723) das Konfirmandenbüchlein trat. Konventikel waren zwar mit Rücksicht auf den um die Wende des Jahrhunderts auch in Württemberg sich regenden Separatismus verboten. Doch unterschieden von ihnen schon die 1706 und 1707 erlassenen herzoglichen Edikte sowohl solche Erbauungsstunden, die neben den kirchlichen Gottesdiensten von Geistlichen veranstaltet würden, als auch die durch Hinzutreten von Freunden und Nachbarn erweiterten Hausandachten, und ihre Zulassung beförderte nicht, sondern beschränkte thatsächlich die gefährlichen separatistischen Versammlungen.[9])

Wer das kirchliche Leben Württembergs in seiner Vergangenheit und seinem heutigen Bestande kennt, der weiß,

wie viel beide Einrichtungen, die Katechisationen mit Konfirmanden und namentlich mit Konfirmirten und die häuslichen Erbauungen oder Stunden, dazu beigetragen, ihm mit das Beste zu geben und zu erhalten, was es besitzt.

Den Theologen aber hatte schon ein Edikt von 1694 mit großer Weisheit die Linie vorgezeichnet, die sie der pietistischen Bewegung gegenüber innehalten sollten. Da wird im Gegensatz zu allem Enthusiasmus als das alleinige Fundament aller Lehre die Schrift bezeichnet, neben der neue Offenbarungen und unmittelbare Erleuchtungen in Glaubenssachen weder zu erwarten noch zu erbitten seien. Aber es wird „nach reiner evangelischer Lehre“ unterschieden zwischen bloß historischem und zwischen lebendigem Glauben, zwischen einem bloß buchstäblichem und einem geistlichen Schriftverständnis, zwischen unwiedergebornen und wiedergebornen Predigern, „wenn auch das Amt letzterer darum nicht als unfruchtbar zu erklären sei.“ Es soll den Theologie-Studirenden wohl und eifrig vorgemalt werden, daß sie, wenn sie das System der Glaubenslehre auch wohl in's Gedächtnis gefaßt, die evangelische Lehre mit Zeugnissen der Schrift bekräftigen, die Einwürfe der Gegner gründlich widerlegen, auch wohl ausgesonnene und der Ähnlichkeit des Glaubens gemäße Predigten ablegen können, dabei aber der Welt anhangen u. s. w. — noch nicht zur wahren, seligmachenden Erkenntnis Gottes erleuchtet seien. Die Professoren werden deshalb erinnert, daß sie verbunden seien, die Furcht des Herrn, aller Weisheit Anfang, und also die wahre Pietät und Gottseligkeit bei der studirenden Jugend zu pflanzen, zu erhalten und zu mehren — und nicht nur Gelehrte, sondern vornehmlich fromme und gottselige Leute, die man für Kirchen und Schulen künftighin gebrauchen könne, zu erziehen. Es

werden die unnützen Zänkereien gestraft, bei denen man auch solche Leute Enthusiasten schelte, die doch Geist und Wort Gottes als untrennbar bei den Gnadenwirkungen anerkennen, und es wird rücksichtlich der sogenannten Mitteldinge gemahnt, daß man nichts zu denselben rechne, was unnütze und närrische Spektakel seien, christlicher Ordnung und Zucht zuwider — das seien keine erlaubten, sondern einfach verbotene Dinge. Was aber wirkliche Adiaphora seien, so solle man sie ja nicht in Widerspruch mit seinem Gewissen thun.

Das Edict entsprach den Wünschen Speners in dem Maße, daß er in ihm „den preiswürdigen Eifer der fürstlichen Regierung für das wahre Christenthum" pries und versichert war, daß der Herr nun über der Württembergischen Landeskirche „so viel kräftiger walten und wachen werde."—[10])

In einer solchen Kirchengemeinschaft hatte, wie gesagt, Urlsperger für seine in London und Halle gewonnenen pietistischen Überzeugungen, so lange sie schwärmerische und separatistische Extreme mieden, ernstliche Kollisionen weder mit Vorgesetzten noch mit Amtsbrüdern zu fürchten.

Diese Kollisionen drohten und kamen vielmehr von einer anderen Seite.

Urlsperger's Amtsantritt fällt in eine der dunkelsten Zeiten Württembergs und seines einst an frommen und heldenmüthigen Männern so reichen Fürstenhauses. Es regierte damals Eberhard Ludwig. In zarter Kindheit seines Vaters beraubt, war er zwar von einer frommen Mutter und gleichgesinnten Lehrern sorgfältig erzogen; aber sehr jung zur Regierung gelangt, wurde er durch die aus Frankreich unter dem Schein verfeinerter höfischer Sitte und fürstlicher Omnipotenz in die deutschen Fürstenhöfe eindringende Prunksucht, Genußsucht

und Leichtfertigkeit fest umgarnt und in bodenlose Tiefen der Unsittlichkeit hinabgezogen. Nicht er regierte, sondern eine der schlimmsten Maitressen, die je an einem Hofe und vor einem ganzen Lande Sitte und Recht mit Füßen getreten und die Treue der Unterthanen gegen das angestammte Herrscherhaus und die verordnete Obrigkeit auf die härtesten Proben gestellt haben, ein Weib, in jeder Beziehung schlimmer als irgend eines seiner französischen Vorbilder.

Die Einzelheiten dieser Tragödie, die sich in Württemberg abspielte, als dies Weib, ein Mecklenburgisches Fräulein von Grävenitz, den Herzog zu ihrem willenlosen Sclaven machte und das Land mit unglaublicher Frechheit aussog, der Hof aber unter ihrer Leitung dem Volke das Beispiel der schlimmsten Sittenlosigkeit gab, gehören nicht hierher.[11])

Nur das Nothwendigste, was zur Kennzeichnung der Verhältnisse, in die sich Urlsperger bald als Hofprediger versetzt sah, nicht verschwiegen werden kann, soll hier einen Platz finden.

So groß war die dämonische Macht, welche diese Buhlerin über den mit einer Baden-Durlachischen Prinzessin verehelichten Herzog besaß, daß sie ihn dahin brachte, sich auch noch mit ihr trauen zu lassen; und so groß war die Verblendung des Fürsten, daß er diese Trauung, zu der sich auch wirklich im Auslande ein Geistlicher finden ließ, nachträglich mit der Absicht veröffentlichte, durch einen souverainen Willensakt die Maitresse zu seiner legitimen Gemahlin zu machen. Weil man ihm eingeredet, daß dies sich leichter ins Werk setzen lasse, wenn er katholisch wäre, so trug er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken des Übertritts zur katholischen Kirche, und Papst Clemens XI. betrachtete ihn schon als sichere und willkommene Beute. Den Gegenvorstellungen

treuer Räthe gegenüber berief sich der verblendete Fürst nicht nur auf den Vorgang Heinrichs VIII. von England, sondern sogar auf sein Recht als Summepiskopus, als welcher er in Gewissenssachen Niemand denn Gott Rechenschaft schuldig sei. Freilich mußte er nun erleben, daß die Landessynode ihn an den höheren Richter zur Rechten Gottes erinnerte, der ausdrücklich die Vielweiberei verdammt habe, und daß sie ihm öffentlich erklärte, es könne kein Priester rechtskräftig einem Ehemanne ein zweites Weib antrauen. Dieselbe Synode beschied auch den Hofkaplan auf seine Anfrage, ob er dem Herzoge, so lange er in der Polygamie lebte, das Abendmahl reichen dürfe, dahin: Er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Wort und Befehl nicht weichen, sondern thun, was einem gewissenhaften Theologen zustehe. Das hatte die Folge, daß der Herzog so wenig wie die Grävenitz zur Kommunion zugelassen wurde.

Eine Zeit lang schien es, als sollte noch einmal ein besserer Geist in Eberhard Ludwig siegen. Das war damals, als die Grävenitz auf kaiserlichen Befehl den Stuttgarter Hof und Württemberg verlassen mußte. Noch einmal ermannte sich der Herzog so weit, daß er Hochstetter, einen intimen Freund seines 1704 heimgegangenen Hofpredigers Hedinger, jenes wahrhaft apostolischen, mit jubelnder Glaubensfreudigkeit den heiligen Zeugenernst und Zeugenmuth verbindenden Mannes, in die gerade vakante Hofpredigerstelle berief und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung: Ihn gerade wähle er, weil er mit ihm in den Himmel zu kommen hoffe.

Aber der gute Anfang war nicht von Dauer. Nachdem die Grävenitz eine Scheinehe mit einem Grafen von Würben eingegangen, den man zum Landhofmeister ernannt hatte, kehrte sie als Frau Landhofmeisterin Excellenz an den

Hof zurück und beherrschte als solche den Fürsten und sein unglückliches Land mit schlimmerer Insolenz, denn zuvor.

Als Urlsperger in Stetten einzog, war sie Herrin des dortigen Schlosses. Zu vielen andern Besitzungen, die sie mit unersättlicher Habsucht dem Herzog abgerungen, hatte sie auch Stetten, den stillen, ehrwürdigen Wittwensitz seiner jüngst heimgegangenen Mutter, der frommen Herzogin Wittwe Magdalene Sibylle, gefügt, und in denselben Räumen, in welchen diese nach langem Herzeleid über ihres Sohnes Sünden kaum den letzten Seufzer ausgehaucht, herrschte nun keine andere als die, um welche die heimgegangene ihre zahllosen Thränen geweint hatte. Und nun ging es aber auch mit Eberhard Ludwig auf den alten Wegen und unter dem alten Joch schneller abwärts, denn zuvor; wie ein Schlachtopfer folgte er willenlos seinen Treibern. Um der Grävenitz den Verdruß zu ersparen, den ihr der Anblick der verstoßenen Herzogin bereitete, baute man auf Grundstücken, die größtentheils der Kirche gehörten und einfach confiscirt wurden, mit dem Schweiße und Gute der Unterthanen eine neue Residenz Ludwigsburg. Urlsperger fiel die traurige Aufgabe zu, den Grundstein zur neuen Ludwigsburger Hofkapelle zu weihen. Und damit des Herzogs Gewissen nicht erwache, mußte ein nie endender Wechsel rauschender Lustbarkeiten ihn verhindern, zur Besinnung zu kommen, und Jagd, Tanz, Theater und Reisen mußten in ununterbrochener Folge seine Tage ausfüllen.

In dies Leben gehörten freilich die bis dahin am Hofe üblichen täglichen Betstunden nicht mehr — sie wurden abgeschafft. Der neu berufene Hofprediger Hochstetter legte sein Amt nach wenigen Jahren nieder, und an seine Stelle, in Verhältnisse, denen gegenüber der gereifte Mann die Waffen gestreckt, wurde Urlsperger 1714 erst als Hofdiakonus und

bald als Hofprediger und Konsistorialrath nach Stuttgart berufen. Ohne die Zustimmung der Grävenitz wäre diese Berufung nicht möglich gewesen. Ob sie bei seiner Jugend meinte, sich den Genuß der geistvollen Reden ihres bisherigen Stettener Pfarrers auch bei Hofe verschaffen zukönnen, ohne von ihm ein lästiges Wahrheitszeugnis fürchten zu müssen — wir wissen es nicht. Den tiefsten Grund seines Herzens hätte sie so jedenfalls falsch beurtheilt.

Zwar vergingen Jahre, und die Rechnung schien doch recht zu behalten, daß ein so junger durch die Gunst der Frau Landhofmeisterin so überraschend schnell in eine der ersten geistlichen Stellen des Landes beförderter Geistlicher nimmer es wagen würde, sie und den Hof, den sie dirigirte, anzugreifen. Urlsperger sah genug mit eignen Augen, was ihm wohl ein Eliaszeugnis hätte auf die Lippen legen können — aber er schwieg. Wohl benutzte er sonst seine Stellung, um allerlei Gutes zu Stande zu bringen. So setzte er 1715 eine Landeskollecte für die Hallesche Mission in Ostindien durch und schrieb zu ihrer Empfehlung eine „kurze historische Notiz von dem Missionswerke auf der Küste Koromandel" (Stuttgart 1715). Vor dem Hofe, der nach guter alter Sitte noch wie Tanz und Theater, so auch den Gottesdienst mitmachte, predigte er selbstverständlich das Evangelium. Er redete durchaus biblisch von den großen Thaten Gottes und dem Heilswege. Aber er redete nicht von den ungeheuern Freveln gegen Gottes Gebot und menschliches Recht, die am Hofe, dem ganzen Lande zum Ärgernis, allen Rechtschaffenen im Volke zu tiefem Herzeleid, öffentlich Tag für Tag geschahen. Es fehlte seinen Predigten der Geist Hedinger's, der einst bei seiner Antrittspredigt auf derselben Kanzel dem Herzog zugerufen: Serva princeps animam tuam; der

in einer Neujahrspredigt den Hofleuten „die seinen Herrn verführten, den ewigen Fluch" angekündigt; der, als der Herzog eines Sonntags an der zum Hauptgottesdienst geöffneten Schloßkirche vorüber zu einer bekannten Dame fahren wollte, vor die Pferde trat, auf die Sünde hinwies, deren der Fürst sich schuldig mache, wenn er dem Lande solch böses Beispiel gebe, und dem zornig Auffahrenden sagte: Wenn Ew. Durchlaucht mit einem Käpplein Blutes gedient ist, so fahren Sie zu; ich fürchte den Tod nicht.

Dies unchristliche und unmännliche Schweigen wurde von allen Treuen im Lande herzlich beklagt. Ob sie den Hofprediger und Konsistorialrath an seine Pflicht zu erinnern nicht wagten oder ob sie es nicht recht verstanden, erläutert die Geschichte nicht. Jedenfalls meinte Urlsperger sein Verhalten als von der Liebe und Weisheit geboten vor sich selbst rechtfertigen zu können. Gottes Treue aber sorgte dafür, daß dem irrenden Gewissen die Zurechtweisung zu Theil werde, deren es bedurfte. Urlsperger sollte daran erinnert werden, daß die Liebe auch strafen kann, und daß die rechte Klugheit nicht wider die Wahrheit ist.

Diese Erinnerung sollte er aus dem Munde hören, der ihm ehrwürdiger war, als irgend ein anderer, von dem Manne, deß Wort für ihn eine so unbedingte Autorität besaß, wie das keines seiner Zeitgenossen.

Als A. H. Francke auf seiner süddeutschen Reise im Spätherbst 1717 bis in's Hohenlohische, also dicht an die Grenzen Württembergs, gekommen war, verbreitete sich unter seinen Freunden in Stuttgart das Gerücht, man werde den verehrten Mann in Württemberg nicht sehen, weil er sofort und direkt nach Halle zurückzukehren gedenke. Da plötzlich hörte Urlsperger, der geliebte Freund und Lehrer sei von

Pfedelbach und Oehringen im Hohenlohischen nach Heilbronn gereist. „Kommen Sie soweit,“ schrieb er sofort an ihn, „so sind Sie auch in Stuttgart. Und glauben Euer Hochwürden nur, daß Sie einen göttlichen Beruf, hierher zu reisen, haben. Ich weiß es und bin's gewiß. Wenigstens habe ich die Zimmer in meinem Hause schon für Sie ausgeräumt.“ [12])

Und Francke kam wirklich und blieb vierzehn Tage im Urlsperger'schen Hause. Im mannigfachsten Verkehr mit frommen Geistlichen und Laien fand er Gelegenheit genug, die Dinge zu erfahren, gegen welche Urlsperger hätte Zeugnis ablegen sollen und zu denen er schwieg. Ausdrücklich erwähnt Francke's Reisetagebuch eine Unterredung, die er „des Herrn Hofpredigers wegen“ mit dem Konsistorialdirektor Osiander gehabt. Das war jener fromme Prälat, welcher der Grävenitz auf ihr Verlangen, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, die unerschrockene Antwort gegeben, man bete im Lande kein Vaterunser, ohne ihrer zu gedenken, da sich in jedem Vaterunser die siebente Bitte finde. [13])

Über die Gräuel am Hofe konnte Francke die allergenauesten Berichte aus dem Munde der verstoßenen Herzogin erhalten, die ihn mehrfach an ihre Tafel zog. Und in welch' rücksichtsloser Weise der Herzog mit fremden Rechten verfahre, wenn sie ihm unbequem, sollte er persönlich erleben. Eine vom Konsistorium nach dessen nie bezweifelter Kompetenz ihm aufgetragene Gastpredigt wurde auf herzoglichen Befehl untersagt, und dies Verbot zum Skandal für Stuttgart und das ganze Land erst dann Francke notificirt, als die in großen Scharen herbeigeeilte Gemeinde bereits in der Kirche versammelt war, und auch er sich schon in der Sakristei eingefunden hatte. Und Urlsperger selbst wird sicher-

lich nicht unterlassen haben, die öffentlichen Ärgernisse bei Hofe, an denen er schwer genug trug, dem verehrten väterlichen Freunde mitzutheilen und ihn zu fragen, ob der Weg, den er ihnen gegenüber bisher innegehalten, der rechte sei.

Auch über die Predigtweise Urlsperger's konnte Francke mit eigenen Ohren sich unterrichten. An demselben Sonntage, an dem er auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs, der eingelenkt und das frühere Verbot der Predigt als nicht von ihm ausgegangen bezeichnet hatte, unter ungeheurem Zulauf eine Vormittagspredigt in der Stiftskirche hielt, predigte Urlsperger Nachmittags in der Hofkapelle über die „Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist, und über die Leute, die zu dieser Ruhe eingehen," und Francke war sein Zuhörer.[14])

Nach dieser Predigt muß geschehen sein, was ein vielverbreiteter, aus uns unbekannten Quellen, vielleicht aus mündlicher Überlieferung geschöpfter Bericht erzählt, daß Francke seinem Freunde Urlsperger gesagt habe: „Ich höre, daß deine Vorträge evangelisch sind, aber die Sünden des Hofes berührst du mit keinem Worte. Ich komme also, im Namen Gottes dir zu sagen, daß du ein stummer Hund bist, und wenn du nicht umkehrst und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei heraussagst, so gehst du verloren, trotz aller deiner Erkenntnis." [15])

Weder innere noch äußere Gründe widersprechen der Wahrheit dieses Berichts. Aber wenn auch die Vorhaltung, die Francke seinem jungem Freunde machte, nicht wörtlich so lautete — und sicher hat sie sich auf diese Worte allein nicht beschränkt — schuldig blieb ihm Francke diese Vorhaltung nicht. In einer Zeit, wo ein Übermaß von Ceremoniell und conventioneller Phrase in weiten Kreisen den Verkehr

des Christen mit Christen zur konventionellen Lüge stempelte und namentlich die höheren Stände wie mit einer Mauer gegen die Wahrheit abschloß, gebührt dem Pietismus der Ruhm, mit jener Einfalt, die nur ein fester Glaube verleiht, auch den Großen dieser Erde die Wahrheit gesagt zu haben. Es ist eine stattliche Reihe von Namen — von Spener an, der wegen seiner unerschrockenen Rede dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber aus Dresden weichen mußte, bis auf Moser, der in Württemberg sein mannhaftes Wort mit sechsjährigem Kerker büßte — die zum Zeugnis dessen angeführt werden könnten. Namentlich aber bildete Glaubensmuth, der Menschenfurcht nicht kennt, einen Grundzug im Charakter Francke's. Wie oft widersprach er selbst dem ihm so ehrwürdigen Spener, wenn auch dieser nach seiner mehr vorsichtigen, ängstlichen Art Schweigen empfahl, wo Reden zu Ehren der Wahrheit Francke das Rechte schien. In einem besonderen Traktate, den er unter dem Titel „Nikodemus" veröffentlichte, legte er seinen Zeitgenossen an's Herz, daß „die Menschenfurcht durch die rechte Gottesfurcht ausgetrieben" werde. —

Francke's Wort blieb bei seinem jungen Freunde nicht ohne Frucht. Urlsperger beugte sich rückhaltlos der Wahrheit und erhielt, wie das Francke'sche Tagebuch berichtet, neue Freudigkeit, von ihr Zeugnis zu geben. So völlig er durch Francke's Wort davon überzeugt wurde, daß jede menschliche Klugheit der göttlichen Wahrheit weichen müsse, und daß in einer Situation wie der seinigen, wo ein ganzes Land auf ihn als den berufenen Dolmetscher der Wahrheit schaue, um aus seinem Munde unerhörten Gräueln gegenüber das strafende Wahrheitszeugnis zu hören, ein scheinbar kluges Schweigen doppelt unrecht sei — so entschieden lautete nun auch die Sprache, in welcher er die Wahrheit Gottes vertrat.

An Gelegenheit, eine deutliche, feste Sprache zu reden und, wie Francke verlangte, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, fehlte es nicht. Namentlich scheinen sich in der folgenden Fastenzeit (1718) die öffentlichen Ärgernisse bei Hofe gehäuft zu haben. Seit 1715 hatte die Grävenitz Karnevalslustbarkeiten eingeführt, bei denen die schlimmsten Dinge vorkamen. Es geschah vielleicht auf Anregen Urlsperger's und es war jedenfalls eine Folge Francke'scher Einwirkungen, daß schon im Januar 1718 die Stadtgeistlichkeit zu Stuttgart unter Zustimmung des Konsistorii den Beschluß faßte, diesen Dingen gemeinsam entgegen zu treten, zunächst aber ehrerbietigst um Abstellung jener den Katholischen nachgeäfften Karnevalspossen mit ihren schlimmen Anhängseln zu bitten.

Urlsperger berichtete den Beschluß seinem noch in Augsburg weilenden „Herzenspapa" Francke, und dieser antwortete seinem „Herzensbruder" folgendes:

„Die Karnevalssache ist höchst betrübt, aber pium et prudens factum ministerii ac votum consistorii, dafür deren membra dem Herrn gesegnet sein müssen. Weil nun dies der rechte trames veri rectique ist, wünsche ich nicht allein von Herzen, daß alle und jede ministeriales und consistoriales ganz einmüthig dabei bleiben, und wenn gleich auf das Anbringen Jener keine Antwort erfolget, sich dennoch vom elencho eines solchen enormen und landstürzenden vitii et quidem nominali nicht abbringen lassen, sondern darüber leiden, was Gott über sie verhänget. Wenn's so weit kommt, daß die Laster, ja die schrecklichsten Gräuel, nicht sollten gestraft, noch beim rechten Namen genannt werden, daß es Jedermann verstehen könne — welches doch ein Essentialstück des von Gott verordneten Lehramts ist —,

so gilt hier am allermeisten das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Wollte man bei Hofe einen andern modum gebrauchen, so würde solches für nichts anderes, als für Menschenfurcht und Heuchelei gehalten werden, und gäbe unausbleiblich den ministeriales der Stadt ein großes praejudicium. Des Apostels regula pastoralis ist 1. Tim. 5, 20: *τοὺς ἁμαρτάνοντας* — die öffentlich Sünde thun — *ἐνώπιον πάντων ἔλεγχε ἵνα καὶ οἱ λοιποὶ φόβον ἔχωσιν.*

Daher ist kein Rath für politicos auch primae classis, als daß sie kein Böses thun; so werden sie auch in ihrem Thun nicht durch's Wort Gottes bestraft, zumal da sie ja selbst nicht gern Heuchler zu Predigern haben wollen.

Mir ist so viel Gutes in ihrem Lande widerfahren, daß ich gewiß ungern Jemandem etwas zum Mißfallen rede oder schreibe, noch weniger gern einem treuen Diener Christi durch Eröffnung meiner Meinung ein Leiden zuziehen wollte. Aber wenn ich kein Heuchler sein, noch andere dazu machen will, kann ich nicht anders antworten. Gott mache bei wichtiger Begebenheit einem Jeden das Herz gewiß, damit ja Niemand auf mein oder eines Andren Wort, sondern ein jeder um seines eigenen Gewissens willen und in seinem Glauben sich dem Leiden unterwerfe, so dann auch keinem eine Schande oder Schaden, sondern vielmehr eine Ehre sein wird vor Gott und Menschen, als ein Siegel der Treue und des ungeheuchelten Wesens. Die einige Sorge ist mir, daß in modo elenchi nicht gefehlet werde. Ita fidelitas per preces et prudentiam dabit, victoriam verbum dei, animum, non neglecta consultatione cum fratribus fidelibus, Christus, spiritum s. largiens.“ [16])

In diesem Sinne stärkte Francke seinen Stuttgarter Freund zu treuem Beharren auf dem Wege unerschrockenen Zeugnisses, den dieser nach langem Zögern und Schweigen eingeschlagen; und je deutlicher Urlsperger fühlte, daß er sich mit seinem Schweigen an seinem Amt, an den ihm anvertrauten Seelen bei Hofe, am ganzen Württemberger Lande versündigt, um so weniger war er nun geneigt, sich auf diesem Wege durch menschliche Drohungen zum Stillstehen bringen zu lassen.

Daß aber am Hofe Viele über die Sprache, die er jetzt redete, erstaunt, erschrocken und entrüstet waren, daß die Grävenitz außer sich war über die Kühnheit des Mannes, den ihre Gunst auf die Kanzel der Hofkirche gestellt, und daß der Herzog, wenn einmal nicht umzukehren fest entschlossen, auch die neue Predigtweise Urlsperger's auf die Dauer nicht ertragen würde, verstand sich von selbst. Als dieser am Charfreitage des genannten Jahres wieder in diesem Tone über die herrliche Stelle aus dem Galaterbriefe predigte: „Es sei aber ferne von mir rühmen denn alleine von dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist, und ich der Welt," gerieth der Herzog in solche Wuth, daß er erklärte, er sei Willens gewesen, ihn von der Kanzel herunter zu schießen, und wenn er nicht nächsten Sonntag widerrufe, so werde er beim Reichskammergericht verklagt werden; das könne ihm, da er ein Majestätsverbrechen begangen, leicht den Kopf kosten.

Diese Drohung beantwortete Urlsperger mit der festen Erklärung: Widerrufen könne und werde er auf keinen Fall; er stelle Sr. Durchlaucht anheim, zu thun, was sie für gut erachteten.

Die sofortige Einkerkerung Urlsperger's war die Folge dieser Erklärung, und so groß war der Zorn des Herzogs, daß er von einer Klage beim Reichskammergericht, deren Erfolglosigkeit auch wohl kaum zweifelhaft gewesen wäre, abzusehen, in eigener Machtvollkommenheit kurzen Prozeß zu machen und den kühnen Hofprediger hinrichten zu lassen beschloß. Der feste Widerstand des Ministers von Schütz war es allein, woran dieser Plan scheiterte.

Wenn wir dem oben erwähnten glaubhaften Berichte folgen, so erging wiederholt an den im Gefängnis sitzenden Urlsperger die Aufforderung, zu widerrufen, andernfalls sein Tod fest beschlossen wäre. Da beschied er seine Frau und seine vier Kinder zu sich in den Kerker und fragte sie, was sie ihm unter diesen Umständen zu thun riethen. Hierauf erklärte seine Frau: Zwar würden sie durch seinen Tod in das größte leibliche Elend gestürzt werden; dennoch bitte sie ihn um Gottes willen, die Wahrheit nicht zu verleugnen, damit nicht der Fluch auf ihr und ihren Kindern liegen bleibe. Bestärkt in seinem Entschlusse durch die Festigkeit seiner Frau, getröstet durch einen Spruch, den ihm sein ältestes Töchterlein zugeschickt: „Ich ward in einem Korbe zum Fenster aus und durch die Mauer niedergelassen und entrann aus seinen Händen (2. Kor. 11, 33)“ ließ nun Urlsperger dem Herzog sagen, alle Tage stände ihm sein Kopf zu Diensten. Jener Minister v. Schütz aber, ein Mann, den einer seiner Zeitgenossen freilich rusé, fourbe, pédant, interessé, indigne du caractère de ministre et même d'honnête homme nennt[17]), besaß doch noch so viel Ehrgefühl und Gewissen, daß er die Zumuthung, das Todesurtheil gegenzuzeichnen, mit der Zurückgabe seines Degens und der festen Erklärung erwiderte: „Hier ist mein Amt, Blutschulden

unterschreibe ich nicht.“ Um diesen ihm sehr werthen und unentbehrlichen Rath nicht zu verlieren, verzichtete der Herzog auf die Ausführung des Todesurtheils.[18])

Urlsperger wurde nun mit Entziehung jedes Gehalts abgesetzt. Bei strenger Strafandrohung untersagte man ihm, im Auslande Dienste zu nehmen.

Zwei Jahre lebte er in stiller Zurückgezogenheit zu Stuttgart ohne Amt, ohne Gehalt, getröstet durch Gottes Wort und das Zeugnis seines Gewissens, daß er nicht als ein Übelthäter, sondern um der Wahrheit willen leide, gestärkt durch den Zuspruch seiner Freunde und die herzliche Theilnahme aller Treuen im Lande. An Berufungen in auswärtige Ämter fehlte es nicht; im Gehorsam gegen den herzoglichen Befehl lehnte er sie ab. Zwei Jahre vergingen, ehe sich der Zorn des Herzogs so weit legte, daß Urlsperger's ehemalige Kollegen im Konsistorium daran denken konnten, ihn wieder für ein Württembergisches Kirchenamt in Vorschlag zu bringen. Da wagte es noch einmal der oben genannte Minister v. Schütz beim Herzog für ihn einzutreten und auch dieses Mal nicht ohne Erfolg. Bei einer Wachtparade machte er den Herzog auf den zufällig vorübergehenden Urlsperger mit den Worten aufmerksam: „Ew. Durchlaucht hatten, so lange dieser Mann im Amte war, Glück und Segen. Seitdem wir an seiner Stelle einen Schmeichler haben, geht Alles unglücklich.“ Milder gestimmt, willigte der Herzog in die Berufung Urlsperger's zum Stadtpfarrer und Specialsuperintendenten in Herrenberg ein. Mit Freuden verließ der Schwergeprüfte Stuttgart, den Schauplatz so vieler Gräuel, die er erlebt, so bittern Unrechts, das er erduldet.

Am 1. Advent 1720 hielt er zu Herrenberg seine Antrittspredigt über das Sonntagsevangelium [19]) und redete von dem Kommen des Herrn in die Gemeinde. „Die Bösen und Unbekehrten unter euch will er, ob sie schon sein nicht würdig, bekehren; die Abtrünnigen, ob sie schon abgewichen, möchte er gern wieder herbeiholen; die gutwillig scheinenden, die viel versprechen und wenig halten, möchte er gern recht willig machen; die krummen, tückischen Gemüther, die Heuchler und Lauen, die werth wären, daß sie ausgespieen würden aus seinem Munde, will er gerade und aufrichtig machen; die verzagten Herzen möchte er gern getrost, die gesetzlichen evangelisch, die noch unvorsichtig Wandelnden besser und beständig machen."

„Herrenberg, das lasse dir gesagt sein: Du hast ein neues Kirchenjahr vor dir, mithin eine neue Frist. Es ist möglich, daß du Alles hereinbringen kannst, was du bisher im Guten versäumt hast. Aber mit bloßem Predigthören, mit Versammlungen, mit einem kalten Abendmahlhalten, mit Klagen und Lamentiren, daß es nirgends fort wolle, mit beständigem Vornehmen, jetzt, heute, morgen müsse es anders werden, mit Loben der Prediger und ihrer Predigten — ist die Sache noch nicht ausgemacht. Durchgebrochen muß es sein in diesem neuen Kirchenjahr! — Wer noch ein Herz hat, das ihm schlägt, und ein Gewissen, das in ihm zeuget, der bekehre sich in diesem Jahre zu dem lebendigen Gott und seinem König."

Versammlungen bestanden also schon in Herrenberg bei Urlsperger's Hinkunft, und wie er sie nachmals in Augsburg neu einrichtete, so hat er sie auch hier sicher mit Sorgfalt gepflegt. [20]) Andere Einzelheiten seiner kurzen Amtsführung an diesem Orte sind uns nicht bekannt. Doch stand dieselbe

noch lange Jahre bei den Herrenbergern, wie ein von ihnen dem alten Urlsperger zu seinem Dienstjubiläum dedicirtes Gedicht bezeugt, in bestem Angedenken.

Von der Art und Weise, wie der nun durch Trübsale geläuterte und gefestigte Mann von der Kanzel Gottes Wort verkündigte, geben außer jener Antrittspredigt noch etliche im Druck uns aufbewahrte Bußtagspredigten Zeugnis. [21]) Mit den gleichzeitigen norddeutschen Pietistenpredigten verglichen, sind sie kürzer, körniger, volksthümlicher in der Form, mannigfaltiger im Inhalt und deshalb fesselnder. Dringen sie auch auf Bekehrung, so halten sie sich doch bei der Beschreibung derselben nicht zu lange auf, legen dogmatisch minder befangen die Schrift aus und greifen freier hinein in die breite Fülle des christlichen Lebens.

In Herrenberg veröffentlichte Urlsperger auch das Buch, das vor andern seinen Namen dem christlichen Volke bekannt gemacht hat und mehrmals, auch noch in unserm Jahrhundert, neu gedruckt ist. [22]) Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es der Hauptsache nach noch in Stuttgart geschrieben wurde und daß es zu Nutz der Brüder ein gut Stück des innern Gewinns ausmünzte, den jene Stuttgarter Tage des Leidens, der Stille und Sammlung Urlsperger selbst gebracht hatten. Dies Buch ist „der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben," ein Erbauungsbuch für Kranke und Sterbende. Es enthält Gebete, Lieder und Betrachtungen. Die ersteren sind zum Theil von hoher Schönheit; sie reden eine Sprache, die von dem üblichen Schwulst und der beliebten Breite ihrer Zeit nur selten etwas spüren läßt und an die kernige Kraft älterer Gebete erinnert. Die Lieder sind „neu verfertigte, in denen man sich vorgenommen, die Herzen zu erwecken, ihnen das Nöthigste

in der Zeit zu sagen und sie für alle Fälle klug zu machen, daß sie von der Wahrheit eines zukünftigen Lebens aus dem Evangelio in gehöriger Ordnung überzeugt und kräftig getrieben werden, den schönen Glaubenskampf zu kämpfen, der Ewigkeit getrost entgegen zu gehen und das ewige Leben in Christo zu ergreifen."

Zu diesen Liedern haben Urlsperger's Freunde Weißensee und Bengel und sein Schwager Chr. A. v. Jägersberg, der Wernigeröder Hofmeister, Beiträge geliefert, so daß sich, was der eigenen Feder Urlsperger's entstammt, nicht genau mehr feststellen läßt.

Von denen, welche zwei Autoritäten wie Knapp und Koch übereinstimmend als Urlsperger'sche bezeichnen, geben wir eines bruchstückweise.[23])

Soll ich mein Haupt im Tode neigen,
So sprich du, Jesu Geist, mir zu.
Nur durch dein Tröstten und dein Zeugen
Empfängt die Seele wahre Ruh.
Sprich: Gottes Lamm trägt deine Sünd',
Du bist versöhnt und Gottes Kind!

Wenn Welt und Teufel mich erschrecken:
Ich muß und soll verloren sein —
So wollest du mein Herz bedecken
Vor ihrer finstern Todespein.
Sprich: Gottes Lamm trägt deine Sünd',
Du bist versöhnt und Gottes Kind!

Wenn Kraft und Sinne mir zerrinnen
Und nun des Lebens Band zerreißt,
So zeuge du mir laut von innen
Und halte freudig meinen Geist;
Sprich: Gottes Lamm trägt deine Sünd',
Du bist versöhnt und Gottes Kind!

Auf Gottes Gnad', auf Jesu Treue
Und auf des heil'gen Geistes Kraft,

Die ich ohn' Ende benedeie,
Vollend' ich meine Pilgrimschaft.
Denn Gottes Lamm trägt meine Sünd',
Ich bin versöhnt und Gottes Kind. —

Die Betrachtungen sind aus der Schrift geschöpft und reden meist eine biblische Sprache. Nur hie und da machen sich inhaltlich der specifisch-pietistische Standpunkt ihres Verfassers und formell die beliebte rhetorische Breite ihrer Zeit fühlbar. Obwohl es schwer, durch die Zusammenstellung einzelner Bruchstücke eine Vorstellung vom Ganzen zu geben, versuchen wir doch im folgenden einen solchen Auszug:

„Mein Gott mag kommen, wann er will, so bin ich bereit — das sagst du und glaubest vielleicht, es sei dem also. Ich wünsche auch, daß du die Wahrheit redest. Aber ehe ich glauben kann, was du mir sagst, und hoffen, was ich wünsche, so prüfe dich zuvor wohl, ob es nicht bei dir in der täglichen Erfahrung heiße: Die Welt mag kommen, wann sie will, so findet sie mich bereit. Wie denn? Findet dich die Welt bereit, sie und ihre Eitelkeit, Thorheit, sündliche Gewohnheit, Üppigkeiten und Ärgernisse heldenmüthig, getrost und mit unverwandtem Ausschau auf die Ewigkeit zu verleugnen, zu verwerfen und zu verachten? Ach nein! — Findet dich die Welt bereit, sie und ihr Wesen, ihren Pomp und Gepränge, ihren Dunst und ihr Schattenwerk zu lieben und zu ehren, diesem allen mit deinem Exempel gleich andern zu huldigen und, unerachtet dich dein Gewissen öfters ein Besseres lehrt oder lehren will, in solchem elenden Sündendienst zu beharren? — Ja, leider! Wohlan — bekennest du dieses, obwohl nicht mit Worten, doch mit deinem Wandel, so sei versichert, dein Gott mag kommen, wann er will, so findet er dich unbereitet.

Willst du in einer wahren Vorbereitung stehen, so muß in deiner Seele ein kräftiges, lebendiges, stetes und heilsames Angedenken von deinem heute oder morgen gewiß erfolgenden Hingange aus dieser Zeit in die Ewigkeit sich finden, und du mußt deinen Gott bitten, dich fruchtbarlich bedenken zu lehren, daß du sterben müssest, damit du bei Zeiten klug werdest. Ist es dir ein Ernst, dich recht zu bereiten, so wirst du auch einen Ernst zeigen in allem demjenigen, wozu dich dein Gott nach deinem allgemeinen Christenberuf und deinem besonderen Beruf in diese Welt gesetzt hat — daß du sein Werk als ein treuer Knecht und eine treue Magd willig, als ein guter Streiter oder Streiterin Jesu Christi muthig und gerüstet, als ein Pilgrim, der heut in der Zeit und morgen in der Ewigkeit sein kann, hurtig und eilends verrichtest, eingedenk des Worts, das unser Heiland obwohl in einem andern Verstande zu Judas sagte: Was du thuest, das thue bald. Wer sich zu seinem Ende bereiten will, der wird in einer steten Erwartung seines Herrn stehen und seine Zubereitung auf die Ewigkeit nicht als etwas Verdrießliches und Beschwerliches, als eine Bereitung zum Leben und nicht zum Tode, ansehen — folglich mit jener gläubigen Seele stets eines Sinnes sein, die dem auf ihrem Krankenlager sie besuchenden Prediger, als er sagte, daß er käme, sie zum Tode zu bereiten, antwortete: Ihr kommt, mich zum Tode zu bereiten? — Mit nichten, zum Leben sollt ihr mich bereiten, denn ich werde nicht sterben, sondern leben. — Ist deine Vorbereitung gegründet, so muß sie herfließen aus einer rechten Herzensänderung und sehnlichem Verlangen nach dem, dessen Stimme du entweder gefolgt bist oder noch folgen mußt, wenn sie ruft: Wache auf, der du schläfst und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. Bist

du aber einmal wach geworden, so wache und bete, daß du nicht von Neuem einschläfst, oder dein Herz nicht von Neuem in ein gefährlich Netz gezogen werde. — — Nach zwei Tagen mußt du vor das Gericht, das ist der Tag deiner Geburt und der Tag deines Todes. Einer ist vorbei und der andere ist nicht weit!

Du willst wissen, was dich krank gemacht? frage dich nur selbst. Wärest du kein Sünder, so würdest du auch kein Kranker sein. Der Tod und seine Vorläufer haben einerlei Ursache — die Sünde. Diese ist beider Sold; doch mit diesem Unterschiede, daß, wie der Tod den Frommen nur ein Schlaf, hingegen den Gottlosen ein Anfang ihrer rechten Qual ist, also die Krankheiten den Bußfertigen zur Arzenei werden, hingegen den Unbußfertigen wahrhafte Zornzeichen bleiben.

Das kannst du sicherlich glauben: Gott will durch deinen kranken Leib an deine kranke Seele kommen. Hindere ihn nur nicht. Es ist dir gut, daß du krank bist. — Ein wahrer Jünger wird es fassen, ob es schon anfänglich schwer geht, und will es ein Judas nicht fassen, da mag er zusehen — Gottes Endzweck bleibt dennoch fest, daß, der am Fleische leidet, von Sünden aufhören und nicht hinfort, was noch hinterstelliger Zeit im Fleische ist, der Menschen Lüsten, sondern dem Willen Gottes leben solle. —

Bist du also noch im Stande der Unbußfertigkeit, und Gott ergreift dich darin mit einer schmerzlichen Krankheit an, denke, was das für ein Feuer dorten sein müsse, wenn du hier schon eine solche Hölle fühlest. Denke, was jenes Heulen und Zähneklappen bedeute, wenn dich ein kleiner Frost hier schon in solche Alteration bringt. Denke, wenn meine Natur

einen solchen Schauer vor der natürlichen Trennung Leibes und der Seelen hat, was muß mich für ein Entsetzen ankommen, wenn ich von der allerseligsten Gemeinschaft meines Gottes an jenem Tage getrennt und hingegen ewiger Angst und Qual anheimfallen werde? Wirst du dieses recht erwägen und dich dadurch zu einer wahren Traurigkeit über die Sünde, zu einem innerlichen Hunger und Durst nach der Gnade Gottes in Christo Jesu, zur Geduld und Stille in der Krankheit und nach derselben zu einem exemplarischen Christenwandel bringen lassen, so ist dieselbe zur Ehre des Sohnes Gottes ausgeschlagen. Giebt dir aber dein Gewissen bei einer zugestoßenen Leibesbeschwerlichkeit Zeugnis, du gehörest unter die rechtschaffenen Kinder Gottes — die diesen Ruhm von Gott haben und nicht nur von ihrem Pfarrer —, so halte aus im Glauben und in der Gelassenheit. Laß dem Feuer die Schlacken, du wirst nur desto heller glänzen und aus dem Tiegel desto bewährter hervorkommen. Mit einem Worte: Der Endzweck Gottes bei allen Krankheiten ist dieser, daß der Böse gut und der Gute besser werde.

Der ist ein guter Patient, der nichts Anderes will, als was sein Arzt will; der thut und läßet, was derselbe von ihm gethan und gelassen haben will. Die meisten Patienten verderben sich durch ihren Eigenwillen. Soll dir gerathen werden, so mußt du keinen Willen haben. Das merke und schaue auf Jesum, wie derselbe den Willen seines himmlischen Vaters zu aller Zeit, vornehmlich aber in der Stunde seines Leidens, für seine einige Regel gehalten und sich eben darin selig gepriesen hat. Er blieb dabei, was er einmal sagte, nämlich: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen

deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk. Dieß Werk und er mit demselben ist vollendet durch Leiden und Tod, also, daß er bei beständiger Unterwerfung seines Willens unter den Willen Gottes endlich sagen konnte: Es ist vollbracht. Lernst du in deinen kranken Tagen und vielleicht bei sehr schmerzhaften Zuständen das Eine: Ich will nur, was Gott will — so wirst du auch bei jeglicher und sonderlich der letzten Überwindung das Andere sagen können: Es ist vollbracht. Der Gott, der dich zu solchem Leiden berufen hat, wird dich, so du anders als ein wahres Glied Christi eine kleine Zeit leidest, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen. — Suchst du nun Ruhe in deinen Leiden, lerne Geduld von Christo. Kommst du zu ihm als ein Schüler zu seinem Lehrmeister, so wird er dich selbige gewiß lehren. Du aber wirst erfahren, daß, wie ohne Glauben es unmöglich, Gott zu gefallen, so sei es ebenfalls unmöglich, ohne Geduld ein gottgefälliger Kranker zu sein, unmöglich, ohne Geduld den Willen Gottes an sich vollbringen zu lassen, unmöglich, ohne Geduld zu kämpfen, unmöglich, ohne Geduld die Verheißung zu empfahen und unmöglich endlich, ohne Geduld selig zu werden. Denn nur denen, die mit Geduld in guten Werken nach Preis und Ehre und unvergänglichem Wesen trachten, wird Gott das ewige Leben geben. Röm. 2, 7. Das laß dir in dein Herz durch den heiligen Geist in gesunden Tagen schreiben, damit du in den kranken diese Vorschrift gleich zur Hand habest. —

Wer da bittet, empfähet, wer da suchet, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgethan. Auf dieses Wort gründet sich die kurze, aber herrliche Krankenordnung des Ap. Jakobus: Leidet Jemand unter euch, der bete; ist Jemand krank, der

rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde (wo sind aber diese Leute heut zu Tage herzuholen oder zu finden?) und lasse über sich beten. Diesem Worte deines Jesu glaube auch du und bete, so wirst du nicht weniger als andere erfahren, daß das Gebet in allen Nöthen und folglich auch in Leibes- und Seelenkrankheiten das trefflichste Mittel sei. — Es mangelt dir noch, da du krank wirst, Erkenntnis deiner selbst, Reue über die Sünde, Buße: bete. Es mangelt dir ein lebendiger Glaube an Christum, gewisse Versicherung von der Redlichkeit deiner Buße und der empfangenen Vergebung der Sünden: bete. Es mangelt dir Kraft, Geduld, Gelassenheit, Beständigkeit im Leiden und dergleichen: bete. Es mangelt dir in der Dürre der Anfechtung ein Blick und eine Empfindung der Gnade Gottes, ein Glaube ohne Sehen, eine Hoffnung, daß in dem Finstern dir noch ein Licht aufgehen werde von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten: bete. Es mangelt dir Muth und Freudigkeit auf dein Ende: bete. — Hat dein Heiland zwar öfter allein gebetet, aber auch zuweilen einige seiner Jünger zu sich genommen, daß sie mit ihm beten sollten, ahme ihm hierin nach. Wirst du demnach krank oder angefochten, so suche die Vereinigung mit christlichen Seelen im Gebet. Rufe zu solchem Endzweck zu dir deinen Prediger und, wenn es sein kann, einige von den Ältesten der Gemeinde, die aber ein gutes Gerücht haben. Kannst du den einen oder die andern oder keine von beiden haben, so bitte diese und jene, von welchen du versichert bist, daß sie beten können, sie sollen dir doch deine Noth dem himmlischen Vater vortragen helfen. Sollte aber eine solche Theuerung von wahrhaftigen Anbetern sein, daß du wenigstens keine solche an dem Ort, da du wohnest, zu finden wüßtest, so getröste dich einmal der tröst-

lichen Fürbitte deines mitleidigen und zur Rechten des Vaters erhobenen Hohenpriesters und sodann des Gebets und der Litanei der ganzen unsichtbaren Kirche und ihrer Glieder, kraft welcher du niemals so allein in deiner Leibes- und Seelennoth beten kannst, daß nicht in vielen Zungen und Sprachen für dich eine Fürbitte geschehe, wenn es hie und da öffentlich oder sonderlich heißet: Allen Betrübten und Blöden (wollest du) helfen und sie trösten; allen, so in Noth und Gefahr sind, mit Hilfe erscheinen; aller Kinder und Kranken warten und pflegen; aller Menschen dich erbarmen. Erhör uns, lieber Herr und Gott. —

Durch das Gebet gebe ich allen Kranken, die es ernstlich mit sich und Gott meinen, und allen um ihre Sünden betrübten Seelen den Schlüssel zum Vaterherzen Gottes in die Hand. Hat durch denselben Christus alles erlangt, so wirst du auch alles erlangen. So oft dir einkommt, daß das nicht möglich sei, so siehe Christum an, wie er als ein Wurm am Oelberg gelegen, als ein Fluch am Holz gehangen, als ein Todter begraben worden und gleich darauf wiederum auferstanden und sich zur Rechten seines Vaters gesetzt hat. Dabei denke: So wird und muß es mir auch gehn. Man hat die erbaulichsten Exempel, daß, wie Christus mitten in seinem Gebet von einem Engel gestärkt worden, also auch Seelen nach den härtesten Stürmen und Anfechtungsstunden in eine ganz unglaubliche Freudigkeit gekommen sind und die Frucht ihres unabläßigen Gebets noch vor ihrem Ende zu genießen angefangen haben, so daß, wenn sie in solchem Zustande gefragt worden wären, was sie denn nun erkannt hätten? sie würden geantwortet haben: Ein Gut, das über alles Gut ist. Was sie gesehen hätten? Eine Schönheit, die alle Schönheiten übertrifft. Was sie empfun-

den hätten? Eine Freude über alle Freuden. Was sie geschmeckt hätten? Eine Freundlichkeit über alle Freundlichkeiten. Wie der selige Arndt, ein rechter König und Fürst unter den wahrhaftigen Anbetern, noch vor seinem Abschied bei einer himmlischen Erscheinung ausgerufen: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Willst du deines Lebens halber eine gegründete Versicherung haben, so laß dies deine erste Sorge sein, daß du mit der Quelle des Lebens, dem lebendigen Gott, vereinigt werdest. Diesen Vortheil hatte David. Der Herr ist mein Licht, sagt er, wider alle Todesnacht und Finsternis und mein Heil gegen allen Seelen- und Leibesschaden; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen? — Zu diesem Herrn gehe hin. Denn sich zu ihm nahen, ist zum Leben selber kommen, und mit ihm vereinigt werden, ist das Licht des Lebens haben, heil sein und werden von allem Bösen, Kraft und Stärke genug genießen auf Zeit und Ewigkeit. Was du von Licht, von Heil und Kraft siehest, höreſt, empfindest und liesest, was von allem diesem in so viel unzählbare Geschöpfe und in ihre Reiche, darinnen sie leben, weben und sind, im Himmel und unter dem Himmel, auf der Erde und unter der Erde, ausgetheilt ist, das sind lauter kleine und große Flüsse und Bächlein, die aus dem unerschöpflichen Meere des Lebens, des Lichts und der Kraft d. i. aus Gott hervorquellen. O, was ist demnach für die Erhaltung deines Lebens sicherer, als die Vereinigung mit dem Leben selbst, ich will sagen, mit Gott! —

Ja, ich zweifle nicht, wo wir uns mehr von der Welt

abziehen und deren Lüste völlig ablegen könnten, daß unsere Seele stets, auch in allen äußeren Verrichtungen, wirklicher und empfindlicher die Vereinigung mit dem Höchsten genösse, ja, wo solches nur täglich einige Male kräftig geschähe — daß solches zur Erhaltung der leiblichen Gesundheit und der Wiederbringung der leiblichen Kräfte mehr thun würde, als viele Arzeneien. Denn der Herr ist Licht und Leben. Ach, daß wir's in besserer eigener Erfahrung hätten! — Das Andere, so du als eine sichere Arzenei wider alle zu besorgenden Krankheiten, sonderlich wider gefährliche Rückfälle gebrauchen kannst, ist das Wort der Ermahnung, das von dem theuersten Arzte Jesus dem an dem Teiche Bethesda achtunddreißig Jahre lang krank Gelegenen zugerufen wurde, womit der liebe Heiland nicht nur diesem Manne, sondern auch dir hat helfen wollen: „Siehe zu, du bist gesund worden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre." Nicht mehr sündigen, d. i. sich nicht mehr in die alten Bosheits-, Schoß- und Gewohnheitssünden einflechten lassen, nicht mehr wider Gewissen freveln. Das ist das trefflichste Schutzmittel, das der Heiland nicht nur für die Seelen, sondern auch für den Leib heilsam zu sein bezeuget hat. Mein lieber Leser, hat dir Gott aus diesem und jenem Jammer geholfen, Eins ist Noth — sündige hinfort nicht mehr. — — Denke an den Jammer deiner Seele, denke an das Zittern und Zagen, da der Tod seinen Stachel, nämlich die Sünde, in deine Seele drückte, und die Sünde durch Gesetz und Gewissen kräftig wurde, was bei dir in deiner Krankheit vorgegangen! Siehe, das thut Gott, daß er dir zeige: sündigen sei kein Scherz, und daß er dich vor der Sünde und deren Strafen gern bewahren möchte.

Ist es Wahrheit, daß mich Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten — ist es Wahrheit, daß ich mit Christo gestorben, mit ihm begraben, sammt Christo lebendig gemacht, ja sogar in das himmlische Wesen versetzt bin — so kann es nicht anders sein, es muß ein lebhaftes Verlangen nach dem ewigen Leben sich in mir finden, kraft dessen ich trachte nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auf Erden ist. Was halte ich aber meiner Seele vor, daß sie zu einem solchen Verlangen komme, und daß es in seiner rechten Art und Kraft erhalten werden möge? Nichts anderes, als das Wort und was in demselben für Zeugnisse von einem Leben, das zukünftig ist, enthalten sind. — Was ist doch das für eine unausdenkliche Seligkeit, Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, unmittelbar, ewig, ungestört vor dem Throne Gottes und des Lammes sich befinden, durch dies Anschauen Gott ähnlich und von göttlichen Strahlen und Herrlichkeit durchdrungen werden, sich nimmer satt sehen, nimmer satt hören, nimmer satt empfinden, und das Alles ohne Unruhe, ohne Ekel, ohne schmerzliche oder schädliche Veränderung! Was man hier stückweise und in einem dunklen Spiegel hat erkennen müssen, — dort aufgedeckt erblicken! —

Was meinest du, o Seele, daß du dort finden werdest? Das höchste Gut, die höchste Ehre, die höchste Liebe, die höchste Ruhe, die vollkommenste Gleichheit deines Willens mit Gottes Willen, eine ganz unzertrennliche Vereinigung mit dem Vater, Sohne und heiligen Geiste, eine ewige und in allen Punkten genaueste Erfüllung alles dessen, was du

deinem Heiland in Ewigkeit zu leisten verheißen hast; mit einem Worte: das ewige Leben. —

Auf das Säen in der Zeit wird eine ewige Ernte folgen, auf die kurze Probe ein ewiger Gnadenlohn, auf den kleinen Dienst eine ewige Krone, auf die leichten und augenblicklichen Trübsale eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, auf einen wenige Jahre getragenen siechen Leib eine ewige Gesundheit, auf eine vorübergehende Gefangenschaft eine ewige Freiheit, auf eine in der Zeit christlich erduldete Verachtung und Verwerfung die ewige Rechtfertigung, auf den kurzgehaltenen Trauerbecher ewige Freudenpsalmen, auf unser kleines und schwaches Eimerlein des Glaubens, damit wir in der Zeit aus dem Worte des Evangelii geschöpft haben, Gnade um Gnade und Alles, was zum göttlichen Leben und Wandel gehört — ein voll gerüttelt und überfließend Maß, ja ein Meer von Seligkeiten, das unerschöpflich und unergründlich ist und ewig währen wird. Solltest du in Betrachtung dessen nicht mit David sagen: Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, nach dir! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" —

Amtsjahre in Augsburg.

Es war im Jahre 1722, daß Urlsperger zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit eine Reise unternahm, die ihn auch nach Augsburg zu längerem Aufenthalte in dem Hause eines dortigen Freundes führte. Hier gewann er

bald viele Sympathien. Nicht nur, daß er sich weiten Kreisen der Evangelischen durch eine ihm aufgetragene Gastpredigt bekannt machte; er trat auch manchem der leitenden evangelischen Männer im geselligen Verkehr näher. Ein engeres Freundschaftsverhältnis schloß er mit dem hochangesehenen Stadtpfleger Joh. von Stetten, und dessen einflußreiche Stimme war es wohl hauptsächlich, was über seine Zukunft entschied.

Denn nach Herrenberg zurückgekehrt, fand er zwar hier Briefe aus London vor, die ihm eine Berufung dahin in Aussicht stellten. Böhme war gestorben, und Urlsperger sollte in der deutschen Hofkapelle, wo er neben Jenem vor zehn Jahren so oft das Evangelium verkündigt, nun sein Nachfolger, also noch einmal Hofprediger werden. Aber ehe sich diese Aussicht verwirklichte, starb der Senior und Pastor Renz an der Hauptkirche zu St. Annen in Augsburg, und an dessen Stelle wurde er vom evangelischen Magistrate als Patron sofort berufen. Nachdem er vom Herzog die Erlaubnis dazu erlangt, nahm er die Berufung an.

Dem Eintritte in sein neues Arbeitsfeld stellten sich jedoch Hindernisse entgegen wie er sie, obwohl nun ein fast neununddreißigjähriger Mann und seit zehn Jahren Geistlicher, aus eigner Erfahrung nicht kannte. Er sollte merken, daß er nicht mehr in Württemberg sei, dem Lande, wo nach Lau's Urtheil „die Leute par naturel geneigt sind, allerlei heterogenea an die realia des Reichs Gottes zu flicken," aber auch an Andern „Sondermeinungen, die nach einer neuen Einsicht schmecken" neben der Hauptsache zu toleriren. Zum ersten Male, und ehe er noch in sein Augsburger Pfarramt kirchlich eingeführt war, mußte er seine Rechtgläubigkeit gegen Anklagen vertheidigen, welche das Augsburgische Ministerium wider dieselbe erhoben hatte.

Schon als Francke auf seiner süddeutschen Reise einige Wochen in Augsburg verweilte, machten sich die beiden dortigen Hauptpastoren oder Senioren durch die Kälte auffällig, mit der sie dem sonst allerseits auf das Freundlichste empfangenen und hochgeehrten Führer des norddeutschen Pietismus begegneten.[24]) Urlsperger's nähere Beziehungen zu demselben waren aber in Augsburg sicher nicht unbekannt, und kaum war seine Berufung an St. Annen veröffentlicht, als auch sofort unter den städtischen Geistlichen eine Agitation gegen ihn begann. Wieweit nicht berücksichtigte persönliche Wünsche und verletztes Selbstgefühl dabei im Spiel waren, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls war die reine Lehre das Panier, für das man zu kämpfen vorgab, und Urlsperger's Rechtgläubigkeit war es, was man in Frage stellte. Die Irrlehre, die man ihm Schuld gab, sollte in dem eben veröffentlichten Buche für Kranke und Sterbende enthalten sein. In einem Abschnitte desselben, der von dem Zustand der Seelen nach dem Tode handelte, sollten sich papistische Sätze finden.

Nachdem sich das Ministerium gemüßigt gesehen, mittels amtlicher Eingabe den Magistrat auf diesen papistischen Sauerteig in der Lehre des künftigen Seniors an St. Annen aufmerksam zu machen, veranlaßte dieser den bereits nach Augsburg übergesiedelten Urlsperger, sich über die beanstandeten Sätze näher zu erklären.

In seiner Erklärung erinnerte Urlsperger vor Allem daran, daß sein Buch nicht in dem paritätischen Augsburg, sondern dem evangelischen Württemberg geschrieben, veröffentlicht und vom Stuttgarter Konsistorium durchweg gebilligt worden, daß er selbst von Allem, was in Wahrheit papistisch sei oder zum Papismus verleiten könne, von ganzem

Herzen abhorrire und ohne allen Vorbehalt der lutherischen Lehre zustimme. Die Dinge, von welchen nach der Meinung des Ministerii sein Buch in anstößiger Weise rede, habe er in öffentlicher Predigt vor der Gemeinde noch niemals behandelt und werde das auch künftig nicht thun. Da er gern zugebe, daß man in einer theils von Evangelischen, theils von Katholischen bewohnten Stadt sich vor mißverständlichen Ausdrücken beim Vortrag der evangelischen Wahrheit sorgfältiger zu hüten habe, so werde er für die nächste Auflage seines Buchs das ganze betreffende Kapitel umarbeiten, vor dem Drucke der Begutachtung des Ministerii unterbreiten und Alles, was diesem etwa bedenklich erscheine, beseitigen.

Mit dieser überaus friedlichen Erklärung waren alle Bedenken des Magistrats, nicht aber die der Geistlichkeit beseitigt. Daß ihre Antipathie nicht bloß dem Buche, sondern auch dem Autor gelte, hatte sie Letzteren bereits deutlich genug fühlen lassen. Keiner seiner Amtsbrüder hatte den neuen Senior besucht. Ein Diakonus Schneider an St. Ulrich hatte sogar die Kanzel benutzt, um öffentlich auf Irrthümer aufmerksam zu machen, „die man erst widerrufen müsse, ehe man Vergebung der Sünden erlangen könne."

Die Aufregung über die Berufung eines Irrlehrers in in eines der ersten Kirchenämter der alten ehrenfesten Stadt theilte sich von der Geistlichkeit aus der ganzen evangelischen Bevölkerung mit, und schon regte sich der Pöbel, um in seiner Weise für die reine Lehre zu streiten. Der Magistrat ließ sich aber nicht einschüchtern. Nachdem Urlsperger noch durch ein theologisches Kolloquium im Oberkirchenkonvent seine Rechtgläubigkeit glänzend dargethan, konnte er am Sonntage Lätare 1723 in sein Amt eingeführt, Judica der Gemeinde

vorgestellt werden und Palmarum seine Antrittspredigt halten.

Damit war freilich ein einträchtiges Zusammengehen der städtischen Geistlichen mit ihrem neuen Senior noch nicht gegeben, und obwohl der Magistrat ausdrücklich jedes weitere Reden und Schreiben über die angeblichen Irrlehren des Letzteren verbot, so konnte sich der vorerwähnte Diakonus Schneider doch nicht entbrechen, noch einmal 1725 unter dem angenommenen Namen eines Georg Lebrecht Peträus, den „schriftgemäßen Beweis" zu führen, „daß in Herrn Urlsperger's Krankenbuch sich anstößige Redensarten und Lehren finden." Unter den letzteren führte er die von Urlsperger gelegentlich geäußerte Meinung an, daß Gott wohl zuweilen durch den Dienst der Engel den Seligen im Himmel kund thue, was auf Erden vorgehe, und den Menschen auf Erden, was im Himmel geschehe; ferner, daß erfahrungsmäßig die Verstorbenen bisweilen solchen auf Erden erschienen, mit welchen sie im Herrn enger verbunden gewesen. Man sehe sie nicht bloß im Traum, sondern wachend mit offenen Augen und vornehmlich in der Todesstunde; und das sei weder Sinnentäuschung und leeres Phantasiegebilde, noch Teufelsblendwerk.

Diese pseudonyme Schrift wurde von Urlsperger in einem offenen Sendschreiben beantwortet, dem selbstverständlich wieder eine öffentliche Abfertigung zu Theil wurde. So war der obrigkeitlicherseits verbotene Zank nun doch im besten Gange. Der Magistrat aber griff mit fester Hand ein. Der sehr verdächtige Diakonus Schneider, der sich als Agitator gegen Urlsperger besonders hervorgethan und des Pseudonymus mit auffälligem Eifer angenommen, wurde vom Amte suspendirt und in dasselbe trotz seiner Berufung

an das Corpus evangelicorum zu Regensburg erst dann wieder eingesetzt, als er sich zu der Petraischen Schmähschrift als Autor bekannt, Abbitte gethan und künftighin der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und dem beleidigten Senior den gebührenden Respekt zu beweisen gelobt hatte. So wurde dieser Streit über die orthodoxe Lehre vom Zustande der Seligen nach dem Tode, ihren Vermögen, Befugnissen und Widerfahrnissen und von den Diensten der Engel zwischen Himmel und Erde beigelegt, der für Urlsperger „ein Feuerofen vieler Anfechtung" gewesen war. [25]) —

Aus seiner weiteren langjährigen Amtsthätigkeit in Augsburg sind uns nur Einzelnheiten bekannt. „Wir sind nicht im Stande," so urtheilt Einer nach Urlsperger's Tode, „den Segen zu beschreiben, den der Herr zweiundvierzig Jahre hindurch durch diesen seinen treuen Knecht auf Augsburg und seine Gemeinden gebracht hat. Um dies genauer zu bestimmen, müßte man das damalige alte Augsburg kennen und wie es etwa zwanzig Jahre nachher — nach seinem geistlichen Segen — aussah. Die Ewigkeit wird's offenbaren."

Urlsperger selbst schreibt schon 1729 an den Herzog von Saalfeld: „Gott hat bisher in unserm Augsburg Großes gethan. Er hat wider alles Wüthen und Toben mir zwei auserwählte Rüstzeuge zugesellt, die das Wort des Herrn ohnermüdet treiben. Er hat meine Repetitionsstunde aller Lästerung ohnerachtet erhalten, vermehrt und gesegnet. Er hat Viele durch sein Wort aus dem Verderben gerissen. Er hat mich schwaches Werkzeug über alle Menschengedanken gestärkt und vor dem Tode bewahrt. So hat er mich nicht nur hier, sondern auch, da ich in Stuttgart war, erfahren lassen, wie wahr es sei, daß, wer nur glaube, die Herrlichkeit Gottes sehen solle." [26])

Es hatte sich also, obwohl jener erste Sturm gegen Urlspergers Ruf und seine Stellung in Augsburg glücklich abgeschlagen war, das Wüthen, Toben und Lästern Seitens einer ihm feindlich gesinnten Partei von Geistlichen und Laien doch nicht gelegt. Zwar war seine Stellung durch die Berufung zweier ihm gleichgesinnter und treu zu ihm haltender Geistlichen verstärkt, und das beweist, daß die Mehrheit im evangelischen Magistrat, der die städtischen Pfarrstellen besetzte, unverändert auf seiner Seite stand; aber die Versuche, seine und seiner Freunde Wirksamkeit zu hemmen, hörten deshalb doch nicht so bald auf.

Seit 1728 hielt Urlsperger nach beendetem öffentlichem Gottesdienste in einem Saale Versammlungen, in denen er nach Spener'scher Weise die Predigt wiederholte. Das sind die von ihm oben erwähnten Repetitionsstunden, welche seine Gegner mit ihrem Lästern nicht aus der Welt schaffen konnten. Es existirten aber 1736 in Augsburg auch schon Versammlungen von Laien ohne pastorale Leitung. Gegen diese erhob sich ein neuer, von gewissen Kanzeln aus geleiteter Sturm, und die Majorität im geistlichen Ministerium setzte es durch, daß eine förmliche Untersuchung gegen diese Stundenleute eingeleitet wurde. In drei langen Verhören mußten sie sich vor dem Ministerium über ihr Thun und Lassen verantworten. In einem derselben wurden ihnen nicht weniger als 140 Lehrfragen zur Beantwortung vorgelegt; in einem andern hatten sie sich gegen 38 Beschuldigungen zu rechtfertigen, die man wider sie erhoben, z. B. daß sie geschworene Feinde einiger Prediger seien und den öffentlichen Gottesdienst verachteten. Die Untersuchung führte aber so wenig zu irgendwelchen sie belastenden Resultaten, daß die schließliche Entscheidung des Ministerii

dahin lautete: Die Beklagten seien für rein in der Lehre, christlich im Leben und für Liebhaber Gottes und seines Wortes zu erachten; es liege kein Grund vor, ihnen ihre Versammlungen zu verbieten, wenngleich dieselben des geringeren Aufsehens wegen besser in zwei Coetus getheilt würden.[27])

Der Brief eines bei den Versammlungen betheiligten Laien, dem wir diese Notizen verdanken, erkennt das „moderate und freundliche“ Verhalten des Ministerii bei den Verhören an und fährt fort: „Außer als Herr Pfarrer Hardter den Mitteldingskram defendiren wollte, und ich ihm ordentlich aus Gottes Wort widerstand — da wollte er hart werden. Doch behielt unser König (Christus) auch hierinnen den Sieg. Herr Senior Urlsperger, Preu und Hildebrandt ließen einen großen Eifer für die Ehre unseres Königs spüren und nahmen sich seiner Sache treulich an.“ Die letztgenannten Geistlichen sind die neuangestellten Pietisten, Urlsperger's Kampfes- und Arbeitsgenossen.

Seiner gemüthlichen, nicht zum Streit angelegten, sondern friedliebenden Natur, die in Stuttgart nur durch Francke's gewichtiges Wort und ein dadurch überzeugtes Gewissen in den Kampf getrieben werden konnte, gelang es schließlich dennoch, das Mißtrauen der ihm übelwollenden Amtsbrüder in Hochachtung und Liebe zu verwandeln. Als im Jahre 1738 der Erbgraf zu Stolberg-Wernigerode im Urlsperger'schen Hause als Gast verweilte, konnte einer seiner Reisebegleiter, der Hofprediger Lau, seinem Tagebuche Eindrücke aus dem kirchlichen Leben Augsburg's anvertrauen, die von den früheren Kämpfen kaum noch etwas spüren lassen.

Nach diesen Aufzeichnungen ist Augsburg damals unter allen süddeutschen Städten diejenige, wo der Pietismus,

getragen von der milden und doch zähen, der vorsichtigen und doch ihr Ziel fest im Auge behaltenden, der unermüdlich thätigen, aber nichts überstürzenden Persönlichkeit Urlsperger's und nicht gehindert durch irgend welchen erheblichen Widerstand Seitens der evangelischen Stadtobrigkeit, die freieste Entfaltung findet. Die häuslichen Erbauungsstunden werden von der Obrigkeit nicht beanstandet und nunmehr von der Mehrzahl der Stadtgeistlichen soweit anerkannt, daß das geistliche Ministerium sogar eine amtliche Instruktion für Einrichtung und Abhaltung derselben erlassen hat. Ihre Leitung liegt nach fester Regel in den Händen der Geistlichen. Urlsperger hält zwar noch seine Predigtwiederholungen am Sonntagnachmittage. „Es stellten sich ihm," schreibt Lau im Tagebuche von einer Solchen, „zur einen Seite zwei Mannspersonen, zur anderen zwei Weibspersonen, welche die Predigt fast verbotenus nachgeschrieben hatten und auf die gethanen Fragen mit den eigenen Worten des Herrn Senior ausführlich antworteten. Das Auditorium war stark und sehr attent." Im Übrigen aber kann er, gehindert durch eine Überfülle anderer Geschäfte, sich der Versammlungen persönlich nicht so annehmen, wie er möchte. Es vereinigen sich indessen jeden Freitag die ihm am nächsten stehenden Amtsbrüder auf seinem Zimmer, um Amtsfragen und Amtssorgen und namentlich auch solche, die sich auf die Versammlungen beziehen, gemeinsam durchzusprechen und durchzubeten. Bei der Leitung der Letzteren wird mehr als anderwärts auf feste Gründung in der evangelischen Lehre gesehen. „Mit Recht", bemerkt Lau, als er die Resultate, die nach dieser Richtung erreicht worden, mit Anerkennung verzeichnet; „denn die Mischung der Evangelischen mit Katholischen, wie sie in Augsburg stattfindet, fordert von den Ersteren, daß sie be-

sonders wohl gerüstet sind zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert des Glaubens und der Hoffnung, die in ihnen ist, und also fest gegen Verführung zum Abfall." — Einen besonderen Werth legt Urlsperger auf die missionirende und seelsorgerische Thätigkeit in den Kreisen junger, nur zeitweise in Augsburg verweilender Kaufleute einerseits und wandernder Handwerksburschen andererseits; sie sind ein willkommenes Mittel, den Samen rechtschaffenen Christenthums weiter zu tragen und Gottes Reich in der Ferne zu bauen. Wieder eine Präformation unserer Jünglingsvereine.

Von der Predigtweise Urlsperger's bemerkt auch Lau, daß sie von der herkömmlichen homiletischen Schablone, „so auch Knechte Christi in Sachsen et alibi beibehalten" sich frei gemacht habe, und daß diese Freiheit der Predigt zum Vortheil gereiche. Auch sei es eine schöne Methode, gute Bücher in die Hände der Leute zu bringen, wie sie die Knechte Gottes in Augsburg bei der Predigt anzuwenden sich nicht scheuten, nämlich daß sie Arndt's wahres Christenthum mit auf die Kanzel nähmen, dann und wann darauf verwiesen und sogar einzelne Stücke daraus vorläsen.

Einen nicht geringen Theil seiner Zeit muß Urlsperger seiner weit ausgebreiteten Korrespondenz opfern. Aber die Verbindungen, die er auf diese Weise anknüpft und pflegt, machen es ihm auch möglich, bedrängten Glaubensgenossen nah und fern durch Rath und That ein Helfer zu werden. Sein Haus ist eine wahre Centralstelle für Sammlungen von Geld und andern nöthigen Dingen zur geistlichen und leiblichen Unterstützung solcher Nothleidenden. Was er für die evangelischen Salzburger gethan, werden wir ausführlicher unten hören. Aber er sammelt auch für die vertriebenen evangelischen Böhmen und Mähren; er unterstützt

die evangelischen Polen in und um Polnisch Wartenburg, denen der Kaiser eine Kirche zu bauen gestattet; er hilft in Smyrna eine deutsch-evangelische Gemeinde gründen; er bleibt mit den erweckten jungen Kaufleuten, die Augsburg verlassen haben, in brieflicher Verbindung.

Zum Beweis für die Opferfreudigkeit seiner Augsburger den nothleidenden Glaubensgenossen gegenüber erzählt er gelegentlich seinen norddeutschen Gästen, daß er einmal von dem Prediger der vertriebenen Böhmen in Berlin die Anfrage erhalten habe, ob er für diese Armen, denen es am Allernothwendigsten, selbst an Nahrung und Kleidung, gefehlt, nicht hundert Thaler schaffen könne. Da habe er nur in vier Häuser den Brief zu schicken gebraucht und sofort dreihundert statt der erbetenen hundert Thaler in den Händen gehabt.

Von drei jungen deutschen Kaufleuten, die nach Venedig gegangen, erzählt er, daß es ihnen unmöglich gewesen, in fremden Geschäften zu arbeiten, weil überall unredliche, mit Gottes klarem Gebot unvereinbare Manipulationen zu den tagtäglichen Geschäftsgewohnheiten gehört hätten. So hätten sie sich zu einer besondern Societät vereinigt. Aber selbst die italienischen Accisebeamten hätten sie induciren wollen, die Republik zu betrügen, und, nachdem sie nicht reussirt, allerlei Bedrückungen folgen lassen, so daß es ihnen anfangs sehr sauer geworden, zu bestehen und vorwärts zu kommen. Aber Gott habe sich dermaßen zu ihnen bekannt, daß jetzt keine Societät in größerem Credit stehe, als diese. —

Soweit das Lau'sche Tagebuch, das in allerlei andern Mittheilungen seine Bestätigung und Ergänzung findet.

Zu den Veranstaltungen christlicher Nächstenliebe in Augsburg selbst, denen Urlsperger ein besonders reges In-

teresse widmete, gehörte vor Allem das dortige evangelische Armenhaus. Vierzig Jahre lang war er Vorsteher und Seelsorger dieser Anstalt gewesen, als er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Dankbar besangen ihn nun deren Insassen in rührenden Tönen als „den Vater der Armen und den Freund aller Blöden und Verzagten.“[28])

Unter den Liebeswerken zum Baue des Reiches Gottes in der Ferne, denen er seine thätige Theilnahme zuwendete, stand obenan die dänisch-halle'sche Mission. Durch Rede und Schrift, namentlich am Jubelfeste der Augsburgischen Konfession, suchte er für dies Unternehmen, dem sein Freund Francke so nahe stand, die Herzen seiner süddeutschen Landsleute zu erwärmen. Demnächst aber war es die Fürsorge für die evangelischen Salzburger, was ihn lange Zeit vornehmlich beschäftigte; und was er für sie gethan, hat mehr als alles Andere seinen Namen weiten Kreisen des evangelischen Deutschlands bekannt gemacht, das mit einer damals noch mehr als heute seltenen Einmüthigkeit für diese bedrängten Glaubensgenossen eintrat.

Denn Nichts im ganzen vorigen Jahrhundert offenbarte die in der evangelischen Kirche noch vorhandene Einheit so handgreiflich, wie diese einhellige Entrüstung über die Gewaltthaten, mit denen der Erzbischof von Salzburg allem Recht und aller Menschlichkeit Hohn sprechend seine evangelischen Unterthanen bedrückte. Freilich war das, was es damals in Deutschland von öffentlicher Meinung gab, den im trägsten Tempo des herkömmlichen Geschäftsganges sich bewegenden offiziellen Protesten der Regierungen und namentlich des corpus evangelicorum zu Regensburg weit voraus. Nur das Verhalten der Könige von Preußen und Dänemark —

beide pietistisch gerichtete und beeinflußte Regenten — machten eine rühmliche Ausnahme.

Was den Zorn der Evangelischen besonders steigerte, war jenes berüchtigte 1731 vom Erzbischof erlassene Emigrationspatent. Durch dasselbe wurden die evangelischen Salzburger fälschlich beschuldigt, in geheimer Empörung einen Bund zur Vernichtung der katholischen Religion geschlossen und sie, wie ihren katholischen Landesherrn, verlästert zu haben. Es wurde ihnen befohlen, das Land zu verlassen, und zwar unter den härtesten und mit dem Reichsgesetz in offenbarem Widerspruch stehenden Modalitäten. Während nämlich die einschlägigen Bestimmungen des Westfälischen Friedens für eine solche zwangsweise Auswanderung von Dissidenten eine dreijährige Frist festsetzten, sollten hier die nicht angesessenen über zwölf Jahre alten Personen binnen acht Tagen, die angesessenen binnen ein bis drei Monaten auswandern. Das hieß jeden billigen, annehmbaren Verkauf ihrer Güter unmöglich machen und, da das Patent am Ausgange des Oktobers veröffentlicht wurde, die Auswanderung mitten in dem damals sehr früh eintretenden und äußerst strengen Winter fordern. [29])

Aus der Aufregung heraus, in welche das ganze evangelische Deutschland durch diesen letzten und schlimmsten Gewaltakt versetzt war, mit dem ein geistlicher Landesfürst das Werk langjähriger Verfolgung seiner evangelischen Unterthanen krönte, berichtete Urlsperger über das Geschehene an die Gesellschaft de promovenda cognitione Christi zu London als ihr correspondirendes Mitglied. Diese Berichte wurden gedruckt, und die berichteten Thatsachen erregten in England dieselbe Entrüstung, wie in Deutschland. In echt englischer Weise gaben mehrere bedeutende Wechsel, die Urlsperger zur Unter-

stützung der nothleidenden Exulanten übersandt wurden, zunächst dieser Entrüstung Ausdruck. Zugleich aber trat die genannte Gesellschaft mit der so eben gegründeten Georgianischen Kompagnie, den durch Königliches Patent bevollmächtigten Trustees for etablishing the colonie of Georgia in America, in Verbindung, und Beide beschlossen, etwa dreihundert Emigranten auf gemeinsame Kosten nach Georgien, dem südlichen Theile des amerikanischen Karolina, zu schaffen, dort anzusiedeln und so lange zu unterstützen, bis sie sich eine selbständige Existenz gegründet haben würden.[30])

Nachdem ihm seine Bedenken, die er zuerst diesem Plan entgegenstellte, gehoben waren, ließ sich Urlsperger mit der Annahme der zur Auswanderung nach Amerika willigen Salzburger beauftragen. Er veröffentlichte zunächst die Bedingungen, unter welchen die gesuchten Auswanderer nach Georgien geschafft und dort angesiedelt werden sollten, nebst einer Beschreibung ihrer künftigen Heimat; dann aber, als man öffentlich die Zweckmäßigkeit des Unternehmens angriff, eine Widerlegung solcher Zweifel und Verdächtigungen. Diese Publikationen, die den Salzburgern genügend bekannt wurden, hatten den guten Erfolg, daß Urlsperger von Augsburg aus im Herbst 1733 den ersten und ein Jahr später den zweiten Transport künftiger Salzburger Kolonisten nach London absenden konnte, jeden unter der Führung eines jungen frommen Edelmanns und eines Theologen. Durch des jüngeren Francke Vermittelung fand er auch für die künftige deutsch-lutherische Kolonie in Amerika zwei deutsche Seelsorger, die bis dahin am Halle'schen Waisenhause angestellt gewesenen Theologen Bolze und Gronau. Nachdem dieselben in Wernigerode geprüft und ordinirt waren, reisten sie direkt nach Rotterdam und übernahmen von da

ab die geistliche Versorgung des ersten Auswandererzuges, der Erstlinge ihrer Salzburger Gemeinde, die bis 1741 außer einem zweiten noch zwei andere Zuzüge erhielt.

Mit dieser Gemeinde stand Urlsperger von ihrer Gründung an in regelmäßiger Correspondenz. Er wechselte nicht nur mit den Geistlichen der neu gegründeten Stadt Ebenezer, sondern auch mit vielen Gemeindegliedern in ihr, die er in Augsburg persönlich kennen gelernt, und die ihn wie einen Vater verehrten, Briefe. Auch die Liebesgaben, die aus dem ganzen evangelischen Deutschland, namentlich aus den pietistischen Kreisen, für diese überseeischen Landsleute und Glaubensgenossen zusammenflossen, beförderte er in regelmäßigen Sendungen dorthin. Um aber Rechenschaft über die Verwendung dieser Spenden abzulegen und das Interesse für Ebenezer rege zu erhalten, veröffentlichte er von 1735 bis 1752 die „Ausführlichen Nachrichten über die Königliche Großbritannische Kolonie Salzburgischer Emigranten“ und gab 1760 als Ergänzung dazu und zusammenfassenden Rückblick „das Amerikanische Ackerwerk Gottes“ heraus. Diese Veröffentlichungen, in denen Tagebücher und Briefe aus Ebenezer den breitesten Raum einnehmen, füllen mehrere stattliche Quartbände.

Im zweiten Theile der „Nachrichten“ finden sich auch Mittheilungen über die in Litthauen angesiedelten Salzburger. Auch für die Unterbringung dieses weitaus größten Theils der vertriebenen Salzburger in Preußen soll Urlsperger thätig gewesen sein, und das würde seine Berufung nach Kloster Bergen um 1732 noch begreiflicher machen. Gewiß ist, daß er auch die nach dem preußischen Norden ziehenden Salzburger mit den Geldern unterstützte, die ihm theils aus London, theils vom Kopenhagener Hofe, wo er

bittend angeklopft hatte, für das Emigrationswerk zuflossen. Gewiß ferner, daß er noch lange auch mit diesen preußischen Salzburgern in Briefwechsel stand.

So sühnte er die Schmach, welche der stimmführende katholische Magistrat Augsburgs auf diese gute Stadt geladen, indem er die ersten Züge Salzburger Emigranten als angebliche Apostaten der römischen Kirche damit bestrafte, daß er ihnen im harten Winter die Stadtthore verschloß und den Halberfrorenen Herberge und selbst den Durchzug durch die Stadt verweigerte.[31])

Wie mit Ebenezer, so hatte Urlsperger in seinen späteren Lebensjahren mancherlei Beziehungen zu Smyrna in Klein-Asien. Dort hatten deutsche Kaufleute, namentlich aus Danzig, Nürnberg und Augsburg, eine deutsch-lutherische Gemeinde gegründet und für sie durch Vermittelung des 1756 in Smyrna sich aufhaltenden Judenmissionars Schulze und des ihn sendenden Jüdischen Instituts in Halle — der von den Pietisten gegründeten ersten Missionsanstalt zur Bekehrung Israels — an einem Hallenser Theologen Lüdecke den ersten Geistlichen gewonnen. Durch seine Vokation war er verpflichtet, sich in Augsburg ordiniren zu lassen, und Urlsperger mit dieser Ordination beauftragt. Da Lüdecke 1758 mehrere Wochen als Gast im Urlsperger'schen Hause verweilte, so hatte er reichlich Gelegenheit, Augsburger Zustände, und namentlich auch die kirchlichen, kennen zu lernen. Lieblich klingt, was er von ihnen in seinem Reisebericht erzählt. Ordnung und Zucht habe er bei den Evangelischen Augsburgs gefunden, wie sonst nirgends. Außerordentlich sei ihr Wohlwollen und ihre Zuvorkommenheit gegen Fremde; doch hielten sie sich von jener „ausschweifenden", überschwänglichen Höflichkeitsphrase fern, welche der Wahrheit

ermangele. Vor Allem rühmenswerth seien ihre Gottesdienste, die „mit einer einnehmenden und entzückenden Ordnung von Statten gehen."

Bei seiner Ordination erhielt Lübecke einen Beweis von Urlsperger's Gabe, Geister zu unterscheiden. Mit ihm wurde ein andrer Theologe, der für ein Augsburger Kirchenamt bestimmt war, ordinirt. Urlsperger hatte zu diesem kein Vertrauen fassen können und sagte in seiner Ordinationsrede: „Wenn es von der Zukunft des Menschensohns heißt: Zween werden auf einem Bette liegen, einer nur angenommen, der andere verlassen werden — ich thue hinzu: Zween werden mit einander ordinirt, einer wird angenommen, der andre verlassen werden —, so möge es hingegen von euch beiden heißen: Der erste ist und wird angenommen; der andere auch!" Urlsperger's Verdacht erwies sich leider als wohl begründet. Dieser andere trat nachmals zur römischen Kirche über, lieferte ihr aber auch den Beweis, daß sie an ihm nichts gewonnen habe.[32]) —

Vorstehendes schon dürfte uns einen Begriff vom Umfange der Urlsperger'schen Correspondenz geben. Des Augsburger Seniors Briefe gingen nach Dänemark wie nach Italien, nach England und Amerika wie nach Kleinasien und Ostindien. Unter den hervorragenden Männern, mit denen er regelmäßiger correspondirte, kennen wir im deutschen Norden den Grafen zu Wernigerode, die beiden Francke, den Abt Steinmetz und A. G. Spangenberg, in Thüringen den Saalfelder Herzog und den Grafen Reuß-Köstritz (XXIV.), in Hessen und Frankfurt Fresenius, der wie Urlsperger mit der pietistischen Gesinnung den umfassenden Blick für die Ausbreitung des Reiches Gottes verband;[33]) in

Württemberg seine Freunde: Weissensee, den Dichter, Bengel, den Schriftforscher, Oetinger, den Theosophen.

Der Inhalt der uns bekannten Briefe ist der allermannigfachste. Urlsperger soll antworten auf alle möglichen Fragen und rathen in allen möglichen Verlegenheiten. Bald gilt es einen „redlichen" Geistlichen oder einen „rechtschaffenen" Juristen vorzuschlagen, bald in Heirathsfragen Rath zu ertheilen; einmal handelt es sich sogar um Lärchensamen, den er dem Grafen Stolberg aus den Schweizer Forsten besorgen soll.

In einem dieser Briefe — er ist an den Herzog von Saalfeld gerichtet — findet sich von einem Rath Sturm, dem Bruder der bekannten Württembergischen Tabea, eine Charakteristik, die ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. „Was Herrn Sturm's Orthodoxie anbetrifft", heißt es in dem Briefe, „so ist er gut katholisch d. h. er ästimirt vor Allem die Wahrheiten der christlichen Religion, welche bei Juden und Heiden durch die Predigt der Apostel — in göttlicher Gewißheit und Kraft — verkündigt sind. Mit einem Worte: Er sieht auf das eine Nothwendige — will aber in seinen Sentiments von der Religion kein Vagabond sein und ist sorgfältig, daß er an der Schwachheit ernstlich gesinnter Seelen sich nicht versündige." Das ist doch nichts Anderes als jener Interkonfessionalismus, der gleichzeitig mit dem Pietismus gegen einen überspannten Konfessionalismus Front machte, eine weitergehende Reaktion gegen diesen bedeutete, wo er auf persönlichem Glaubensleben und nicht auf religiösem Indifferentismus basirte, meist zum Herrnhuterthum neigte und wie dieses vom genuinen Pietismus, namentlich dem Hallenser, als seines Gleichen nicht anerkannt wurde. Wie viele Württemberger, so hat

auch Urlsperger über ihn milder geurtheilt, als die norddeutschen Führer der Pietisten.

In einem andern an dieselbe Adresse gerichteten Briefe erzählt er folgende anmuthige Geschichte aus dem Leben A. H. Francke's:

„Als ein Blümlein, in's Reich Gottes gehörig, melde, daß, als der selige Professor Francke an. 1717 mens. Novembr. bei mir in der Hofprädikatur zu Stuttgart ankam, und meine jetzige Tochter Braut, damals ein Kind von drei und einem halben Jahre, auf den Schoß nahm, zu ihr sprechend: Hört ihr wohl, mein Töchterchen, wenn ihr werdet fromm sein, so hat mir der Herr Jesus befohlen, euch zu sagen, daß er euch eine überaus schöne Krone geben wolle — das Kind, sich schnell zu des seligen Herrn Professors Angesicht wendend, mit großer Begierde ihn gefragt: Mir, mir wird er sie geben? — welches den auserwählten Glaubenshelden ungemein gefreut und ihn nach vierzehn Tagen dies Briefchen aus dem Württembergischen Kloster Bebenhausen an sie zu schreiben veranlaßt hat. Das Briefchen habe ich als ein Kleinod konservirt und nunmehr meinem Tochtermanne, einem ehemaligen Ammanuensis des lieben seligen Mannes, zu getreuem Gebrauch zugestellt."

Der abschriftlich anliegende Brief Francke's an Urlsperger's Kind lautet:

„Mein liebstes Töchterchen!

Vergesset doch ja nicht die schöne Krone, darauf ich euch gewiesen und verkündigt habe, daß sie euch — euch, sage ich — der Herr Jesus gewiß geben wird, wenn ihr ihn lieb habt und ihm treu bleibt. Werdet ihr immer daran gedenken, so werdet ihr euch gerne sagen lassen, gehorsam und stille sein. Er aber, der Herr Jesus, wird euch dann sehr lieb haben

und euch auf seinen Schoß setzen, bis er euch zur rechten Zeit eure schöne Krone aufsetzt. Adieu.

Bebenhausen, 25. November 1717.

August Hermann Francke.[34]).

In denselben Jahren seines Stuttgarter Lebens und Wirkens, da Urlsperger im Amte schwere Anfechtungen und Trübsale erfuhr, sah er in sein Haus den allerreichsten Gottessegen einkehren. Sein Weib — nach Allem, was wir von ihr wissen, nicht eine schwache ihres Geschlechts, sondern in jeder Hinsicht fest und stark, in allen schweren Tagen eine rechte Gehülfin ihres Mannes — schmückte sein Haus mit einer frohen Kinderschar.[35]) Fünf Söhne und fünf Töchter wurden nach einander den beglückten Eltern geboren. Freilich sollten diese auch bei mehreren dieser Kinder nach kurzer Freude des Besitzes den Schmerz der Trennung und des Entbehrens erfahren. Vier von ihnen, darunter drei Knaben, wurden schon im zarten Alter den Eltern genommen. Ein Sohn starb jählings als erst zwanzigjähriger Jüngling. Als elfjähriger Knabe war er den Francke'schen Stiftungen zur Erziehung übergeben. Urlsperger selber hatte ihn damals — es war im Frühjahre 1727 — nach Halle gebracht und so das Glück genossen, seinen „Herzenspapa", Francke, der bereits an seiner letzten Krankheit darnieder lag und seinem Ende zueilte, noch einmal zu sehen und zu sprechen. Der Kranke hatte zum Abschiede ihm und seinem Sohne segnend die Hände aufgelegt.[36]) Nach Vollendung seines Schulkursus und seiner akademischen Studien in Halle war der Letztere, zum Jüngling herangereift und nun ein überaus hoffnungsvoller Kandidat der Theologie, nach Hause geeilt, unterwegs in Erlangen auf's Krankenlager geworfen und nach kurzem Leiden von einem schnellen Tode dahingerafft.

Die eigentlichen Sterbe- und Trauerjahre aber sollte das Urlsperger'sche Haus am Ende der fünfziger Jahre erleben. Dem bereits mehr denn siebenzigjährigen Greise starben 1758 während eines Vierteljahres eine verheirathete Tochter, ein Schwiegersohn und mehrere andere ihm näher stehende Verwandte. Dem erstgestorbenen Schwiegersohne folgte 1760 ein zweiter und 1761 ein dritter; jeder hinterließ der Wittwe und den Großeltern eine Schar unversorgter Waislein. Das waren in einer wachsenden zahlreichen Familie die schwersten äußeren Heimsuchungen neben einer langen Reihe anderer.

Reichlich gedemüthigt von der gewaltigen Hand Gottes, aber auch reichlich getröstet! — dies blieb die Glaubenserfahrung Urlsperger's bis an sein Ende, und auch in der letzten Hälfte seines Lebens durfte er in schweren Gefahren, Nöthen und Ängsten die wunderbar helfende Hand seines Gottes wie mit Augen schauen. —

Einen Höhepunkt seines häuslichen wie seines Amtslebens bildete der Sommer 1763, wo er das seltene Glück hatte, den fünfzigsten Jahrestag seiner Hochzeit und seines Amtsantritts zu erleben. Er feierte Beides, das Ehe- und Amtsjubiläum, an seinem 78. Geburtstage, dem 31. August. Von den zehn Kindern, die ihm Gott beschert, konnten freilich nur der einzig übrig gebliebene Sohn Johann August, damals des Vaters Gehülfe und Diakonus, später sein Nachfolger an St. Annen, und drei noch lebende Töchter den geliebten Eltern zu ihrem Ehrentage Glück wünschen. Aber um diese Kinder scharten sich ein Tochtermann und zwanzig Enkel, und so weit der Kreis seiner Freunde und Bekannten, so groß war die Schar derer, welche mit mündlichen oder schriftlichen Grüßen ihre Theilnahme an diesem Tage ausdrückten.

Urlsperger selbst schloß den in häuslicher Stille gefeierten Jubelgottesdienst, bei welchem sein Sohn die Jubelrede gehalten, mit einem aus Starke's Gebetbuch frei reproducirten Gebete über die Worte 2. Mos. 23, 26: Ich will dich lassen alt werden. „Habe Dank, liebster Gott, für alle Treue, Gnade, Geduld, welche du mir in so reichem Maße auf allerhand Weise bis in mein 79. Jahr und ebenso meiner lieben Jubelgattin bis in ihr 75. Jahr erzeiget: da du unser Leben erhalten und so oft vom Verderben errettet, uns gegen alle unsre Feinde geschützt, uns geistlich und leiblich im Amte und Hause gesegnet, uns dein Wort zum Lehrer, deinen Sohn zu unserem Mittler, Bürgen und Fürsprecher, deinen Geist zu unserem Führer und Tröster gegeben hast." So begann sein Gebet. „Laß doch durch die Kraft des heiligen Geistes unser durch dich erreichtes hohes Alter ja dazu besonders dienen, daß Personen allerhand Standes, unter welche du uns oder welche du zu uns führest, zumal junge Leute und vornehmlich unsre Kinder und Kindeskinder, daß weiter des alten Lehrers Zuhörer und Beichtkinder an uns Beiden und besonders an mir ein rechtschaffenes, ungeheucheltes Exempel der christlichen Aufrichtigkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, Treue, Klugheit, Eifer und Verlangen, selig zu werden, merklich sehen und zu solchen Früchten des Geistes durch deine Gnade geleitet werden. Lässest du uns noch älter werden, so wollen wir immer eifriger trachten lernen, — denn aus deiner Schule soll uns mit deiner Hülfe Niemand stellen — alle unsre übrigen Lebenskräfte zu deinen Ehren kräftigst anzuwenden und in deinem und des Nächsten Dienst, wie es arbeitsamen und getreuen Knechten und Mägden zustehet, lauterlich hinzubringen. O, laß uns doch, wenn's auch noch so viel Kämpfens gelten würde, immer

ernstlicher, sorgfältiger und unermüdeter an den uns anvertrauten Seelen, zumal auch den Lehrer an seinen Beicht- und Pfarrkindern arbeiten, damit, was etwa in voriger Zeit da oder dorten, in Diesem oder Jenem, versäumt worden wäre, hinfort durch Gottes kräftig wirkende Gnade eingebracht werde, und also unsere letzten Lebenstage lauter Buß- und Bettage, lauter Glaubens- und Erneuerungstage, lauter Lob- und Danktage, ja lauter Zubereitungstage sein mögen, damit, wenn das letzte Stündlein auch schnell schlüge, wir — ich als ein um seine Lenden gegürteter wachsamer Knecht, die aber mit mir jubilirende Gattin als eine mit brennender Lampe des Glaubens und gottseligen Lebens versehene und geschmückte Jungfrau — erfunden werden." So etwa hieß es gegen Schluß.

Unter den Glückwünschenden fehlten neben den Augsburger Behörden, Amtsbrüdern und Freunden die Landsleute der Vaterstadt Kirchheim u. T. nicht; neben dem Magistrat, Gericht und Rath der Stadt Herrenberg nicht das Konsistorium zu Stuttgart. Unter den Freundesgrüßen fand sich auch einer von dem Staatsminister v. Pfeil, dem frommen Liederdichter, einer von G. Francke, dem langjährigen Mithelfer bei der geistlichen Versorgung Ebenezers, einer von dem aus Ebenezer in die Francke'schen Stiftungen zurückgekehrten Bolze, einer aus Smyrna von dem dortigen ersten lutherischen Pfarrer Lüdecke.

Von seinen alten Württemberger Freunden war damals Weissensee ein achtzigjähriger Greis, und Bengel längst heimgegangen. Aber der Geisteserbe des letzteren und Urlsperger's Nachfolger in Herrenberg, F. C. Oetinger, sandte folgenden kurzen, für seine Weltanschauung charakteristischen Gruß: [37])

Ist jetzo gleich nicht mehr der ersten Wunder Zeit,
Will Jehova nicht mehr Eliä Wagen geben,
Will er verborgentlich nur in dem innern Leben,
Erkenntlich sein: genug, die Kraft der Herrlichkeit
Bleibt eben die sie war in Glauben und Geduld
Noch itzo; wenn auch schon der Unglaub' Mauern baut
Und in des Heil'gen Wort die tiefsten Lücken haut,
Unüberwindlich ist jedennoch Gottes Huld.
Das siehet man an dir, o seltner Glaubensgreis!
Du Nachbild Abrahams, du bist uns ein Exempel
Der süßen Himmelsgnad' des Herrn aus seinem Tempel,
Da du fast Achtzig zählst auf Jesu Kraftgeheiß.
Wir hier in Herrenberg verehren sonderlich
Seit mehr als vierzig Jahr, daß Gott dich so gezieret,
Nachdem du auch allhier das Amt in Kraft geführet.
Wohl dir! dies rufen wir so laut als still für dich.

Zwei Jahre nach diesem Ehren- und Jubeltage legte Urlsperger, nun wirklich ein achtzigjähriger Greis, sein Amt nieder.

Am Sonntage Cantate 1765 nahm er mit einer Predigt über das Sonntagsevangelium (Joh. 16) von seiner Gemeinde Abschied. Er schloß mit einem letzten Hinweis auf den Trost des Evangelii. „Der gewisse Trost ist dieser, daß ihr wisset, daß, was euch von dem Hingang Christi und dessen Nutzen verkündiget worden und noch wird, die pure lautere Wahrheit sei; mithin, daß euch Jesus, der treue und wahrhaftige Zeuge, nicht hintergehe noch hintergehen könne. Ihr dürfet in der Gnaden- und Heilsordnung, worin ihr stehet, ganz getrost sagen: Herr Jesu, es ist auch mir gut gewesen, daß du für mich hingegangen bist — denn dadurch bin ich mit deinem Vater ganz versöhnt worden — dein Vater ist auch mein Vater, deines Vaters Haus ist auch mein Haus, auch mit und bei mir bist du bis an's Ende meiner Tage; ich weiß,

du wirst mich auch zur rechten Stunde zu dir aufnehmen. Der Geist, womit du ohne Maß bist gesalbet worden, ist auch mein Geist. Durch dich werde ich in meinem Gebet erhört, und dein Geist giebt Zeugnis meinem Geist, daß ich ein Kind Gottes und ein Erbe des ewigen Lebens bin."

Nach diesen Worten dankte Urlsperger dem ewigen und lebendigen Gott, dem barmherzigen und gnädigen Vater, daß er ihn vom ersten Tage seiner Amtsführung bis zu diesem letzten mit so vieler Geduld getragen, mit so viel Erbarmung angesehen, mit so vielen Wohlthaten überschüttet, auch unter den schwersten Prüfungen im Amte, in der Familie und sonsten immer wieder Glaubenstrost und Freudenlicht habe aufgehen lassen; in Allem mit so viel Kraft beigestanden, mit so viel Segen die Arbeit gesegnet und in den allerbedenklichsten Zeitläuften Licht und Muth verliehen, also daß Ursach über Ursach sei, das Cantate-Lied anzustimmen: Sollt' ich meinem Gott nicht singen? Sollt' ich ihm nicht dankbar sein? Denn ich seh in allen Dingen, wie so gut er's mit mir mein'? Ist doch nichts als lauter Lieben, das sein treues Herze regt, das ohn' Ende hält und trägt, die in seinem Dienst sich üben. Alles Ding währt seine Zeit — Gottes Lieb' in Ewigkeit! [38]) —

Während des nun folgenden stillen Feierabends beschäftigte sich Urlsperger hauptsächlich mit seinem Gott und seiner nahen Heimfahrt zu ihm. „Kinder", so sagte er öfter zu den Seinigen, „sollte ich einmal schnell sterben, so wißt: ich sterbe selig; denn ich kleide mich täglich und ganz in die Gerechtigkeit meines Heilands." Seinen Leichentext: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der für-

nehmste bin, aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren" und die Sprüche: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" und „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht," waren seine liebste Speise aus Gottes Wort.[39])

Oft stärkte er seinen Glauben durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Fühlte er die ihm anklebenden Schwachheiten und Sünden, so bekannte er sie redlich und suchte die Vergebung im Blute Christi. Er war ein großer Beter, ein unaufhörlicher und erhörlicher Beter. Allein oder mit Andern zu beten, war nun erst recht seine liebste Beschäftigung. Im brüderlichen Verkehr suchte er stets und auf ungekünstelte Weise erbaulich zu sein, und niemals ging man von ihm, ohne eines jener guten Worte für die eigne Seele mitzunehmen, die seine Seele erfüllten; vor allem die Mahnung: „Trachtet nach dem, was droben ist, da Christus ist." Der Abfall vom Glauben, der während seiner letzten Jahre immer größere Kreise in der Christenheit ergriff und auch in seinem geliebten Augsburg sich breit machte, betrübte ihn tief und blieb seinem eigenen so ganz anders gerichteten Innern ein unbegreifliches Räthsel. Je ernster er ihn aber betrauerte, um so größer war seine Freude, wenn er inmitten der ungläubigen Zeitströmung solche, die er liebte, fest stehen sah auf dem alten Glaubensgrunde. So war es für ihn ein wahrer Festtag, als ihm sein Sohn, der mittlerweile Pfarrer an der Kreuzkirche und Senior geworden war, die Rede vorlas, die er beim Antritt des Seniorats gehalten und in der er ein gutes Bekenntnis zu dem alten Evangelium und dem alten Glauben abgelegt hatte. Dies Bekenntnis aus dem Munde seines vielgeliebten einzigen Sohnes war eine der letzten großen Freuden des greisen

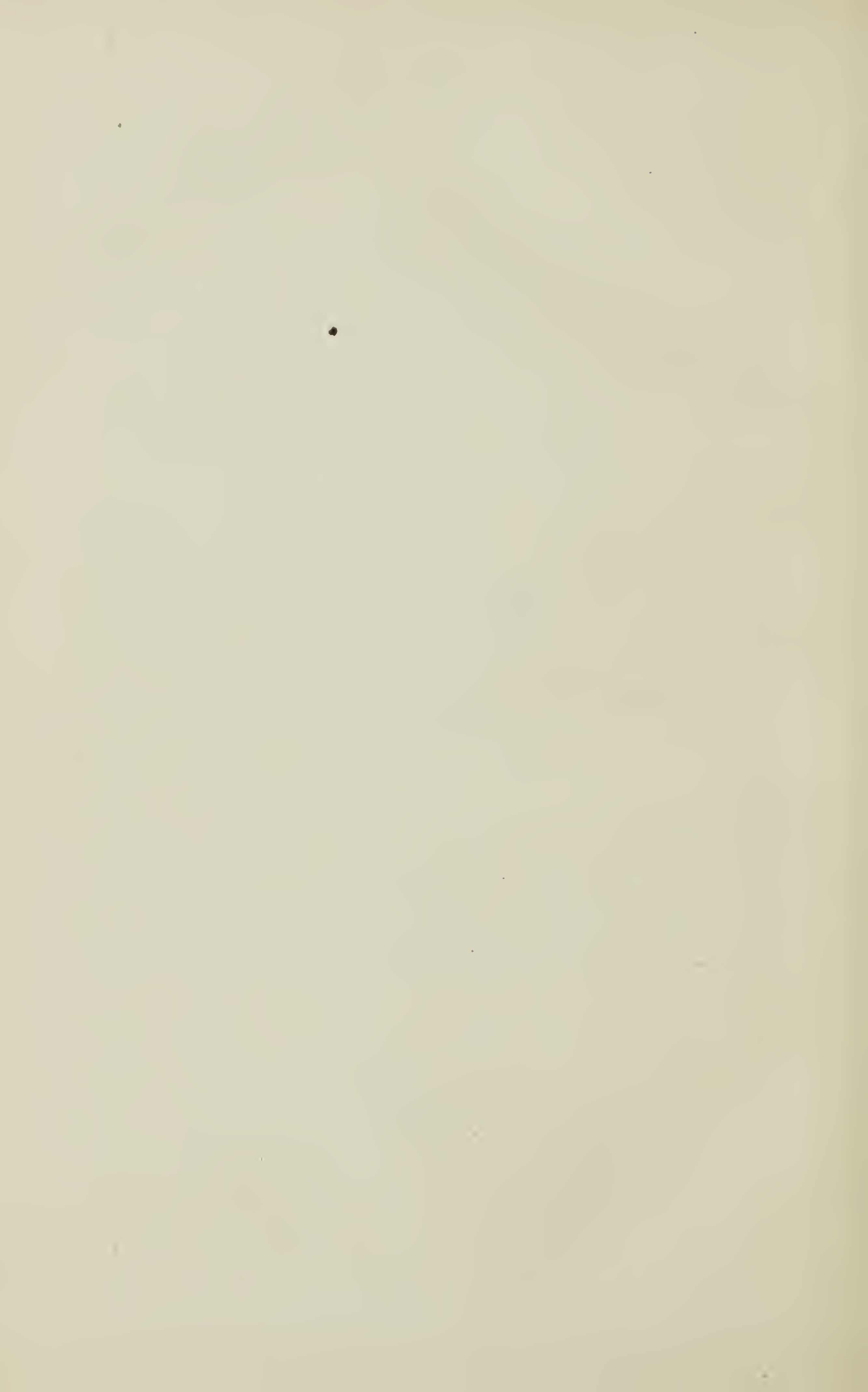
Bekenners, ein letzter Sonnenblick in seinem zur Rüste gehenden Lebenstage.

Von da ab — es war in der Fastenzeit 1772 — wurde er täglich schwächer. Vom Sonntage Judica an vermochte er fast nicht mehr zu reden. Das Wenige, was er sagte, handelte nur noch von Einem — von seinem Heiland. Den Ostersonntag durfte er noch mit den Seinigen hier unten feiern. In der Nacht zum Ostermontag holte ihn sein Heiland heim in das obere Heiligthum. —

Sein jüngerer Freund und Amtsbruder, der Senior Degmair, der einst als Kandidat in seinem Auftrag den ersten Zug Salzburger Emigranten nach Rotterdam begleitet, hielt ihm die Gedächtnisrede. Sie ist von dem Sohne Urlsperger's veröffentlicht und mit einem „kurzen summarischen Lebenslauf" begleitet, in dem nur mit wenigen Worten berührt wird, was der Entschlafene, „der wahre Christ und Menschenfreund, der treue Ehegatte und Vater, der rechtschaffene Bürger und würdige Prediger, der arbeitsame Mann und fleißige Beter" gewesen.[40]) Ausdrücklich hatte Urlsperger verboten, nach seinem Tode in herkömmlicher Weise sein Bild der Öffentlichkeit zu übergeben; „er wolle sich von nichts rühmen, als allein vom Kreuze Christi, durch welches ihm die Welt gekreuzigt sei, und er der Welt."



Beläge.



Steinmetz.

---

[1]) Notiz aus dem Pfarrarchiv z. Gr. Kniegnitz. — Für die Schul- und Universitätsjahre und die Amtsjahre in Mollwitz und Töppliwoda ist Hauptquelle: Stiffer, d. Reichthum der Gnade und Barmherzigkeit Gottes u. s. w. an J. A. Steinmetz. Hier findet sich neben Leichenreden und Leichengedichten auch ein Lebenslauf nach des Abts eigenen Erzählungen. Bernhardi's Buch ist ein Abdruck hievon.

[2]) Das Breslauer Edikt gegen d. Pietismus im Auszuge bei Radda: Beiträge zur Geschichte der Stadt Teschen; Programm der K. K. Staatsrealschule zu Teschen. Teschen 1878. S. 27. Diese nach einem reichen bisher unbenutzten handschriftlichen Material gearbeitete Monographie enthält werthvolle neue Aufschlüsse über den Steinmetz'schen Proceß.

[3]) Schon seit Kriegsmann's Symphonesis christian. Frkf. 1678 gab es e. Literatur über Berechtigung u. Nutzen d. Konventikel.

[4]) Hensel, Protest. Kirchengeschichte Schlesiens S. 559 u. f. — A. Menzel, Neuere Geschichte d. Deutschen V, 175 f. Act. hist. eccl. V. 830.

[5]) Act. hist. eccl. V. 832 f.

[6]) Hensel a. a. O. S. 635.

[7]) Hensel a. a. O. S. 675.

[8]) Das Breslauer Edikt nennt die Pietisten u. a. „sonderbare Leute — die nach Art der Quäker an unmittelbare Eingebungen des hl. Geistes glauben, die Vermischung aller Religionen suchen u. sich als die allein wiedergeborenen Christen einer

sonderbaren Vollkommenheit des Lebens rühmen." Radda a. a. O. S. 27.

[9]) Radda a. a. O. S. 10.

[10]) Act. hist. eccl. VI 858 u. f.

[11]) Ebendaselbst VI. 860.

[12]) Radda a. a. O. 28. Vgl. auch Walch: Rel. Streitigkeiten, V. 333 u. f. Hensel a. a. O. 666. Menzel a. a. O. V 179.

[13]) Act. hist. eccl. VI. 863.

[14]) So nach der von Steinmetz selbst als richtig bezeichneten Darstellung b. Walch.

[15]) Radda a. a. O. S. 31.

[16]) Ebendaselbst S. 35.

[17]) Walch a. a. O. V. 344.

[18]) Radda, a. a. O. S. 43.

[19]) Walch, a. a. O. V. 361.

[20]) Muthmann war schon vor Steinmetz's Ankunft in Teschen mit der katholischen Obrigkeit in Konflikt gerathen, weil er eine zur ev. Kirche Übergetretene heirathen wollte. Vergl. Sammlungen f. Liebhaber christl. Wahrheit, Basel, Jahrg. 1792 S. 275.

[21]) Acta hist. eccl. IV. 785. und Spangenberg: Leben Zinzendorf's II. 372 u. III. 525.

[22]) Radda: a. a. O. S. 46.

[23]) Näheres b. Menzel a. a. O. V. 178.

[24]) Hdschr. i. d. gräfl. Bibliothek z. Wernigerode.

[25]) Spangenberg, a. a. O. III. 613.

[26]) S. unten das Lau'sche Tagebuch.

[27]) Steinmetz: Letzte Worte väterlicher Ermahnung, Frankf. u. Leipz. 1733.

[28]) F. d. ältere Geschichte des Klosters: Fasciculus opusculorum historicorum selectus. Halberstadt 1721 und Meibom, Chronicon Bergense. — Eine skizzenhafte Fortsetzung: Rathmann, Gesch. d. Klosters Bergen. 1812.

[29]) Kurze Nachricht v. d. gegenw. Verfassung d. Kloster-Bergischen Pädagogiums. 1744 u. 1752.

[30]) Die uns vorliegenden Programme sind theils von Haehn, theils von Knapp, als Rectoren, verfaßt.

[31]) Holstein, Aufsatz in den Magdeb. Blättern f. Handel, Gewerbe und sociales Leben v. Jahre 1882. Nr. 43.

[32]) Über d. Fachsystem: Kramer, Francke's Leben II. 436.
[33]) Holstein, a. a. O.
[34]) Tholuck, Gesch. d. Rationalismus S. 39.
[35]) Bernhardi, a. a. O. S. 55 nach e. Bericht in den Basler Sammlungen f. Liebhaber chr. Wahrheit.
[36]) Rathmann a. a. O.
[37]) Lau's Tagebuch u. e. hdschr. Bericht des Abts im Wernigeröder Archiv.
[38]) Schmidt, Gesch. d. Pädag. III, 455.
[39]) Rathmann a. a. O.
[40]) Einige St.'sche Lieder abgedruckt in Knapp's Liederschatz.
[41]) Silberschlag i. d. Vorrede z. Steinmetz'schen Betrachtungen über die Versiegelung. Wernigerode 1770.
[42]) Hdschr. im gräfl. Archiv zu Wernigerode.
[43]) Hdschr. ebendas.
[44]) Geistl. Magazin 1772. S. 761 u. f.
[45]) Ein Verzeichnis d. Steinmetz'schen Schriften bei Bernhardi a. a. O. S. 57 u. f.
[46]) Steinmetz's Schreiben a. d. P. Häckert i. Stargard 1749.
[47]) Spangenberg a. a. O. II. 372.
[48]) Knapp, Beiträge z. Gesch. Spangenberg's, herausgegeben v. Frick. Halle 1884.
[49]) Dorner, Glaubenslehre II. 771.
[50]) Geistliches Magazin 1763. II. Sammlung I. Stück S. 21.
[51]) Ein altes in Öl ausgeführtes Porträt des Abts in d. Hofprädikatur z. Wernigerode. Ein anderes — Kupferstich — in d. Stisser'schen Leichenschriften.
[52]) Mittheilungen über des Abts letzte Stunden u. s. Charakteristik meist nach Stisser a. a. O. Mit seinem Urtheile stimmen die anderer Zeitgenossen, die Steinmetz minder nahe standen, überein.

Lau.

[1]) Hier und an etlichen anderen Stellen hat das alte Kirchenbuch der Schloßgemeinde zu Wernigerode Aufschluß gegeben.
[2]) Seelenführung und letzte Stunden des S. Lau u. s. w. —

Wernigerode, 1747 —; in großen Zügen Lau's Jugendgeschichte bis zu s. Aufenthalte in Jena.

[3]) Tholuck, Gesch. d. Rat. S. 53 u. 83.

[4]) Theol. past. pract. VII. 493 u. f.

[5]) Kramer, Leben Francke's I. 128.

[6]) Letztes Ehrengedächtnis d. sel. J. Fr. Buddeus. Jena, 1731. Ritschl, Gesch. d. Piet. II. 389.

[7]) Seelenführung S. 35.

[8]) Ebendas. S. 37.

[9]) Gräfl. Archiv. z. Wernigerode.

[10]) Hiernach berichtigt sich die Behauptung Tholuck's: Gesch. d. Rat. S. 76.

[11]) Gräfl. Archiv z. Wernigerode.

[12]) Der Krawall, von dem Förstemann im „Leben d. Grafen Chr. Ernst z. Stolberg-Wernig." erzählt, hat allerdings b. Gelegenheit einer Disputation stattgefunden, in der Zimmermann die Wolff'sche Philosophie angriff. S. Lange: Philosophische Fragen aus der neuen mechanischen Moral. Halle 1734. S. 140 u. f.

[13]) Gräfl. Archiv z. Wernigerode.

[14]) Hdschr. i. Besitz der Frau Gräfin Schlieffen zu Krausche b. Bunzlau.

[15]) Hdschr. ebendaselbst.

[16]) Gräfl. Archiv z. Wernigerode.

[17]) Theol. past. pract. a a. O.

[18]) Gräfl. Archiv z. Wernigerode.

[19]) Tagebuch d. Erbgrafen H. E. im Gräfl. Archiv.

[20]) D. besten s. Lieder in: Neue Sammlung geistl. Lieder, Wernigerode 1752. Diese Sammlung enthält viele Dichtungen des Wernigeröder Pietistenkreises, auch solche von Zimmermann, Lau, Jägersberg, Caprivi, Allendorf u. a.

[21]) Hdschr. i. Besitz d. Frau Gräfin Schlieffen.

[22]) D. gottsel. Leben d. Gräfin S. Chr. z. St. W. Halle 1764. Neu verlegt in Dresden, 1833. Verschiedenes hdschriftlich i. gräfl. Archiv. Zu den Lutherworten s. u. A. Luther's Werke I. Erlanger Ausg. VII, 98 u. XVIII, 121 u. f.

[23]) Gräfl. Archiv. z. W.

[24]) Ebendaselbst.

[25]) Theol. past. pract. VII, 493.

[26]) Gräfl. Archiv.
[27]) Kirchenbuch d. Schloßgemeinde z. Wernigerode.
[28]) Lau's Schriften II, 585. Zu dem folgenden: Ebendaselbst II, 617.
[29]) Über ihn s. e. Artikel von Dr. Jakobs i. d. Allgem. Biographie u. Koch, Geschichte des Kirchenlieds. 3. Aufl. IV, 495 u. f.
[30]) Gedruckt z. Basel 1761.
[31]) Vergleiche über ihn Förstemann, Graf Chr. E. z. Stolb.-Wern., als Manuscr. gedruckt, u. Koch, Geschichte d. Kirchenlieds IV, 425 u. f.
[32]) Acten d. Kirchenvisitationen i. d. Act. d. Gräfl. Konsistoriums.
[33]) Gräfl. Archiv z. W.
[34]) Spener, Pia desideria Frkf. 1680. S. 149.
[35]) Act. hist. eccl. III, 251, Tholuck a. a. O. S. 57.
[36]) Schmidt, Geschichte d. Pädag. III, 473. Kramer a. a. O. II, 407 u. f.
[37]) Gräfl. Archiv. z. W.
[38]) Schmid, Gesch. d. Pietismus S. 259 u. f.
[39]) Gräfl. Archiv z. W.
[40]) Walch, Rel. Streitigk. V, 504.
[41]) Gräfl. Archiv z. W.
[42]) Hdschr. i. Besitz der Gräfin Schlieffen, Bruchstücke v. Tagebuche d. Erbgrafen i. Gräfl. Archiv.
[43]) Schmid, Dogmatik d. luth. Kirche III, § 46. S. 371.
[44]) Gräfl. Archiv z. W.
[45]) Ebendas.
[46]) Gräfl. Bibliothek z. W.
[47]) Gräfl. Archiv z. W.
[48]) Acten d. Gräfl. Superintendentur.
[49]) Christl. Denkmal dem u. s. w. Lau.
[50]) Theol. past. pract. a. a. O.

Urlsperger.

[1]) Die Hauptumrisse vom äußeren Lebensgange Urlsperger's finden sich i. d. Sammlung Urlspergerscher Jubelschriften, Augsb. 1764, u. i. d. Wohlverdienten Ehrengedächtnis Herrn S. Urlsperger's. Augsb. 1773.

[2]) Kramer, Francke's Leben II, 58 u. f. Die Quellen über die Waldecker piet. Bewegungen s. b. Sachße: Ursprung u. Wesen d. Pietism. S. 365.

[3]) Walch, Religionsstreitigk. d. evang.-luth. Kirche V, 111 u. f.

[4]) Knapp, Beiträge z. Lebensgeschichte Spangenberg's, herausgegeb. v. Frick, Halle 1884. S. 17.

[5]) Walch. a. a. O. V. 113.

[6]) Act. hist. eccl. III. 157.

[7]) Über s. späteres Geschick s. Spittler, Gesch. Württembergs S. 299.

[8]) Kramer a. a. O. S. 59.

[9]) Roemer, kirchl. Geschichte Württembergs S. 367 u. f.

[10]) Roemer a. a. O. S. 377.

[11]) Roemer a. a. O. 394 u. f.
Spittler a. a. O. S. 297 u. f.
A. Menzel, Gesch. d. Deutschen u. s. w. IV., 528 u. f.

[12]) D. Brief, hdschr. i. Archiv d. Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S.

[13]) Spittler a. a. O. S. 302.

[14]) Kramer a. a. O. S. 231 Anm. — leugnet mit Unrecht, daß Francke Urlsperger predigen gehört habe. Francke's Tagebuch (Hdschr. i. d. Archiv d. Franck. Stiftg.) berichtet das im Text Mitgetheilte ausdrücklich. Mit jener Leugnung werden aber auch die übrigen Einwände gegen die Glaubwürdigkeit des folgenden Berichts hinfällig.

[15]) So Knapp i. Liederschatz 1837 II, 870. Koch Gesch. d. Kirchenlieds III. Auflage V. 73. Roemer a. a. O. S. 401.

[16]) D. Brief, hdschr. i. Archiv. d. Francke'sch. Stiftg.

[17]) Apologie de M. Forstner S. 26 b. Spittler a. a. O.

[18]) Koch a. a. O. S. 74.

[19]) In Tübingen ohne Jahreszahl gedruckt.

[20]) Über separatistische Vorgänge i. Herrenberg z. Anf. d. Jahrhunderts s. Römer a. a. O. S. 384.

[21]) Gedruckt i. Augsb. 1752.

[22]) Zuletzt herausgegeben v. Ledderhose, Ludwigsburg b. Riehm, 1857.

[23]) Ganz abgedr. i. Knapp's Liederschatz II, No. 3308.

[24]) Kramer a. a. O. II. 254.

[25]) Walch a. a. O. V. 379 u. f.; Ehrengedächtnis S. 29.

[26]) Hdschr. i. Besitz d. Frau Gräfin Schlieffen.

[27]) Act. hist. eccl. II 664 u. f.

[28]) Jubelschriften S. 129.

[29]) Goecking: Vollkommne Emigrationsgesch. d. Salzbg. Lutheraner Frkf. u. Lpz. 1734. S. 149 u. f.

[30]) Ausführliche Nachrichten v. d. Großbrit. Kolonie Salzb. Emigranten. Halle 1741. Act. hist. eccl. VI, 883 u. f.

[31]) Goeking a. a. O. S. 552 u. f.

[32]) Lüdecke: Glaubwürd. Nachrichten v. Türkischen Reiche. Lpz. 1770 S. 4 u. f.

[33]) Fresenius: Ausführl. Beschreibung d. Proselytenanstalt z. Darmstadt. Daselbst 1739.

[34]) Beide Briefe hdschr. i. Besitz d. Frau Gräfin Schlieffen.

[35]) Ihr Bild im Ehrengedächtnis.

[36]) Francke'sche Leichenschriften, Halle 1727 S. 180.

[37]) Jubelschriften S. 145.

[38]) Urlsperger's Abschiedspredigt: Vom großen Nutzen d. Hingangs Jesu u. s. w. S. 33 u. 40. E. zieml. vollständige Aufzählung Urlsperger'scher Schriften findet sich in den Jubelschriften S. 67 u. f.

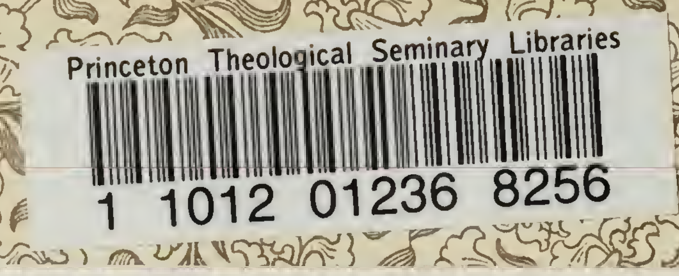
[39]) Ehrengedächtnis S. 57 u. f.

[40]) Über Joh. Aug. Urlsperger, den einzig übriggebliebenen Sohn Samuels, den Begründer der Christenthumsgesellschaft in Basel u. Verf. vieler mit apologetischer u. polemischer Tendenz dem Rationalismus entgegentretender Schriften, s. i. Herzog's Real-Encyklopäd., I. Auflage, den betr. Artikel von Ostertag.

Druckfehler-Verzeichnis.

Seite 20 Z. 4 v. o. l. Intensität statt Intensivität.
„ 25 „ 1 „ u. „ unwiedergeborne statt und wiedergeborne.
„ 26 „ 7 „ „ „ einer statt eines.
„ 56 „ 1 „ o. „ Denn statt Doch.
„ 84 „ 14 „ „ „ ergänze [37]).
„ 87 „ 9 „ „ „ Geistlichen statt Geistlicher.
„ „ „ 13 „ „ „ mannigfaltigen Inhalt.
„ 97 „ 9 „ „ „ unterworfen statt nicht unterworfen.
„ 119 „ 6 „ u. „ 2. Petr. **2**, 21 statt 3, 21.
„ 121 „ 9 u. 10. v. u. l. Röm. 8, **14**—17 statt 4—17 und 2. Cor. 1, **21** u. 22 statt 20 u. 22.
„ 123 Z. 16 v. u. l. bemerkt statt bemerkte.
„ „ „ 5 „ „ „ werden können statt werden.
„ 171 „ 13 „ o. „ lernet statt ernet.
„ 198 „ 5 „ u. „ und statt in.
„ 224 „ 6 „ „ „ hintan statt hinten.
„ 237 „ 9 „ o. „ streiche: hervortritt.
„ 242 „ 11 „ „ „ verstockter statt versteckter.
„ 264 „ 4 „ „ „ Pfirt statt Fürth.
„ 270 „ 7 „ „ „ theure statt treue.




Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01236 8256



